Digitized by Google

Columbia University
in the City of New York

LIBRARY

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Repertorium

und

Bibliothek

für

empirische Psychologie

und

verwandte Wissenschaften.

Mit

Unterstüzung mehrerer Gelehrten herausgegeben

von

M. J. D. Nauchart,

Diakonus zu Nürtingen in Wirtemberg, und auswärtigem Mitgliede der literarischen Gesellschaft zu Halberstadt.

Zweiter Band.

Tübingen,

bei Jakob Friedrich Heerbrandt.

1799.

Digitized by Google

Allgemeines

Repertorium

für

empirische Psychologie

und

verwandte Wissenschaften.

Mit

Unterstüzung mehrerer Gelehrten herausgegeben

von

M. J. D. Nauchart,

Diakonus zu Nürtingen in Wirtemberg, und auswärtigem Mitgliede der literarischen Gesellschaft zu Halberstadt.

Fünfter Band.

Tübingen,

bei Jakob Friedrich Heerbrandt.

1799.

Digitized by Google

Digitized by Google

Vorrede.

Der hier erscheinende Band dieses Repertoriums ꝛc. liefert als Fortsetzungen den Schluß der Abhandlung; über die Tiefe der menschlichen Seele, und die Fortsetzung des pädagogischen Aufsatzes; über die Hindernisse einer guten Erziehung, welchen der folgende Band zum Schluße bringen wird.

Die übrigen Aufsätze sind neu, und ich habe mich bemüht, so viel interessantes und merkwürdiges zusammen zu bringen, als mir möglich war. — Was insbesondere das pädagogische Tagebuch von Herrn Pfarrer Dillenius betrift, so ist es eine Fortsetzung dessen, was davon im Braunschweigischen Journale 1789. St. II. und 1790. St. 3. eingerükt worden ist, und was ich daselbst nachzulesen bitte.

Eigentliche Auszüge habe ich dießmal nicht geliefert, theils weil mir eben kein merkwürdiges Buch, das einen solchen verdient oder nothwendig gemacht hätte, unter die Hände gekommen ist, theils weil ich auch bei der Ver-

änderung

103850

Digitized by Google

änderung der Verlagshandlung, welche sich nicht lange vor der Messe zugetragen hat, keine Zeit mehr dazu gehabt hätte. Indessen können, wie mir dünkt, die „merkwürdigen Träume" aus Lavaters Pontius Pilatus, und die „Geschichte meiner moralischen Grundsätze" aus Bekers Vorlesungen ꝛc. einstweilen ihre Stelle vertreten.

Der Meinung des Rec. in der A. L. Z. 1798. Nro. 342. daß an die Stelle der Recensionen wenigstens eine kurze Uebersicht der psychologischen Literatur gesezt werden könnte, stimme ich vollkommen bei, und werde daher auch wirklich, wiewohl, um sie nicht zu zerstückeln, erst am Schluße des ganzen Werkes, eine systematisch-pragmatische Uebersicht der neueren psychologischen Literatur, etwa von den drei lezten Quinquennien dieses Jahrhunderts, liefern.

Ich wünsche übrigens auch diesem Bande eben so nachsichtsvolle und gütige Beurtheiler, als der eben angeführte Hr. Recensent war.

Nürtingen in Wirtemberg
den 13. März 1799.

Der Herausgeber.

Inhalt

Inhalt dieses Bandes.

Seite

I. Empirische Psychologie.

1. Ueber die sogenannte Tiefe der menschlichen Seele ꝛc. — Aus dem Nachlasse eines berühmten Gelehrten. (Forts.) 3
2. Der Zweifler an seiner eigenen Persönlichkeit. Erzählung und Bemerkungen. 54
3. Sonderbares Betragen eines Mädchens von sieben Jahren — von Hrn. Pf. Wittich zu Wittershausen. 72
4. Geschichte einer Clairvoyante — von dem Herausgeber. 75
5. Wirkung der Einbildungskraft einer schwangern Mutter auf ihr Kind. — Aus einem Briefe. 92
6. Moderne Hexenprobe — von ebend. 94
7. Merkwürdiges Delirium in einem Anfalle von Nymphomanie — von Hrn. D. Elvert zu Cantstadt. 95
8. Merkwürdige Träume, — aus Lavaters Pontius Pilatus. 98
9. Eifersucht ohne Haß. Ein psychologisches Phänomen. Fragment eines psychologischen Romans der mehr Wahrheit als Dichtung enthält. — Von dem Herausgeber. 102

II. Mo-

Innhalt.

Seite

II. Moral.

1. An den Herausgeber des Repertoriums ꝛc. über seinen Versuch zu einer philosophischen Glaubensunion — von Hrn. Prof. Brastberger zu Blaubeuren. 131

2. Beleuchtung des lezten Grundes der Sittlichkeit durch ein Naturgesez — von Hrn. Prof. Bardili zu Stuttgart 147

3. Ueber das Verfahren der Advocaten bei peinlichen Processen — von Hrn. D. Elvert. 149

4. Geschichte meiner moralischen Grundsäze — von Hrn. Rath Beker. Aus seinen Vorlesungen über die Rechte und Pflichten des Menschen, mit Anmerkungen von dem Herausgeber. 158

III. Pädagogik.

1. Ueber die Hinderniſſe einer guten Erziehung — von dem Herausg. (Fortſ.) 187

2. Noch ein Tagebuch über ein kleines Kind, (zweites Jahr) von einem andern Beobachter, — Hrn. Pfarrer Dillenius zu Baltmannsweiler. 225

IV. Aesthetik.

1. Dramaturgiſche Miſcellen. (Ueber Leſſings Nathan.) 255

2. Entwurf eines noch ungedrukten Luſtſpiels: der Caſſenreſt. 259

3. Ueber den Werth des Schönen. Von dem Verfaſſer der Abhandlung: über die Tiefe der menſchlichen Seele ꝛc. — Ein Brief. 287

I.

Empirische Psychologie.

Digitized by Google

I.

Ueber die sogenannte Tiefe der menschlichen Seele,

oder:

Vermischte Bemerkungen über die Natur und Eigenschaften derselben.

Aus dem Nachlasse eines berühmten Gelehrten.

Fortsetzung.

II. Eigenschaften der Seele.

§. 17.

Die Empfindung ist mit den Nerven, und die Reizbarkeit mit den Fasern im ganzen Leibe ausgetheilt, und geschieht da und in eben dem Maas, wo und wie die Bewegung ist. Die Seele sieht im Aug, und hört im Ohr ordentlicher Weise; und das in einem solchen Verhältniß unter sich und ins Ganze, daß sowol die schwächere Empfindung des einen der Stärke des andern weichen, als einer den Mangel des andern ersetzen muß. Ein Schmerz am Zahn vertilgt das Gefühl des Schnitts an einem Finger. Ein Blinder mißt die Breite der Straße an der Zugluft.

Einem andern war das Anrühren eines rothen Tuchs eine Empfindung, die dem Gehör einer Trompete glich. Jener Taube empfand den Ton durch ein Gefühl, welches seinen Leib bis in die Füße durchdrang, und von da wieder in die Höhe stieg, bis es in der Gegend des Zwerchfells stehen blieb. (Hamb. Mag. T. VIII. p. 651.) Einen andern lehrte Ammann durch das Sehen die Worte verstehen, und richtige Red und Antwort geben. Es gibt Augenclaviere, und die Musik hat wunderbare Wirkungen.

Ueberhaupt steigen oft die Sinne auf einen unbegreiflichen Grad der Höhe. Democritus konnte die Milch unterscheiden, die von einer schwarzen Geiße war, welche nur einmal getragen. Hippocrates sah die übernacht verlohrne Unschuld eines Mädchens an ihren Augen; (Fenelon Leben der Weltweisen, p. 173.) Ein anderer wußte zehnerlei einzelne, und zwei, dreierlei durcheinander gestoßene Gattungen Thee, durch den bloßen Geschmak, zu unterscheiden, (Zuschauer T. IV. disc. 91.) Wie übel wären die Menschen dran, wenn sie die feine Nase eines Hunds hätten; welch ewiges Getöse würde sie betäuben, wenn sie das Gehör gewisser Thiere besäßen; und wie würde ihr Gesicht beschaffen seyn, wenn ihre Augen, gewissen Würmern gleich, lauter Vergrösserungsgläser und vielflächige Vergrösserungsgläser wären?

§. 18.

§. 18.

Die Apperception, oder das Bewußtseyn, ist die klare Empfindung und Vorstellung der Dinge. Klare Begriffe sind nur im Grad von den dunkeln unterschieden; sie sinds ja alle selbst vorher gewesen, und nichts wirkt in Distanz noch ohne Succeßion.

Ohne Zweifel geht im Hirn die Haupthandlung, der innerliche Sinn, der Sensus communis, vor.

Im allgemeinsten Verstand ist der Sensus communis die Art, mit welcher die Seele nach Regeln wirket, die von der allgemeinen Natur festgesezt, von der Vernunft erkannt, und in collisione, bei verschiedenen Organis, oft so verkehrt angewendet werden.

Die generalste Regeln sind folgende:

Die Action und Reaction sind einander gleich. Die Action steht in Verhältniß mit ihrer Kraft. Jede Handlung hat ihre Direction; sie mag der Zwek genennt werden. Der Activität und Lebhaftigkeit, ich möchte sagen, der Geschwindigkeit der Perception ist das Bestreben (Appetit und Aversation,) proportional; und die Dunkelheit, Klarheit und Deutlichkeit, dem Gegenbild, ohne von der Geschwindigkeit abzuhangen. Der verwirrteste Begriff hat oft die gröste Lebhaftigkeit, und der gründlichste hat keine. Die deutlichste Ueberzeugung gibt kein Bestreben. Sie muß zum Vorurtheil werden, d. i.

zu einer Uebung kommen, die man ohne Denken thut. Die Uebung stößt alle Gründe des Gegentheils übern Haufen. Es kann ihr nicht anders, als durch die Gegenübung gewehrt werden. Gut ist der Lebhaftigkeit und dem Grad der Klarheit das Object des Appetits, wie bös das Object der Aversion. Die Uebereinstimmung oder der Widerspruch des Mannigfaltigen. Das Bestreben, mit dem Guten eins zu werden, ist die Liebe, die Cohäsion. Keine Direction ändert sich von selbsten; es gehört ein neuer Gegenstand dazu, mit einer stärkern Kraft, oder wenigstens einer grössern Activität. Was die Kraft des Widerstands im Körper ist, aus der Impenetrabilität, das ist in der Seele die Acquiescenz, die Zufriedenheit, der Ekstein der Glükseligkeit. Und eben diese Kraft, insofern sie unaufhörlich wirkt, ist das unaufhörliche Bestreben. Man urtheile, ob der Creatur, im allerstrengsten Verstand, ewig ein Genüge widerfahren könne? Die Kraft wirkt auf allen Seiten, und mißt sich mit andern, und in ihr anderer Kräfte. Gleiche geben kein Bestreben. Dasselbe folgt der stärkeren Direction, und, bei mehreren, der stärksten (oder, welches gleich viel ist, dem besten,) die in die Seele wirket. Ich möchte sie mit der Diagonal-Linie vergleichen dürfen. Regeln, die, ob sie schon von den Gesetzen der Bewegung abgezogen worden, doch den Eigen-

schaften

schaften der Seele so angemessen und so wenig schädlich sind, daß die strengste Vernunft, die höchste Freiheit, nicht ohne sie bestehen kann.

§. 19.

Im eigentlichen Verstand ist der Sensus communis die Einung der Nerven im Gehirn. Diese Organa haben ihre mitgetheilte, und ihre eigene Bewegung.

Eine Empfindung, die an einem Ende eines Nervens entsteht, wird zugleich an dem andern Ende mit empfunden. Einem Menschen, dem sein rechter Fuß abgenommen worden, thut oft sein großer rechter Zehen weh. Und der Consens der Nerven macht vielmal die Aerzte irre, wo es dem Kranken wehe thut.

Dieser Consens ist es, er sei special oder general, der oft in Theilen, und im Ganzen, auf eine Empfindung eine Bewegung folgen läßt, ohne alle Apperception. Sollten die Glieder nicht, im Angesicht der Apperception, oder mit der appercipirenden Theile Vorwissen, aus eigener Kraft, ein gleiches thun? Ist es doch so offenbar, daß willkührliche Handlungen im Leibe vorgehen, ohne alles Mitwissen, ja sogar wider Willen der Seele; wenn man die appercipirende Kraft, im ganz besondern Verstand so nennen will. Die Eröffnung des Muttermunds, auch bei einer violenten Stupration, das Zuschließen desselben auf erhaltenen Saamen, der

Tubæ Fallopianæ Ergreifung eines Eyleins sind unwidersprechliche Beweise. Der Gewaltthätigkeit so mancher, so oft einander entgegengesezten Kräfte nicht zu denken. So wie sich auch die Willkührlichkeit bisweilen in die, von ihr sonst unabhängige Beschäftigung des natürlichen Lebens legt, wodurch die Menses nach Belieben auf eine gesezte Zeit, ohne Schaden und ohne äusserliche Mittel, aufgeschoben werden; sich Leute, nach Wohlgefallen, alle gichterische Umstände zuziehen, das Fieber vergessen, und durch Sehnsucht den Tod aufzielen können.

§. 20.

Die Apperception hat oft so viel zu schaffen, daß aller Impuls an sie vergeblich ist; bisweilen ist ihre Communication mit allen Sinnen verstopft, und sie wirkt, ihrer selbst nachmals unerinnerlich, um so stärker in die ungehemmten Theile. Vor lauter Gedanken fiel Bayle vom Wall im Graben; Neuton wollte den kleinen Finger eines Frauenzimmers in seine glühende Tobakspfeife stoßen, (Brem. Beitr. T. I. p. 589.) Und Marinus ward, über seiner Adonis, nicht inne, wie ihm das Kaminfeuer den Schenkel verbrannt.

Jene Magd, deren offene Augen man im Paroxismo ungestört mit dem Finger berührte, deren Ohren man anschrie, deren Nase man mit

Spaniol

Spaniol zu reitzen suchte, die man erschütterte und stach, redete, mit nie gewohnter Munterkeit, und gutem ernst- und schalkhaften Zusammenhang. Mit zunehmender Lebhaftigkeit fieng sie an zu singen und zu lachen. Sie sprang mit jauchzen aus dem Bett, tanzte zwischen den engen Bettstellen mit geschikten Wendungen, ohne anzustossen und legte sich nieder, ohne beim Aufwachen des geringste davon zu wissen.

Jener Nachtgänger steigt im Schlaf zum Fenster hinaus, geht in das benachbarte Hochzeithaus, tanzt und springt, legt sich daheim wieder ins Bett, und weiß den andern Tag von allem nichts, (Krügers Physiol. p. 79.) Ist die Apperception nicht von sich selbsten, oder nur der innerliche Sinn vom Gedächtniß unterschieden?

Ein anderer componirte im Schlaf, schrieb die Noten auf und sezte den Text darzu, den er bei oftmaliger Ueberlesung corrigirte. Er erkannte im Schlaf Wasser, das man ihm für Branntenwein gab; strich man mit dem Finger über seine Lippen, so änderte sich die ganze Richtung seiner Gedanken. Er schrieb fort, als man ihm Augen und Papier bedekte, er merkte es nicht, wenn man ihm ein anderes Papier unterlegte, wenn nur die Größe einerlei war, er las seinen Text davon ab, und sezte seine

Correcturen an die Stelle, wo sie auf dem vorigen Papier hingehörten.

Briefe über Gegenstände der Philosophie, von Hissmann. 1778.

§. 21.

Das ganze Nervensystem ist gleich einem Saitenspiel, dessen Lieblichkeit sich nach den Saiten und ihrer Spannung, ingleichem nach ihrer Harmonie unter sich und mit andern Instrumenten richtet.

Grob und schlaff, und grob und stark gespannt, zart und schlaff, und zart und stark gespannt, sind, nach Krüger, unsere Temperamente. Ermesse man hiernach die Apperception: so wird der Unterschied fähiger und harter Köpfe, leichter und dummer Sinne, samt dem guten und schlechten Geschmak, und die Antwort von selbst erhellen, warum man davon nicht disputiren kann.

Dem Arcesilaus gefielen nur die heiseren Stimmen, da sonst alle Sänger die Heiserkeit zur Entschuldigung vorwenden, wenn sie sich nicht wollen hören lassen.

Ein anderer verliebte sich in das Geschrei der Frösche, und baute ihnen zu lieb ein Haus auf seinen Teich; er verfolgte hingegen die Nachtigallen mit Prügeln und Steinen, und hieb die

Gesträu-

Gesträuche um, worin sie ihre Wohnungen und Nester hatten. Jener scythische König verachtete gegen das Wiehern der Pferde, und jener Professor gegen die Trumminel, die schönste Musik.

Die Polaken essen gern stinkende und verfaulte Häringe, und die Engländer das Fleisch halb roh. (Holbergs Leben p. 440.)

Der Cosak und Tatar reiten nur vorher drauf. Die Jakuten in Sibirien halten eine Maus für den gröstен Leckerbissen. (Gmelin T. II. p. 471.)

Wenn eine Grönländerin nicht ihre Haut im Gesicht, am Hals, Aermen und Händen, mit einem schwarzen Faden durchzogen trägt, so sagt man, ihr Kopf werde in einen Fischthrantopf verwandelt und unter die Lampe gesezt werden, wenn sie im Himmel komme. Von einer, die ihren Kopf mit Urin gewaschen, sagt man, sie riecht wie eine Jungfer. Wir scherzen über die Nationen, die ihre Nase durchbohren, und wir durchbohren unsere Ohren; uns ists lächerlich, einen jungen Portugiesen mit einer Brille, und ihnen, unsre Alten im Winter chapeau bas zu sehen. (Holb. Briefe. T. IV.)

Man riecht das Land der Hottentotten viele Meilen weit. Und der Chineser und der Russe wollten einst lieber ihren Kopf als ihr Haar verlieren. — — Thorheit ist nur das, was nicht Mode ist.

Hin-

Hingegen ertönt eine Laute an der Wand, wenn sie gleichsam ihre Töne höret. Man kann dadurch ein Glas zersprengen. Die Alten sahen die Declamation als eine Vokalmusik an, sogar, daß ihre Redner Flötenspieler hatten, um ihnen den Ton sowohl, als die Bewegung zu unterhalten. (von Arc p. 102.)

Capistranus konnte dergestalt gesticuliren, daß seine äußerste Zuhörer, die nicht ein Wort verstunden, bittere Thränen vergiessen mußten. (Charlatan. Erud. p. 237.) Und die Gleichheit der Gedanken in liebenden Seelen steigt oft bis ins Wunderbare. Ihr natürlicher Trieb führt große Seelen zusammen, daß sie nach sich sich sehnen, und brennen von Flammen der Freundschaft.

§. 22.

Mit dem Sensu communi ist das Gedächtniß gar genau verbunden; denn es ist sein Archiv. Wie geht das zu?

Möchten manche lieber die Kunst zu vergessen wissen! Man ist in den Organis nicht einig. Die Alten gaben dem Vordertheil des Hirns das Geschäft, die Bilder aufzunehmen, dem Hindertheil, sie zu behalten, und dem Mittleren, sie wieder herzugeben. Die neuern geben die gestreifte Körper, (corpora striata), dem Sensui commu-

commui; das weise Hirn (die medullam), und die Hirnschwiele, (corpus calloſum), der Phantasie, und das graue Hirn, (die ſubſtantiam cineream), der Memorie. So viel weiß man, daß das Gedächtniß durch die Erschütterung des cerebelli vergangen, und durch deſſen neue Erschütterung wieder gekommen. (Gohl, p. 106.)

Daß einer, der vom Dach gefallen, auch seiner Mutter Namen vergeſſen; und daß bei einem Gedächtnißloſen das Hirn hart und roth, bei einem andern das Hirnlein weich und wäſſerig geweſen. Vom Schlag und Peſt und großer Sonnenhitze geht das Gedächtniß gern verloren, (Boerh.) daſſelbe hatte bei dem großen fünfzehenjährigen Sophiſten Hermogenes, im 25. Jahr, ohne einige Krankheit, schon völlig ausgedient.

Das Gedächtniß, sagt der Ritter von Arc, ſpielt dem Verſtand bisweilen den Streich, welchen die ſogenannte Chymiſten leichtglaubigen Leuten geſpielt haben. Dieſe dachten, das Gold gemacht zu haben, welches die andere in den Tiegel geſtrichen hatten, (p. 53). Der große Umgang der Welt, und die Kenntniß deſſen, was ſich darin zuträgt, treten oft in der Geſellſchaft an die Stelle der Talente, des Verſtands, und ſelbſt der Tugenden. Aber wenn man mit ſich ſelbſt ſchwatzen muß, ſo kann dieſe Kenntniß, dieſer Gebrauch zu nichts dienen. (p. 149.)

Hugo Donell, der das ganze Corpus juris; Joachim Crell, der den ganzen Aristoteles auswendig wußte; und jener Corsische Jüngling, der 36,000 nichts bedeutende, einmal gehörte Wörter, in umgekehrter Ordnung, wieder hersagen konnte — — sind mir doch noch nicht so groß, als das Gedächtniß, welches man mit sich auf die Welt bringt.

§. 23.

Joh. Oechslin sagt in seinem Bedenken über die Umstände eines Mägdleins zu Lomersheim 1724. die von bösen Leuten angegriffen schien und etliche französische Wörter gesprochen, da es doch in seinem Leben nichts von dieser Sprache gehört: Alberti in Hall bemerkt, daß, wo Leute Voreltern gehabt, die eine fremde Sprache geredet, die Ideen solcher Sprache sich öfters auf die Nachkommen fortgepflanzt haben, so daß sie diese ihrer Voreltern Sprache geredet, ob sie gleich solche niemals gelernt, ja nicht einmal, weder von den ihrigen noch andern gehört haben. (Theol. past. pract. LXV. St. 1752. p. 54.) Mag man nicht dieses auch von andern Wissenschaften sagen? Wie gut ists, von geschikten Eltern zu einer glüklichen Stunde gezeugt zu seyn!

Dadurch bekommen auch diejenige Beispiele einigen Glauben, die um der Zeit und des Schrift-

Schriftstellers willen, sonst verdächtig wären. Daß Anno 1186. ein ungelehrter gemeiner Mann in Engelland krank worden, 9 Tage ohne Sinnen gelegen, jählings zu sich selbst gekommen, ein langes lateinisches Carmen recitirt, und darinnen Pest und Hunger prophezeiht, welche bald erfolgt, (Imhof T. II. p. 357.) Ein Knabe wußte nach einer gefährlichen hitzigen Krankheit alle Historien der Welt, alle Texte der Evangelien, alle Geschichten der heil. Apostel, unter Kaiser Conrad dem Zweiten, recht artig und fertig zu erzählen. (Saxens Chron. T. IV. p. 344.) Manche Leute haben in einer natürlichen Entzückung fremde Sprachen reden können. (Zwinger Theatr. vit. hum. §. 224.)

Kolb erzählt von einem Hottentotten, der, als ein jähriges Kind, nach Holland mitgenommen worden. Man hat ihn nach europäischer Art erzogen, als der gar nichts von seinem Vaterlande hat wissen können. Nachdem er sein männliches Alter erreicht, hat man ihn wieder nach dem Vorgebürg der guten Hoffnung geführt. Kaum hat er seine Landsleute erblikt, als er davon gesprungen, seine Kleider von sich geworfen, und sich, wie ein wahrer Hottentott bezeugt. (Der Mensch P. III. p. 194.)

§. 24.

Dieser Abgrund der Seele in Ansehung des ver-

vergangenen, führt mich, ausser der psychologischen Ordnung, zu einem andern. Un- und Aberglauben zeigen sich nirgend deutlicher, als bei der Wissenschaft zukünftiger Ding'e. Und die Neigung dazu ist uns doch so angemessen. Es ist von Anfang der Welt bis auf den heutigen Tag, bei allen Nationen, noch niemal etwas grosses geschehen, dabei die Menschen nicht von Zeichen und Vorbedeutungen, Wahrsagungen, und Ahndungen zu sagen wußten. Daher that man auch nichts wichtiges, ohne das Loos, die Sterne, die Vögel, die Eingeweide, die Orakel — wohl zwanzigerlei Sachen! — vorher zu fragen. Ihre Menge richtet sich allezeit nach der Mehrheit gemeiner Seelen. Und die gröste Seelen sind darinn gemein. Wer denkt wie Cato, in Lucani Pharsalicis.

Alles zu verwerfen, würde so unbillig seyn, als alles anzunehmen. Schwerlich haben die Wissenschaften und die feine Art zu denken und zu leben, einen schönern Glanz um sich geworfen, als in und nach den Alexandrinisch- und Augustischen Zeiten. Und doch kann man die Deutlichkeit und Wahrheit der damaligen Prophezeiungen nicht verkennen.

Wie sträubten sich die Chaldäer wider den Einzug Alexanders in Babylon? Was ist das Acheron des Epirischen Alexanders, das Argos des Seleucus, das Libyssa des Hannibals

bals? Was sind Spurinna dem Julius Cäsar, Theagenes dem Octavius, Menahem dem großen Herodes, Trasyllus dem Tiberius, Ascletarion und Larginus Proculus dem Domitian? — — — — Des Diocletianus Sprichwort: ego semper apros occido, et alter utitur pulpamento, auf den Verspruch einer Druydin zu Tongern. Jesus in Jerusalems, wie Joh. Baptista 1527. in Roms Belagerung. — Die Prophezeiung der Brittischen Druyden, daß das römische Reich zu *einem* jenseit der Alpen wohnenden Volk kommen würde. (Tac. hist. I. 1.) Das geheimnisvolle Leben des Epimanides von Gnossa — — und tausend Erzählungen der berühmtesten und glaubwürdigsten Schriftsteller?

Wer hat so viele Macht über seine Seele, diesem allem, ohne innerlichen Widerspruch, zu widerstehen?

Man ist gezwungen, mit Fenelons Leben der Weltweisen p. 130. zu gestehen, es seie kein Zweifel, daß die alte Weltweisen, besonders Pythagoras, Socrates, Plato, Plotinus, die Chaldäische und Egyptische Magi, zauberische geheime Künste gewußt haben. Etwa durch einen Umgang mit Dämonen.

§. 25.

Ich bin weit entfernt, es ist auch hier der Ort

nicht, den Orakeln das Wort zu reden, deren viele doch so oft geprüft, so oft für ächt erfunden worden. Wie erstaunten die Epicurischen Weltweisen über die Antwort des Bedienten jenes Cilicischen Statthalters, es habe jemand im Traum zu ihm gesagt: einen schwarzen; da in seinem versiegelten Brief, durch einen Traum, eine Antwort verlangt worden, auf die Frage: soll ich dir einen weissen oder schwarzen Ochsen opfern? und in der schärfsten Untersuchung keine Spur eines Betrugs zu finden gewesen. Wie erstaunte Crösus, als das Orakel auf sein Begehren seinen Gesandten ohne Anstand sagte, was er so eben zu Mittag speise; und Trajanus, der auf seinen versiegelten leeren Brief wieder ein leeres Papier bekam. — Die Auflösung, daß Christus durch seine Menschwerdung des Teufels Reich zerstört, ist bei dieser Frage zu unbestimmt, und geht eigentlich nur aufs Herz. Ist dann auch wirklich alles des Teufels Werk? Haben dann alle Antworten der Orakel die Abgötterei zum Zwek gehabt? Haben nicht die Weisen, denen ein Umgang mit Dämonen zugeschrieben worden, einen einigen wahren Gott verehrt, und auf eine gesunde Moral gedrungen? Wenn ich alle unsichtbare Geister der Luft und des Himmels Engel nenne: so scheint mir die Eintheilung in gute und böse; derer, die im guten bevestigt worden, daß sie nimmer irren können, und derer,

die

die nimmer können Gutes thun, aus der heiligen Schrift sehr unerweislich, und schwerlich daraus die orientalische Meinung widerlegbar zu seyn, daß es noch Geister gäbe, die der künftigen Strafe und Belohnung fähig sind.

Me puer Ebraeus — ist mit vielen andern, ein pia fraus; und es bleibt unstreitig, daß diejenige irren, welche meynen, daß die Orakel mit Christi Geburt aufgehört haben. Die zu Delphos, Delos und Dodona, welches das allerälteste gewesen, haben noch A. 363. dem Kaiser Juliano Antwort gegeben. Die Zerstörung der Tempel, und die Verfolgung der heidnischen Priester, kurz, die geharnischte Apostel der Kaiser haben denen im Reich, wie Mahomed in Arabien — — ein Ende gemacht. Constantius hat A. 358. alle Augures für Feinde des menschlichen Geschlechts erklärt. Theodosius M. hat alle heidnische Tempel A. 384. in Orient und Aegypten und 389. in Rom und Italien verheert und die Bekenner dieses Diensts mit der Todesstrafe belegt.

Aus seinen, und Gratians und Valentinians Verordnungen erhellt genugsam, daß die Orakel noch zu ihrer Zeit gewesen. Arcadius hat das Werk A. 399., in welchem Jahr Honorius die Opfer bei Todesstrafe verbotten, an

den noch übrigen Tempeln, und Theodosius II. A. 436. an den Heiden vollendet.

§. 26.

Uebrigens sind mit dem Christenthum andere Arten von Wahrsagungen und geheimen Künsten, so wenig aus der Uebung gekommen, als die Orakel, oder wenigstens denselben ähnliche Betrügereien der Priester, bei den Völkern, die von Christen und Mahomedanern ungestört geblieben sind.

In Holland, Engelland u. s. w. weiß man nichts mehr von Zauberern und Hexen, in Sachsen lacht man darüber, und in unserer Gegend ist noch alles voll davon.

In U . . . predigte der Pfarrer wider diese schwarze Kunst mit vielem Eifer. Kaum war er fertig, so lag schon all sein Vieh im Stall gelähmt. Es kam ihm von Seiten der Gemeinde eine Deputation ins Haus, und bat sich auf ein andermal dergleichen Reden ab; damit stunden die Kühe wieder auf. Ebendaselbst stekte des Pfarrers Schwager R . . . ein Student, seine Hand in einen offenen Fischbehälter, und mußte stehen bleiben, bis der Besitzer kam, und ihn für dismal noch mit einem Filz entlies. In M . . . mußte man die Handzwehle von der Stubenthüre thun, damit den Kühen die Milch nicht ferner genommen würde. — —

Der-

Dergleichen zuverläßige Geschichten, die fast alle Tage paßiren, wären werth, daß sie nicht in der Vergessenheit, und von einander abgesondert bleiben.

In Lothringen gabs vor Zeiten die meisten Hexen, weil die Obrigkeit deren Vermögen einzog, die dergleichen beschuldigt worden. (Holbergs Briefe T. IV. ep. 79.)

Ich bedaure die Leute, die da Teufelskünste statuiren, wo ihr kurzer Verstand aufhört. Stoknopfmachers Köpfe, die einen Neuton zum Hexenmeister machen, weil er die verborgenste Dinge herausbringen konnte, blos aus allerlei auf Schiefer gezogenen Linien, die kein Mensch verstund, und tausend qualificirte Herren und Damen eben so wohl aufweisen können. (Swift T. I. p. 49.)

Ich beklage die Personen, die von so vielen Zeichen, Erscheinungen und Unholden geplagt, allenthalben Ahndungen suchen, sich darinnen, als in einer Wissenschaft, gewisse Regeln vestsetzen, und sich vor Furcht zu lebenslangen Sclaven machen. Noch Tycho kehrte wieder um, wenn ihm ein Haas über den Weg sprang, oder ein altes Weib begegnete.

Ich bewundere aber auch die hohe Vernunft derjenigen, die, gleichwohl mit bebendem Herzen, alles als pöbelhafte Thorheiten belachen.

§. 27.

Meine Gedanken versenken sich in den Abgrund der Seele, bei dem ich allein etwas weniges zu sagen habe, ohne deswegen einen höhern Einfluß von aussen zu verwerfen. Es sind nur gewisse Zeitalter der Nationen, und gewisse Eigenschaften der Personen des Glüks oder Unglüks fähig, von dem wir reden. Leuten, die immer nur mit der Welt, und nie mit sich zu schaffen haben, widerfahren selten wahre Ahndungen. — — Und es lehrt die Erfahrung, daß diejenige, die darauf kommen, von äusserlichen Dingen ungestört, in sich hineindringen, und der innere Sinn die äussere vor sich schweigen heissen muß. Der Grund künftiger Dinge liegt in den gegenwärtigen, und jene werden aus diesen, vermuthlich nach eben denjenigen Regeln hervorgebracht, nach welchen die vergangene aus eben denselben wieder kommen. Wenigstens ist die Erinnerung nicht viel begreiflicher.

Und ich halte die Entzückung der Seele, in der sie das Abwesende empfindet, für noch viel unbegreiflicher. C. Cornelius hat die Pharsalische Schlacht zu Patavia, und Apollonius von Thyana, der wunderbare Mann, Domitiani Tod zu Ephesus mit angesehen. — —

Leidet doch öfters eine Seele, ihr selbst unwissend, in einer entfernten andern, mit der sie aufs innigste verbunden ist, auch vor- und auser

ser dem Fall des Todes. Da ist keine Zwischenluft, die zwei gleich gestimmte Instrumente zittern machte. Und wenn je mit der vorherbestimmten Harmonie etwas aufzulösen: so möchte es wohl in dergleichen Arten der Sympathie geschehen.

§. 28.

Dunkle Vorstellungen des künftigen, welches wir empfinden, sind Ahndungen. Man lasse sie klar und deutlich werden: so werden sie, nach Graden, Prophezeiungen seyn.

Die Composition des Leibes bildet die Kräfte und Neigungen, die Eigenschaften und Beschaffenheiten der Seele ab.

In diesem Betracht kann man die Seele mit dem Plato wahrhaftig eine Harmonie gewisser körperlicher Theile nennen. Die Uebung in Gebärden zieht endlich den Affect selbst her. Sollten nicht auch die Schiksale hieher gehören, die so genau damit verbunden sind? Ein Socrates verbirgt sich nicht, wenn der Wein, bei Alcibiades Gastmal, den Strang zerreißt.

Ich verehre die Physiognomie, aber ich bedaure alle die Lehrsätze, die davon geschrieben sind.

Ich achte die Ahndungen und Prophezeiungen, aber ich lasse individuelle Fälle mehr im Unwerth, als im Werth beruhen, bis sie sich durch ihren vernünftigen Zusammenhang erprobt haben. Ich verabscheue unsere magische Künste; aber sie ma-

chen mich stutzen, weil ich die vielfältigen Exempel, von den glaubwürdigsten Leuten erzählt, nicht läugnen kann. Die Seele rechnet ohne Aufhören. Hierinn ist mir Pythagoras verehrungswürdig. Sie mißt alles nach Gleichungen und Proportionen. Sollte ihr nicht ein manches X und Y herauskommen, daß sie selbst nicht weiß, wie es zugegangen? Ist es doch so offenbar, daß manche Schwindsüchtige, deren Leben in richtigem Verhältniß abnimmt, den Tag und die Stunde ihres Todes sagen können.

Die Hypochondristen der ersten Größe, die auch bisweilen zukünftige Dinge vorhersagen, fremde Sprachen reden, die sie nie gelernt, und von Sachen sprechen, die über ihre Fähigkeiten sind, und zu denen sie in einer Zeit, darinn ihr Gemüth ruhig und ordentlich, nimmermehr fähig gewesen seyn würden, (Krüger Pathol. spec. p. 529.) von denen die Aerzte nie genug zu sagen wissen, führen mich wieder auf die Bahn, die ich verlassen, weil sie gleichgroße Phantasten sind.

§. 29.

Die Einbildung ist die Gebährmutter, wie das Gedächtniß das Grab der Dinge. Die Seele verbindet einzelne Begriffe, die der Sinn gegeben, durch die Phantasie. Die gegenwärtige Idee bringt andere mit sich hervor, die schon vorhin mit ihr zugleich gelebt, oder in einem gemein-

meinschaftlichen Theilbegriff mit ihr verschwistert sind, nach vestgesezten Regeln, welche die Logik dem Sensui communi der Seele abgelernt.

Muratori: Gedächtniß und Einbildung sind einerlei, und haben einerlei Organen im Hirn und einerlei Associationsgesetze, daß sie Eindrücke aufbewahren und wieder hervorbringen; nur jenes in derselben Form und Ordnung, dieses in ganz andern Verbindungen.

Prof. Junker kurirte ein Kind, welches die fallende Sucht bekam, so oft es den Namen Jesus hörte, weil die Mutter diesen Namen bei einem starken Bliz gerufen, und einem Menschen, der in eben die Krankheit fiel, so oft er den Krug ansezte, weil er einmal eben trinken wollte, als er Werber hörte. Ein anderer verband einst seine fallende Sucht mit einer Musik, und fiel alle 8 Wochen wieder in seine Krankheit, so oft er eine Musik hörte, welche in dieser ganzen Zwischenzeit nicht eben diese Wirkung hatte. (Krüger Path. gen. p. 80.)

Erstarrungen 12. 24. 36. Stunden lang, darinnen man alle Gespräche der Seinigen hörte, Angst über die Beerdigungsanstalten erleidet, und nicht im Stande ist zu wehren, sind den Aerzten bekannt.

Natürlicher Weise ist das hervorgebrachte Bild nicht so lebhaft, als dasjenige, von dem es hervorgezogen worden. Denn das ist das einzige,

welches das gegenwärtige vom abwesenden, und den Sinn von der Vorstellung unterscheidet.

Man stelle sich ein Phantasma oft und lebhaft vor, so wird die Vorstellung einen Grad der Lebhaftigkeit oder Geschwindigkeit erreichen, der alle Sinne über den Haufen wirft, und woran die höchste Vernunft ihre Kraft verschwendet. Ich hatte einen Soldaten, der beklagte mit Thränen, daß sich sein membrum virile anfangs ganz in Leib hineingezogen, hernach gar weggefallen seye. Der handgreifliche Beweis war bei ihm vergeblich. Ein anderer hatte seine Einbildung durch einen vierzehentägigen Rausch so stark erhizt, daß er den Teufel sah, und vor ihm über den höchsten Wall hinunter sprang, aber eben dadurch wieder zu sich selbst kam. Zu meiner Zeit lebte ein Herr in Haag, der sicher glaubte, sein Leib sei zu Wachs geworden. Krüger kannte eine hypochondrische Weibsperson, die glaubte, daß sie den Teufel im Magen hätte. Sie wußte zu erzählen, daß sie ihn in der Gestalt einer Floh in einer Suppe bekommen, und er sei in etlichen Jahren so groß wie ein Hamster geworden. (Path. spec. p. 527.)

Caspar Barläus, ein vortreflicher Humanist und Arzt, glaubte sein Leib sei von Butter, und floh deswegen das Feuer. Peter Jurieu, einer der gelehrtesten reformirten Theologen, war überzeugt, daß in seinem Bauch sieben

Reuter

Reuter seien, die ihm Bauchgrimmen machen. (Revis. der T. Litter. II. St. 1776.) Wahnsinn ist, der seine Einbildung für Empfindung und wirkliche Dinge hält. Traum ist Wahnsinn. Wir glauben zu wachen. Die Vernunft bequemt sich überall nach den Erscheinungen, sie schikt sich in den Wahn, wie in die Wahrheit, sie träumt mit der Seele und wacht. Wir untersuchen oft im Traum, ob wir träumen oder wachen. Es gibt keine ursprüngliche Träume, keinen ursprünglichen Wahn. Leben, Bewußtseyn, Wahrheit ist der Urgrund. Wer über seinen Vorstellungen und den Vorstellungen von seinen Vorstellungen aufhört, die Dinge selbst wahrzunehmen, der fängt an zu träumen. (Jacobi.)

Der Verwalter von B. im Tollhaus zu L...., ein eingebildeter Christus, vertheidigte sein Tabakschnupfen mit den Worten: an Gebärden als ein Mensch erfunden. Wie glüklich sind die Menschen zu unsern Zeiten! Ein Adelgreif wurde als Gott der Vater 1636. zu Königsberg; ein Morin, als Gott der Sohn 1603. in der Normandie, und ein Wrigtmann, als Christus und der heil. Geist zugleich, 1611. in Engelland verbrannt. Nicolaus Antonius, ein Jesuit, hernach ein Genfer Prediger, starb 1632. am Galgen auf dem Scheiterhaufen als ein Jud. Es gibt gebohrne Narren, und Narren deren Hirn erst

durch

durch einen Zufall, oder vorzügliche Apperception der Phantasie, verdorben.

Der berühmte Käsperle hatte nicht mehr Hirn, als in einer Gans zu seyn pflegt, und zwar in einer eben solchen Lage. (Keyslers Reisebeschr.) Und der verschlagene Caligula überkams durch einen Liebestrunk.

§. 30.

Die Gemeinschaft der Werkzeuge breitet die Phantasie in den ganzen Körper aus, und theilt seine Geschwindigkeit und Richtung vorzüglich dem Geblüte mit. Wie wären sonst die Affecten zu erklären, die nothwendige Winde des Lebens, die so vielmal zu reissenden Stürmen werden; welche schlechterdings nur zu des Leibes Leben gehören?

Kinder, die zur Welt kommen, durch die Einbildung der Mütter, gerädert, geköpft, mit abgehauenen Armen und Händen, ohne daß ein Ueberbleibsel von Fleisch oder Bein, oder Vermoderung, auch nur das geringste zu finden; mit einem aufgerissenen Bauch und halbverdauten Schaalen von ganz verschlukten Austern; mit zween Daumen; mit Hunds- mit Schweinsgestalten. (Boerh.) Hofrath Spener in Berlin hatte in seinem Naturaliencabinet ein Hünerey, welches A. 1706. bei der Sonnenfinsterniß gelegt worden, mit dem Bild der Sonne, wovor der

Mond

Mondtritt. Das Ey des Cleyers, mit dem eingeprägten Bild einer Schlange. (Gehl. p. 10.)

Das Band gemeinschaftlicher Theilbegriffe zieht immer mehrere Dinge in die Reihe, an denen die Seele bald die Aehnlichkeit, bald den Unterschied bemerket.

Eine unerschöpfliche Quelle der Dichtung.

§. 31.

Wie sehr wünschte ich über die Seele des Menschen, noch einen Geist zu setzen, da ich hier von den höhern Kräften reden muß! Es gibt wahrlich noch eine höhere Vernunftlehre, als diejenige, die wir Menschen jezt noch haben. Ploucquets Calcul, anatomirt, ist nichts als Remotion und Substitution unter einen Saz, oder Aehnlichkeit ꝛc. Wie sind aber die Regeln der Phantasie von Barbara und Celarent; der klare Begriff des Sinns und der Einbildung von der Deutlichkeit des Verstands; der Appetit vom Willen; die klare Erkenntniß der Aehnlichkeit vom Wiz; des Unterscheids von der Vernunft unterschieden? Geschieht es nicht in bloßen Graden? In Graden, deren Höhe so wenige erreichen, und diese wenige so wenige Zeit behaupten.

Die niedere Kraft knüpft und theilt die Theilbegriffe ohne Unterschied; und die höhere nur die wesentliche. Wie groß ist nicht die Kunst, mit

Ver-

Verstand ein Narr zu seyn! Der vorige König Friedr. Wilhelm I. von Preußen nahm seinen Narren aus den Gelehrten. Er liebte nicht Narren, so Narren waren aus Mangel am Verstand, sondern er begehrte Narren aus freier Wahl. Ein Narr, der in seiner Art vortreflich ist, muß sowohl als ein großer Philosoph, ein Mann von Talenten seyn. (Philippi vergrösserter Staat. p. 286.)

Und wie nah sind sie verwandt! omne magnum ingenium, sagt Seneca, habet aliquid dementiæ.

Die höchste Fähigkeit; überspannte Nerven brechen in Epilepsie, oder Narrheit aus. Ueberspannte Muskeln in Schwärmerei. (s. die Geschichte des h. Paris.)

§. 32.

Die Vernunft läßt, nach dem Ausspruch des weisen Fontenelle, das Vorurtheil alles das thun, was der Mühe nicht werth ist, daß sie es selbst verrichte. Mühsam arbeitende Leute denken nicht leicht. Der Stillstand ihrer Seele ersezt ihnen den täglichen starken Aufwand ihrer körperlichen Kräfte, (Mosers Beherzigungen p. 30.) Mag man nicht vielmehr sagen, das Vorurtheil thuts, und die Seele glaubt, es durch die Vernunft gethan zu haben? Oft besteht beinahe die ganze höhere Seelenkraft in der

Sprache

Sprache. Ich glaube, in der Altdeutschen, unserer Frau Großmutter, die Ursprache des Menschen gefunden und daran gezeigt zu haben, wie der Mensch auf die Sprache gekommen ist. Ein ungeschlachter Vocal-Laut, den die Empfindung, die Verwunderung und der Schrecken erstmals ausgepreßt, und den das Bestreben nachmals geerbt. Das א[o, a]; die Aspiration, mit der man einen belebten Gegenstand angefacht, bezeichnet, erhascht und behandelt, ה[h], ח[ch], ת[th]; das Schnarren der Zähne, die hundische Leidenschaft, unbestimmt, ob von Zorn oder Freundlichkeit ר[r] die Volubilität der Zunge, die Bewegung der Seele, ungewiß, ob es gefalle, oder mißfalle, und alle sanfte Bewegung ausser ihr ל[l]; die Verrichtung des Munds beim Essen in Gesellschaft, מ[m]; der Laut der Kehle, der Ursprung alles bezeichneten hohlen, ק[k]; der Nase, נ[n]; und das Rauschen des Wassers ס[s], sind das allererste. Das Bestreben, den ungewohnten schweren Mund zum Laut zu öffnen und zu schliessen: ω[w, b, p,] χ[ch g,] τ[s, t, d,]. Und die nachmalige willkührliche Zeichen für der schon benannten Sache Eigenschaft: χ (— ig), Gebrauch l und r (— el — er), Handlung n (en), Zeit d, t, (— end, et) Umstände b, (be —) und Verbindung g (ge —). Ich muß gar nichts

wissen,

wissen, wenn diß nicht der wahre Ursprung der Menschen-Sprache ist.

§. 33.

Alle Begriffe endlicher Creaturen sind symbolisch, wenn ich das Selbstdenkende von seinem Organis unterscheide. Es hat Menschen gegeben, die von Wölfen und Bären erzogen, alle Arglist zum Raub und Klugheit, den Jägern zu entgehen, die Freundschaft, die Treue, kurz, alle Grundregeln des gemeinschaftlichen natürlichen Rechts und Pflichten der Gesellschaft ausgeübt; die den Menschen entsprungen; wieder von den Thieren ihrer Zucht mit Freuden aufgenommen worden, und die die Gemeinschaft der Gedanken dieser Art vollkommen verstanden; aber, da sie zur menschlichen Art gezogen und ans Reden gewöhnt worden, nichts von ihren vorigen Vorstellungen haben erzählen können, weil sie nichts gewußt; (Kœnig de hominum inter feras educatorum statu.) Mag ich die allgemeine symbolische Erkenntniß nicht im ersten Fall symbolico-intituivisch, und in diesem symbolico-symbolisch nennen, die mit einander ganz keine Gemeinschaft haben? Geht es ihnen nicht, ganz ohne alle Krankheit, wie jenem vierzehnjährigen Buben, der viele Fähigkeit zum studiren und schon ziemliche Fertigkeit in der Poesie besessen. Er bekam einen Liebestrunk, fiel in eine schwere

Krank-

Krankheit und zulezt in einen Zustand, daß man ihn für gestorben hielt. Da er wieder erwachte, fielen ihm Haut, Haare und Nägel ab; es wuchs alles neu, und seine Seele nahm einen solchen Theil daran, daß er weder mehr seinen Namen wußte, noch sich seines vorigen Lebens erinnern konnte. Er mußte das A B C, er mußte buchstabiren und lesen von neuem lernen, nur daß er, bei einem gereinigtern Hirn geschwinder durchgekommen. (Krüger Path. spec. p. 490.) Der neugebohrne Mensch hört Laute bei einerlei Fällen. Seine Phantasie verbindet beide. Er fängt an, selbst die Laute nachzumachen. Die Gewohnheit bringt die verschiedene Muskeln der Zunge in eine harmonische Verknüpfung, und es entsteht etwas, das ihm nachmals selbsten unbegreiflich ist.

Donald Monro hat sich von seiner ersten Jugend bis in sein Alter angewöhnt, alle Bewegungen, die er an andern erblikte, nachzumachen. Wenn man ihm seine Hände hob, und ein anderer vor ihm gesticulirte, so klagte er über Schmerzen im Herzen und Hirn, und er mußte zulezt mit verschlossenen Augen über die Gasse gehen. (Boerh.). Ich habe die Gewalt der Gewohnheit nicht besser, als durch dieses Beispiel zeigen können.

Nun spricht der Mensch die erhabenste Sachen, herzrührendste Gedanken. Weiß man dar-

um, ob sie Gedächtniß oder Vernunft, Einbildung oder Wiz, oder von beiden eine Vermischung sind, bei dem redenden sowohl, als beim vernehmenden?

Ist es nicht etwas mehr, als blos poetisches, wenn Haller singt:

Unselig Mittelding von Engeln und vom Vieh, —
Du prahlst mit der Vernunft, und du gebrauchst sie nie!

Millionen Menschen thun einerlei, nach einerlei Regeln, auf einerlei Art und Weise gerührt; und zehen wissen allein zu sagen, wie die Regeln heißen, und was sie gerührt habe.

§. 34.

Die Bewegung ist der Vorstellung, und das Bestreben der Lebhaftigkeit proportional. Man lasse Lebhaftigkeit und Licht oder Deutlichkeit zusammen kommen, die sonst so selten gute Freunde sind: so wird der Appetit ein Wille werden. Und was ist die höchste Freiheit anders, als ein Bestreben, unter mehrerem erkanntem Guten, das zu wählen, welches für das Beste gehalten wird? Ordentlicher Weise mindert die Lebhaftigkeit das Deutliche, und die Vernunft das Lebhafte. Begriffe anatomiren erfordert Zeit, und die Geschwindigkeit kann mit der Weile nicht bestehen. Die Weisheit, sagt Swift, ist ein Fuchs,

Fuchs, welcher nach vielem Jagen dennoch zulezt aus seinem Loch muß hervorgegraben werden. Sie ist ein Käs, der, je besser er ist, je eine härtere Rinde hat, und wovon, nach dem Urtheil der besten Kenner, die Maden das Beste sind. Sie ist ein Sakposset, ein Trank, welcher immer süßer wird, je tiefer man gegen den Boden kommt. Sie ist eine Henne, auf deren Gachsen wir Achtung geben und es nicht gering schätzen müßen, weil es ein Zeichen ist, daß sie ein Ey gelegt hat. Sie ist eine Nuß, welche, so sie nicht mit einiger Sorgfalt ausgelesen wird, auch wohl einen Zahn kosten, und dann zur Belohnung eine Made anbieten mag. Ihr vehiculum sind Fabeln und Sinnbilder. Es geht aber oft mit diesen Fahrzeugen, wie es insgemein mit schön gemalten und vergoldeten Wägen zu gehen pflegt, deren äusserlicher Zierrath die Augen vorbeigehender Zuschauer dermaßen verblendet, und ihre Einbildung so sehr einnimmt, daß sie weder die Person, so darinne sizt, bemerken, noch die vortrefliche Eigenschaften des Eigenthümers betrachten. (T. III. p. 72.)

§. 35.

Hierinn liegt eine Art einer natürlichen Grenze der Menschheit verborgen. Schön ist, was gefällt: es gefällt aber nichts, was mit Mühe

gezählt, begriffen, berechnet wird, oder über die gemeine Kräfte geht. Man verdenke also dem Menschen nicht, wenn er nur das Sinnliche schöne Wissenschaften nennt. Ein Genie ist eine fertig stehende gestimmte Saite, ein gewisser Grad von Zärtlichkeit oder Fähigkeit, leicht und stark zu empfinden, wie der Mensch (P. III. p. 109.) vom Weinen sagt; ist der Tangent, der an sie schlägt, was widriges, so weint das Herz vor Betrübniß, ist es aber etwas angenehmes, so weints vor Lust. Was die Ohren und Einbildung kützelt, das ist schön. Als Demosthenes in Athen das erstemal eine öffentliche Rede halten wollte, sprach er einige Buchstaben noch schlecht aus, und wurde ausgeklatscht; er lernte sie besser, und ward von ganz Griechenland bewundert. Cicero und Orpheus vermögen alles; das sind die schöne Wissenschaften. Die Sache selbst, von der man spricht, geht sie nichts an; wenn man nur schön reden und dichten, und die niedre Seelenkräfte an sich reißen kann. Das Kleid macht den Doctor und den Bettler. Sie dankens ihren Schmeichlern nicht, die fälschlich vorgeben, ein Redner und Dichter müsse aus allen vier Fakultäten zusammengesezt seyn. Sie reizen für sich selbst genug, und brauchen nichts als des Menschen Natur zu kennen. Ja Rabener und Gellert sind viel schöner, als

Haller

Haller und die Natur der Dinge; diese sind schon ein Zwang. Die schöne Wissenschaften erweichen, und die Vernunft verstärkt das Herz.

Die Regeln der bloßen Vernunft sind für den Menschen zu hoch und zu schwer. Ihnen allein nachstreben wollen, ist sauertöpfisch; man sagt der Mensch hat kein Genie.

Ein Stoiker ist ein Narr, und die lakonische Gesetze schicken sich zu nichts, als dem barbarischen Soldatenleben.

Bei Melancholikern steigen zu viel sonderbare Begierden und Vorsätze auf, deren Ursprung ihre Vernunft nicht weiß und die sie verwirft, denen sie aber in der Heftigkeit der Krankheit nicht widerstehen kann, sie folglich oft für Eingebungen hält. (Mechanischer Reiz in gewissen Theilen des Hirns.)

Nil admirari prope res est una, Numici
solaque, quæ possit facere et servare beatum.

Wer versteht, was Horatius damit sagen will? Er hat sich als Poet, in Praxi gewiß gleichwenig selbst verstanden.

Was vorzüglich die Sinne den schönen Wissenschaften sind, das ist die Einbildung insbesondere dem Enthusiasmus oder der Begeisterung. Ein abgezogener Geist ist der Menschheit gar etwas abgeschmaktes; Therapeoten, Fanatiker, Inspirirte, alter Adam schmäk! und indianische

Heiligen, die sich unter ihrer Götter Gutschenräder legen, sind Beweise, daß die Menschen von der höchsten Abgezogenheit, wieder in die äusserste Sinnlichkeit herunter fallen.

§. 36.

So viel vermag, sagt Swift, eine Tinktur von enthusiastischen Dünsten, welche die Welt Thorheit nennt, daß sie ohne dieselbe nicht nur zweier großer Glükseligkeiten, der Eroberungen nemlich, und der Systeme beraubt seyn würde, sondern daß sich auch sogar alle Menschen nur mit einerlei Glauben behelfen müßten.

Wenn die Phantasie eines Menschen der Vernunft zwischen die Beine kommt; wenn die Einbildung sich mit den Sinnen rauft, und der allgemeine Verstand zur Thüre hinausgestoßen wird: so ist der erste Proselyt, welchen er machte, er selbst. Und wenn dieses einmal geschehen, so ist es alsdann so schwer eben nicht, auch andere dazu zu machen, angesehen eine erhizte Einbildung jederzeit eben so stark von außen als von innen wirket. Denn was das Kützeln dem Gefühl ist, das ist der Phantasten Sprach und Träumerei den Ohren und den Augen. Die Ergözlichkeiten, die unsere Sinne betrügen, und vor ihnen aus der Tasche spielen, machen uns im gemeinen Leben die beste Lust. In diese Beschreibung ist der

gemein-

gemeinste Begriff von der Glükseligkeit eingeschlossen. Sie ist der Zustand, da man ununterbrochen wohl und geschikt betrogen wird. Die Erdichtung hat große Vortheile vor der Wahrheit voraus; sie hat weit schönere Scenen und wunderbarere Begebenheiten, als weder Glük noch Natur sich bemühen werden, jemal hervorzubringen. (T. III. p. 186.)

Durchsucht der Menschen ganzes Leben,
Was treibt zu großen Thaten an?
Was pflegt uns Ruh und Trost zu geben?
Sehr oft ein Traum, ein süßer Wahn.
Genug, daß wir dabei empfinden,
Es sei auch tausendmal ein Schein.
Sollt aller Irrthum ganz verschwinden,
So wär es schlimm, ein Mensch zu seyn.
Gellert.

§. 37.

Eben so zeigt sich die menschliche Stufe im Ganzen. Unsere Seele ist wie ein Baum, der, wenn man ihm die Zweige abschneidet, in die Höhe schießt, und wenn man seine Spitzen abkürzet, sich desto mehr auf allen Seiten ausbreitet. Wenn man allein die Kräfte des Verstandes anstrengt, so bereiten wir dem Leibe ein allzufrühes Grab.

Hindert man die höhere Kräfte der Seele, so treibt sie ihre lebende Säfte in die niedern Zweige der untern Kräfte, und breitet sich da zu stark aus. (Der Mensch P. II. p. 76.) Die Ruhe der Seele mehrt des Leibes Stärke und Geschiklichkeit. Und die drei Verrichtungen des Menschen, denken, sich bewegen und verdauen, (motus animalis, naturalis, und vitalis) sind in beständiger Collision.

Die höchste Spannung ist eine Erschlaffung, und der höchste Affekt ist eins mit seinem Gegentheil. Allzugute oder zu genau angeheftete Sinne nehmen die ganze Seele ein. Der gröste Ruhm der Gelehrsamkeit ist oft ein bloßes Gedächtniß, der rasendste Schwärmer oft ein anbetenswürdiger Lehrer und Prophet, und die profundeste Wahrheit des Tollhauses werth geschäzt. Ein pures Ingenium gibt einen lächerlichen, und ein pures Judicium einen ernsthaften Menschen-Narren. Der dumme Hippocrates von Chios war in der Geometrie ein großer Geist, und Richelieu ein schlechter Poet.

Die Menschen sind wie die Wörter, man sezt sie nicht immer an ihre Stelle, sie haben oft zu viel oder zu wenig Gültigkeit für das, wozu man sie braucht. (von Arc. p. 92.) Pope sagt: was man von Seiten der Philoso-

phie

phie gewinnt, das verliert man von Seiten der Poesie. Die Blüten sind vorbei, wenn die Früchten anfangen, reif zu werden. (Swift T. VII. p. 279.)

Das Kind ist eine Waarenniederlage, der Jüngling ein Poet, der Mann ein Philosoph, und Antonin gibt zum lezten Losungswort die Gleichgültigkeit.

III. Beschaffenheiten der Seele.

§. 38.

Die Menschen unterscheiden sich von den Thieren in eben der Proportion, wie die Erde von dem Himmel. Mahomed glaubt, die Teufel seien aus dem Himmel gestossen worden, weil sie dem Menschen nicht haben huldigen wollen, vor dem sie doch schon 80,000 Jahre Gott angebetet. (Welthist. T. XIX.) So gewiß es ist, daß die meiste Menschen die meisten Thiere an der Seele höhern Eigenschaften übertreffen, und ein Thier niemal ein Mensch werden wird, so unverantwortlich sprechen sie ihnen alles dasjenige ab, was selbst die wenigste Menschen besitzen.

Wie groß ist dann von Euch zum Vieh der Zwischenstand?
Wir denken, hör ich euch, und denken mit Verstand.

O still! wie mancher wird euch diesen Vorzug schenken;
Wie viele sind nicht stolz, oft Tage nichts zu denken.
Und wenn ihr ja noch denkt, wie wenig denkt ihr klug!
Doch ist, ein Mensch zu seyn, das Lachen nicht genug?
Nicht ganz. La Metrie kann mehr, als wir alle lachen,
Und ward doch nie ein Mensch. Das Reden wirds wohl machen?
Vielleicht! doch, Schönen! ja, ja ich gestehs euch ein,
Sonst müßten unter euch sehr wenig Menschen seyn.
Wie schwer mag es wol seyn, ein Kind, das nichts als lachen
Und ewig plaudern kann, zum Papagey zu machen?
Wie leicht wars dem Ovid, dem zaubrischen Ovid,
Durch den in Wald und Thal so manche Schöne blüht,
Ein ganzes Heer von euch in Elstern zu verkehren?
Nichts braucht er, als den Leib mit Federn zu beschweren.

Der

Der rohe Hottentott, der wilde Cannibal,
Wie nah sind sie dem Vieh, ist nicht bei uns die Zahl
Der Arten fast so groß, als bei geringern Thieren?
Wie viele sind nicht, die selbst die Gestalt verlieren,
Und zeigen Geist und Leib verwandten Thieren gleich?
Gestehts ihr Menschen nur, die Demuth ehret euch.

Natur der Dinge, p. 134.

§. 39.

Die bloße Analogie gibt mir die Gemeinschaft mit andern Menschen-Seelen. Die Verschiedenheit der Sprache macht schon große Hinderniß. Die Samojeden an der Küste des Eismeers haben ausser der Gestalt wenig menschliches an sich. Der ungewiße Schall, den sie von sich geben, hat keine größere Aehnlichkeit mit der Sprache, als das Geschrei der Affen. Ihr Ansehen ist scheußlich, sie haben glatte, schwarzgelbe Gesichter, kleine Augen, kurze, eingedrukte Nasen, und fast gar keinen Bart. Und doch ließ einer in Petersburg durch seinen Dolmetscher den anwesenden Damen sagen, die Weiber

ber seines Landes seien wohl so schön, als sie. (Beherzigungen p. 153.)

Die Grönländer haben einen so ungeschlachten thierischen Schall, daß noch kein Däne oder Holländer denselben nachzuahmen im Stande gewesen; und die Sprache der Hottentotten kommt dem Kollern der türkischen Hähne weit näher, als einer Menschenstimme. (Welthist. T. I. p. 313.) Bei der Unbrauchbarkeit der Sprache fällt aller Beweis des erhabensten Denkens weg. Die edelsten Römer, die nach Vari Niederlage im Innersten Deutschlands taglebens Kühhirten waren, sind nicht anders, als ein Gulliver im Lande der Huynms anzusehen. Solch ein Mensch ist uns nicht besser, als ein Vieh.

Viele Thiere verstehen ihresgleichen, ohne daß die Menschen Zeichen sehen. Viele Vögel haben offenbarlich eine Sprache. Die Storchen-Execution in Tübingen, als an Ueberläufern, und einer andern, als einer Ehebrecherin. (Hollbergs Briefe T. V. ep. 12.) Die Züge der Vögel und Insecten, die Oekonomie der Bienen und Ameisen, die große Schlachten in der Luft und auf dem Boden, lassen sich ohne gewiße Zeichen der Gedanken nicht gedenken.

§. 40.

Man nehme einem menschlichen Bild, das nicht

nicht in gewißer Menschen Lebensart erzogen worden, die Sprache gar: so hat man keinen Grund mehr, anders zu urtheilen, als von andern Thieren auch. Jener vollkommene Meer-Mensch, mit Häuten zwischen Füßen und Zehen, wie sie die Taucher endlich auch bekommen, der sich 1725. vor Brest solang an einem ausgeschnizten Frauenbild eines Schiffs ergözt, und sich mit ausgebreiteten Händen über einen ungerechten Schlag beklagt. (Colonne van t'heelall T. IV.) Dergleichen Meerweiber, deren eine, von de Sponde beschrieben, 2 Jahre im Leben geblieben, die andere nach einer holländischen Chronik, indem 9 gefangen und nach Edam gebracht worden, welche beide spinnen gelernt haben. Noch eine, die Ao. 1403. von Emdischen Fischern im Purmer-Ender-See gefischt, in Harlem erzogen, zu allen weiblichen Verrichtungen angehalten worden, und vom menschlichen Wesen nicht unterschieden gewesen, auser daß sie allezeit stumm geblieben. (Annales Flandrici, Immhof hist. T. II. p. 532.) Sind sie nicht ein Vieh? Und jener Taucher, von dem ich in nemlichen Nachrichten gelesen, der seines Lebens müd, den Rest seiner Tage im Meer zugebracht, bei einem hellen Wasser von Geschöpfen seinesgleichen ersehen und aufgefangen worden, und zu seiner kurzen Erzählung die

Bitte

Bitte gethan und erhalten, daß man ihn wieder ins Meer entlassen. Hat er nicht eben den Vorwurf der Viehheit leiden müßen, bis er mit seiner verrosteten Sprache hervorgekommen? Ich bitte an den Schwimmer zu gedenken, Namens Niclas Pescecola, der Fischnickel genannt, der oft 4—5 Tage im Wasser geblieben, und inzwischen rohe Fische gegessen; im Felleisen Briefe nach Calabrien getragen; Austern, Muscheln, Korallen verkauft; dem eine Haut zwischen den Fingern gewachsen, wie ein Gänsefuß, und seine Lunge sich so erweitert, daß sie Luft auf einen ganzen Tag gefaßt; der dem Sicilius Fried. (Alphonsus) von Messena aus, eine güldene Schüssel aus der Charybdis geholt, aber das zweitemal ausgeblieben. — Ein 1619. im Mai von 2 Dänischen Reichsräthen, Wolf Rosensparr und Christ. Holu zu Norwegen aufgefangener, am ganzen Leib, wie ein Meerhund behaarter, natürlicher Mensch, der, mit Einstimmung in die Wunder Gottes droht und erhält, daß man ihn ins Wasser entläßt, nach J. M. Dilhern Zeit- und Weltlauf, p. 250. excerp. aus Er. Franc. Lustg. p. 1416.

§. 41.

Die Gleichförmigkeit der thierischen Handlungen gereicht dem Menschen zu schlechter Ehre.

Der

Der Sensus communis ist bei den Thieren nicht so ungewiß. Der Mensch sagt, sie haben nicht Verstand genug, sich selbst zu ruiniren. Der Mensch ists, der sich sauer werden läßt, damit er essen, trinken, und seinesgleichen erzeugen könne. (Der Mensch P. III. p. 128.) Die Gleichförmigkeit ihrer Handlungen ist nicht einmal durchgehends wahr. Viele Thiere gebrauchen einige Kräuter nur zur Cur. Vom wem haben die Menschen das Aderlassen, die Clystiere, das Purgiren von Kräutern? — —

Die Biber richten sich nach der Proportion der Hölzer, nach der Höhe des Wassers, der Lage des Erdreichs, und der Größe ihrer Gesellschaft. Ein Schnecke kroch in einen Bienenkorb, ward umgebracht, und fieng an zu stinken. Den Schneckenberg abzutragen, war lebensgefährlich und unmöglich, und den reichen Vorrath zu verlassen, nicht gelegen. Was hätte der Mensch gethan?

Ich will nichts vom Edelmuth der Löwen, der Tapferkeit der wilden Schweine, der Treue der Hunde, der Reinlichkeit der Katzen, der Keuschheit der Elephanten reden, damit es nicht scheine, als wenn ich den Rorarius nachahmen wolle. Aber die Schwalben, die Bienen bauen immer einerlei Häuser? Wohl, diese Formen sind für sie die beste. Sie haben keine Projectenmacher,

cher, um das schlimmere zu wählen. Viele sind in andern Ländern anders; und keins ist im kleinen dem andern gleich.

Ein Dämon, der durch Zwischenwelten steiget,
Wann er sein glänzend Haupt zu seinen Füßen neiget,
Und ihn ein ähnlich Glük der Erde finden läßt;

Würde eben so von den prächtigsten Städten der Menschen reden, wenn er menschliche Urtheile fällen wollte.

Wie dem, der vom Olympus sieht,
Der Menschen Pracht in Nichts verflieht,
Und stolze Schlösser werden Hütten.
Die gröste Heere scheinen ihm,
Als wenn mit lächerlichem Grimm
Um einen Halm Ameisen stritten.

Haller.

§. 42.

Mit dem Instinkt ists nicht ausgerichtet, darinn so viele Menschen von den Thieren ununterschieden sind, und woraus die Handlungen bei unvorgesehenen und seltenen Begebenheiten unmöglich erklärt werden können. Er ist eine von den unverständlichen Redensarten, die wie die Wälder sind, wodurch sich die Unwissenheit zu retten pflegt. Der Unverstand der Thiere und der Verstand der Menschen ist, im Grund genommen,

nommen, gar ein schlechter Unterschied. (Die fünf äusern Sinne entwickeln sich nicht gleich beim Eintritt in die Welt, und nicht zugleich. Wenn der Mensch etwas mitbringt, so ist es das Gesicht. Das Hören lernt er sehr bald. Man hat auch Beispiele, daß seine Nerven in wenig Stunden fühlen lernen, wozu bei manchem Kind oft mehrere Tage gehören. Mit dem Schmecken hält es schwerer. Es giebt Kinder, die sich in der 5ten 6ten Woche noch anima rhei so geduldig einflößen lassen, als Milch. Diese ganze Zeit durch ist der Mensch unter allen kaum gebohrnen Thieren das dümmste. Keine Spur von Vernunft und Unterscheidung; Hunger und Schmerz ist alles, was er empfindet und kennt. Aber wenn sich der lezte Sinn entwickelt, wenn das Kind riechen lernt, dann und niemals eher, fängt es an, die ersten Spuren von Vernunft zu äussern. Es fängt an, Wohlgefallen zu äussern. Das Kind geht aus dem dummen Vierteljahr, und von da muß die Erziehung anfangen. Die zweite Periode ist, wenn das Kind zu reden anfängt. (Emmerich T. I. S. 193.) Ists etwa die ins Herz geschriebene Erkenntniß Gottes? Ich bin nicht gesonnen, von Menschen zu disputiren. Es ist über die Chineser schon mehr gestritten worden, als der Menschheit Ehre macht. Können wir aber das Gefühl des Schöpfers den Thieren so schlechterdings versagen?

Wer bereitet den Raben die Speise, wenn seine Jungen zu Gott rufen, Hiob 38, 41. — der dem Vieh ꝛc. v. 147, 9.

Ists nur ein poetischer Ausdruk? wer wills wissen. Gott trägt die Existenz der Creatur, sollte sie es nicht fühlen?

Ist die angebohrne Neigung zum Guten und der Abscheu vorm Bösen, die weder von der Auferziehung, noch Temperament abhangen? Armer Mensch, da hast du es gar verlohren! Im applicabeln Verstand aber ist dies ja eine der allgemeinsten Regeln der Natur. Alle Thiere handeln aus diesem Grund, sehen wir sie doch sogar an der zusammengesezten Bewegung der Körper!

Ists die Gesellschaft? daß der Patagon und der Lapp, der Neger und Nordländer in Gesellschaft tretten können? Machen nicht Wolf und Wolf, Hund und Hund bei ihren Zusammenkünften aus den entferntesten Gegenden der Erde eine Gesellschaft aus? Ist es doch so eine leidige Wahrheit: je näher der Mensch dem Thiere kommt, je geselliger ist er, und je weiter er sich von ihm entfernt, je mehr fürchtet er sich vor seines gleichen. Wie wunderbarlich können die widrigsten Geschlechter der Thiere zusammengezogen werden.

Ists der angebohrne Begriff, der der Vernunft zuvorkommt? Ists das allgemeine Mitwissen mit Gott und andern Menschen? das ist ja die Natur einer jeden Seele!

Ists

Ists endlich der eingepflanzte Trieb zu einer dauerhaften, und ewigen Glükseligkeit? das ist ja abermal ein allgemeines Gesez der ganzen Natur. Man kann die Perception nicht ohne Appetit, und den Appetit nicht ohne Acquiescenz gedenken; und eine Acquiescenz, welche dauert, ist im allgemeinsten Verstand Glükseligkeit. Sogar die Körper suchen sie nach den ersten Gesetzen der Bewegung. Und was ist dann das Seufzen und Freiwerden der Creatur, Röm. 8.? Genug, wir werden niemal Thiere, und Thiere niemal Menschen werden, und doch zusammen, nach vielem Betracht, in einer Asymptote gehen.

§. 43.

Diese Frage führt mich auf die ewige Dauer und Unvergänglichkeit der Seele. Der Grund ist längst gelegt. Sie wird mich nicht hindern, zum End zu eilen. Meine Grundbildung, mein Ich, ist gleich als mit meinem Wesen. Sie ist wesentlich unzertrennlich, und es ist, seit der Schöpfung kein Uebergang in keine andere Classe der Creaturen geschehen. Sie kam aus dem Unendlichen. Sie machte sich Theile dieses Welttheils zu ihrem Eigenthum. Diese machten sie den Umständen ebenmäßig denken. Sie wechselt diese Theile unaufhörlich. Sie wird sie wieder ablegen; Gott weiß, ob durch Destillation, oder sonst auf welche Weise? In jenem Fall behält sie vielleicht ei-

nige von der Dienerschaft dieses Himmelstrichs. Geschiehts in andern Fällen auch?

Man lasse alle übrige Unendlichkeiten unberührt, und denke die Grundbildungen in Zahlen. Es wird nicht fehlen, man müßte entweder des Cardanus Meinung beitretten, daß, nach dem großen Jahr, alles wieder komme, wie es gewesen; wenn sich nur die Sonnen nicht gegeneinander selbst veränderten. Oder man müßte, mit dem Origenes, dem Plato folgen, daß, weil die Seelen vom Himmel kommen, nach und nach verschiedene Körper zu beleben, sie wieder nach dem Himmel zurükgehen, wenn sie zuvorderst durch die Reinigung gegangen, wo nach Verlauf einer gewissen Anzahl von Jahren sie wieder gebraucht werden, nach und nach verschiedene Körper zu beleben, daß also ein steter Zirkel von Auf- und Abfahren in den Himmel, und in die Körper auf Erden. (Fenelon, p. 239.) Man gebe mir die Größe der Grundbildungen, so will ich die Zeit, und die Zahl der Grundbildungen bestimmen.

Es läßt sich aber eine Unendlichkeit ohne die andere nicht gedenken. Die Seele kommt, mit unendlichem, aus dem Unendlichen, und sie geht wieder ins Unendliche, ohne daß sie aufhöre, ewig ihr Ich zu seyn.

Von ihren ausserwesentlichen Theilen wird es abhangen, für eine jede neue Welt zu denken;

und

und von denen, die von hier sind, sich des alten zu erinnern.

§. 44.

Das Verlangen nach der Ewigkeit ist eine natürliche Folge ihrer Herkunft; eine Eigenschaft, die alle diejenige vollkommen überzeugt, die mit gleich edler Seele denken:

Ja, Plato, du hast Recht, dein Schluß hat
großen Schein;
Wahrhaftig unser Geist muß doch unsterblich seyn.
Woher entstünde sonst das Hoffen und Verlangen,
Ein unaufhörlichs Glük und Leben zu empfangen?
Gottscheds Cato.

Das Leben eines Weisen besteht in der Uebung der Lehre, ex tempore zu leben, die Welt als einen Ort anzusehen, da man durchreißt, den Wirth ehrlich zu bezahlen, Armen einige Pfennige zuzuwerfen und so weiter zu gehen. (Bolingbrok, Schwifts Br. T. VII. p. 162.)

Ich schliesse mit der Natur der Dinge p. 140.

O Tod, o süsser Tod! dich scheuet nur ein Thor;
Du hebest das Geschöpf zu seinem Ziel empor.
Du trägst der Gottheit uns, und unserm Glük
entgegen;
Wie froh will ich mich einst in deine Arme legen.

2.

Der Zweifler an seine Persönlichkeit. Erzählung und Bemerkungen.

Ich gieng nach meiner Sitte an einem schönen Frühlingsabende längs einem Strome, der am Städtchen, das ich bewohne, vorüberfließt, in stille Betrachtung der Natur verlohren. Ich war nicht lange gegangen, so fesselte meinen Blik die Erscheinung von einem Menschen. Eine lange hagre Figur saß am Abhange des Ufers, wo der Strom eine Krümmung bildet. Er war in einen braunen Ueberrock mit schwarzer Weste gekleidet; sein Haar floß in schlichten Locken um sein Haupt, und ein Zug des Tiefsinns schien der herrschende in seiner scharf gezeichneten hohlen Physiognomie: Starr sah er vor sich hin in den Fluß, seinen Kopf auf den rechten Arm gestüzt. Mir däucht' es, als beobachtete er seinen Schatten, den der ebene klare Fluß im Wiederschein der Sonne zurükwarf. Ich schlich mich leise zu ihm hin, und da mein Weg mich an ihm vorbeyführte, nahm ich meinen Hut ab, mit der Frage: Sie scheinen in tiefes Nachdenken versenkt? Er warf betroffen das Haupt empor, ohne aufzustehen, und maaß mich mit einem langen starren Blik, aus dem ich etwas Unrichtiges immer mehr bei ihm muthmaßte, dann sah er wieder zurük in den Strom.

„Ich

„Ich weiß nicht, sagte er mit langsam abgemessenem Tone, den Zeigefinger an die Nase haltend: Bin ich das in dem Strome dort, oder das, (indem er auf sich deutete) was hier in den Strom sieht".

Ich war befremdet über die Rede. Ich faßte mich und antwortete:

Was Sie dort sehen, scheinen Sie zu seyn: Was hier sizt, sind Sie. Nicht so?

Scheinen Sie zu seyn, fiel er mir ein: Ja wohl, scheinen: — Scheinen, das ists! Ich scheine mir nur zu seyn! Wer wüßte; ob und was Er wäre!

Ich erinnerte mich, von einem Kanditaten gehört zu haben, der vor einigen Tagen aus dem Irrhause in * * wieder zurükgebracht worden wäre. Sind Sie nicht, fuhr ich fort, wenn ich fragen darf, Herr * *?

Sie nennen mich so: Ja es gab eine Zeit, wo ich war, wo ich mich ganz innig, so wahr fühlte, so lebendig. Ich war — jezt fuhr er auf — der Geist der Welt, einmal der Verderbende; Ich ballte den Donner in meiner Faust; Kraft des Sturmes gieng vor mir her, mein Athem war Flamme und die Elemente rüttelte ich zusammen in wilder Zerstörung.

Seine Muskeln zogen sich hier krampfhaft zusammen; Sein Auge rollte fürchterlich; Mich

trat ein Grausen über dem Menschen an; Ich wollte entrinnen.

Er hielt mich sanft: Und dann war ich, fuhr er mit andrer Stimme, andern Gebärden fort, der gute, der freundliche Geist, mein Leben Eine Melodie, mein ganzes Wesen aufgelößt in unaussprechliches Gefühl süsser stiller überschwänglicher Ruhe und Seeligkeit: Alle Segnungen des Himmels und der Erde flutheten sanft in mir, aus mir, in mich zurük.

Wann war das, sagte ich innig gerührt zu ihm, meine Hand immer noch in der seinigen.

Wann, fragte er? als ob er sich besönne? — O lange her: Hier nicht! Ich glaube, es war in meiner Zelle zu * *.

Aber, fuhr er wehmüthig fort, nun ists vorbey; nun bin ich der Schatte eines Traumes, verlohren in der Unendlichkeit, suche mich und finde mich nirgends. O über den Wahn des Daseyns!

Thränen schlichen jezt von seinen Augen. Sie hätten den Uebergang der Empfindungen von Wildheit und Kraft, zur Ruhe und Zerschmelzung sehen sollen, mit dessen Ausdruk er diese Worte begleitete.

Ich fühlte, daß in der gegenwärtigen Stimmung, in der er sich befand, alle weitere vernünftige Vorstellungen fruchtlos bey ihm seyn würden; und da gerade einer seiner Verwandten,

der

der mir wohl bekannt war, den Fluß herauf kam, ihn zu suchen, und nach Hause zu führen, überließ ich ihn dessen Sorgfalt, nachdem ich so wohl bei ihm, als eben diesem, der so eben uns erreicht hatte, und mich freundlich aber traurig begrüßte, mir die Erlaubniß ausgebeten hatte, den Unglüklichen, seinen Schwager, wie ich hörte, je und je in seinem Hause, wo er sich nun aufhielt, besuchen zu dürfen. Es schien wirklich, als hätte ich einigermaßen das Zutrauen des armen Kandidaten gewonnen. Ich besann mich jezt, während meines kurzen hiesigen Aufenthalts mehrmahlen gehört zu haben, daß jener, sonst ein stiller talentvoller und wackerer Mensch, von tadelloser Aufführung, an dem man aber Spuren eines hohen Ehrgeitzes frühe wollte bemerkt haben, durch unausgeseztes Studiren, besonders der philosophischen Wissenschaften, sich diese traurige Geisteszerrüttung zugezogen hätte. Er bat mich selbst, bald zu ihm zu kommen. War es vielleicht mein Stand, durch den ich dem seinigen angehörte, meine Miene, oder was es war, das ihm dieses Zutrauen zu mir einflößte. Genug, er erwiederte meinen Handdruk mit fühlbarer Wärme und folgte jezt zahm und gelassen seinem Begleiter, auf dessen Aufforderung nach Hause. Auch kann ich mir von der klugen Behandlung des leztern, der erst seit wenigen Monaten als Chirurgus hier verheurathet ist, und mit schönen,

auf seinen Reisen gesammelten Kenntnißen in seinem Fache viele Rechtschaffenheit und warme Menschenliebe vereiniget, für die Zukunft viel Gutes für seinen bedaurungswürdigen so nahen Verwandten versprechen.

Das natürliche Mitleid, womit eine solche Scene jedes nicht rohe Herz nothwendig erfüllen muß, verlohr sich nach und nach, als ich meinen Gang fortsezte, in Betrachtungen über die Ursachen, wie es doch kommen möchte, daß ein Mensch, der so viele Bildung verrieth, wie der Unglükliche * * zum Zweifler über die Wahrheit seines Daseyns und zur unseligen Verwechslung seiner Persönlichkeit sich verirren könnte. Es schien mir zuförderst auffallend, daß nur bei denjenigen, bei welchen die Vorstellung ihrer selbst einen ungewöhnlichen Grad von Klarheit und Gegenwärtigkeit erlangt hätte, diß der Fall seyn dürfte, der, wenn er auf einen gewißen Punkt gespannt und in dieser Spannung durch zufällige Umstände erhalten wird, leicht überspannt werden kann.

So viele Menschen schlendern in einem gleichgültigen Genuße ihres Selbst dahin, ohne daß ihnen die Fragen, wer und was und woher sie seyen? je zu einer besondern Angelegenheit werden. Sie lassen sich fortschieben durchs Leben, wie's die Umstände wollen, hingegeben den Eindrücken von außen, die auf ihnen spielen, wie

die

die Hand des Tonkünstlers über dem Instrumente, so und anders durch dieselben bestimmt, ohne daß sie im strengen Sinne von sich sagen können: wir leben, wir bestimmen uns.

Viele dürften uns wie Nachtwandler vorkommen, wie Menschen, die im Traume einhergehen, und mechanisch die angewohnten und eingelernten Verrichtungen des Lebens betreiben, ohne daß sie zum deutlichen Bewußtseyn ihres Selbsts, das sich ihnen nur im Aufruhre ihrer Leidenschaften, aber dann eben nur in um so finsterer Gewalt, aufdringet, jemals sich erheben.

Ueberhaupt scheint es befremdend, daß wir nicht öfter über die Vorstellung unsres Ichs, über den Gedanken: wir sind; sind ein vorstellender und vorgestellter Theil des ungeheuren Ganzen, das uns umschließt und festhält, wie über die fremde Erscheinung irgend eines Wesens aus einer andern Welt auffahren, und, ich möchte sagen, vor unserem Geiste erschrecken. Verwunderten wir uns mehr über uns, wir würden den Menschen mehr bewundern. Ist die Trägheit unsrer irrdischen Natur daran Schuld, oder liegt es daran, daß wir, so allmählig an uns gewöhnt, mit den mancherlei Bildern des Daseyns so stufenweise vertraut werden, daß wir uns nicht anders als einheimisch in diesem Planeten denken können: aber gewiß ists, daß die zum deutlichen Bewußtseyn erhöhte

Vor-

Vorstellung aller unsrer Beziehungen unter Einem selbstständigen Dinge, das unveränderlich mitten im Strome der Veränderung als unser Ich bleibt, nur Werk einer langsameren Ausbildung des Geistes ist.

Könnten wir der Geburt dieser Vorstellung nachspüren, könnten wir den Moment erhaschen, wo sie uns das erstemal mit neuer wunderbarer Macht ergreift, oder gäbe es vielmehr einen solchen Moment, ich glaube, wir müßten erliegen unter dieser fremden Gewalt. Und es ist gewiß auch hier eine weise Einrichtung der Natur, die diesen Zeitpunkt der Mündigkeit, zu dem manche gar nicht gelangen, so allmählig vorbereitet, und durch vorhergehende und nachfolgende Umstände so ineinander verflößt, daß wir uns nie erinnern können: wir haben angefangen zu seyn. Siehe das Kind an, wie es sich anfänglich gleichsam nur in andern sucht, wie es mühsam sich finden lernt. Können wir den Punkt angeben, wo wir sagen dürften: jezt hat der Mensch sich gefunden, von der großen Masse der Dinge sich absondern gelernt, als ein eigenes Etwas; jezt hat die Welt angefangen, für ihn da zu seyn? — So lange er noch die Vorstellung seiner selbst nicht wenigstens klar hat, fehlt ihm hier nicht gleichsam die Unterlage für alle jene fremden äusseren Beziehungen, nicht der Brennpunkt, der

alle

alle jene Strahlen, die von aussen her sich auf ihn hinwerfen, zur Einheit des Bewußtseyns koncentrire. Selbst die Erfahrung, daß das Kind lange nur in der dritten Person sich zu denken und von sich zu reden gewohnt ist, scheint mir nicht unwichtig zu seyn, und für die Schwierigkeit der Vorstellung unsrer eigenen reinen Einheit zu beweisen. Zwar liegt dieser Aeusserung immer schon eine dunkelhelle Vorstellung der subjektiven Einheit zum Grunde, und diese offenbart sich auch genug im kindischen Starrsinne, im heftigen Eigenwillen, den man an den meisten Kleinen bemerken wird; auch hängt von der mangelhaften Kenntniß und der Ungewalt der Sprache, und zufällig noch von der Erziehung und der tändelnden liebkosenden Art mit ihnen zu sprechen, allerdings Manches hier ab *): allein gewiß ists: Nur mit der langsameren Ausbildung unsrer Vernunft, die das zerstreute Besondere unter

*) Ich lasse diese ganze Stelle hier stehen, wie ich sie bei Verfertigung dieses Aufsatzes vor mehrern Jahren schon niederschrieb: Allein sehr willkommen muste es mir seyn, daß ich die nämliche Bemerkung zur Unterstützung der ähnlichen Behauptung nachher in einem Aufsatze von Fichte, in dessen Journal, ich weiß nicht mehr bestimmt anzugeben wo? und neuerdings in Kants Anthropologie, und zwar beidemale ohne die Einschränkungen, die ich hinzuzuthun gerathen glaubte, angewendet fand.

unter Allgemeinheit der Principien bringt, können wir zur deutlichen Erkenntniß der Einheit und Wahrheit der Einheit in unserm Subjekte gelangen. Wer sich selbst aus der großen Masse der Dinge, die um ihn her sind, herausretten, und sich, sein Selbst nicht an fremde Bestimmungen verlieren will, der muß früh darauf hin arbeiten, dieses Bewußtseyn deutlich und fest in sich zu erhalten, um mit sich in Harmonie leben zu können. Erkenne dich! achte dich! stifte Frieden in dir durch Unterwerfung deiner Neigungen unter die Herrschaft der Begriffe, denke groß vom Menschen, bescheiden von dir! — sind Regeln, die uns wie eine Haustafel zur Förderung unserer innern Oekonomie gelten müssen. Die sophistisirende Vernunft, besonders, wenn sie vom geheimen Spiele mitwirkender Leidenschaften geleitet, und von denselben mehr oder weniger gefesselt wird, kann den Menschen dahin bringen, daß er das Eine beständige Subjekt seiner Vorstellungen mit einem fremden verwechselt, und das traurige Schikſal so mancher Wahnsinnigen, die sich für Könige, Kaiser, ja für göttliche Personen hielten, erfährt. Ich habe Personen gekannt, bei denen die Trunkenheit die Wirkung hatte; daß sie sich vorübergehend für andere Wesen ihrer Bekanntschaft hielten, und sich, so lange der Rausch währte, derselben Zustände aneigneten: Und was ist jede Leidenschaft

anders,

anders, als eine mehr oder minder vorübergehende Trunkenheit des Gemüths, die bei unbewachten Gemüthern leicht herrschend werden kann. Die wachsende Leidenschaft des unbefriedigten Ehrgeitzes, oder unbefriedigter Liebe hat noch am meisten die Irrhäuser bevölkert. Durch Studiren ist wohl noch kein Mensch irre geworden, durch Philosophie am wenigsten, d. h. durch geregeltes, wenn schon auch bis zum Schaden seiner Gesundheit hartnäckig angespanntes Studiren und durch wahre ächte Philosophie, die eine Arznei der Seele schon oft mit Recht genannt worden ist; aber wohl durch das, was er aus sich heraus, sich anstudirt, daß ich so sage, oder sich aufphilosophirt hat; wenn die Spekulation nämlich von einem bereits vorhandenen verkehrten Triebe von innen heraus, als dem ersten Krankheitsstoffe, ihre Richtung nimmt. Ich fürchte, dies dürfte der Fall seyn bei dem Kandidaten, von dem ich oben erzählte; dürfte es auch gewesen seyn bei den sieben tollen Magistern, über die Lichtenberg in einem der vorjährigen Taschenkalender seine Laune laut werden läßt *): so möchte auch die gewöhnliche Redens-

*) Wiewohl die Anekdote nicht ganz richtig erzählt ist. Einmal ist der wichtige Fehler begangen worden, daß von einem wohleingerichteten Tollhause zu Hohenheim, wo bekanntlich keine solche Anstalt ist und nach der Bestimmung des Ortes seyn

Redensart, die man oft unter dem gemeinen Volke hört: „Dieser oder jener hat sich überstudirt — zum Narren studirt" — daher zu berichtigen seyn. Auch scheint mir die Bemerkung hieher nicht gleichgültig zu seyn, daß diejenigen vom gelehrten Stande, die das unglükliche Schikſal der Geistesverwirrung erfahren haben, oft lange vorher, ehe ihre Verrüktheit zum wirklichen Ausbruche kommt, das Studiren in Büchern, grösstentheils oder ganz aufgeben, nur über sich selber und etwa einer vorgefaßten Grille, die sie wohl mit mancherlei abgerissenen Fäden ihrer vorhergegangenen Spekulationen umwinden mögen, mit in sich gekehrtem von der äussern Welt und den Beziehungen auf sie abgewandtem Geiste unabläßig brüten. In diesem Zeitpunkte, wenn solche Leute einem geübten Menschenkenner in die Hände geriethen, der nach einer vorläufigen Kenntniß des gesammten Charakters solcher Personen, aus solchen Anfängen weitere mißliche Folgen mit Recht muthmaßte, könnten sie wohl noch am eheſten unter guter Leitung, durch Zerſtreuung,

kann, die Rede ist, wofür Ludwigsburg stehen sollte: und dann waren niemals sieben wahnsinnige Magister zu gleicher Zeit hier: auch wurden bei den mehreren, die je und je sich da aufhielten und noch aufhalten, ganz andere Ursachen ihrer Verrüktheit angenommen, als die angegebene des übertriebenen Studirens.

streuung, durch Versetzung in andere Umstände, und weise mäßige Beschäftigung vor der gegen sie androhenden Geisteszerrüttung verwahrt werden.

Stolz, oder vielmehr hoher Egoismus ist hauptsächlich die fruchtbarste Quelle des Wahnsinnes, man könnte sagen, er ist die Grundquelle. Denn auch die andern Quellen derselben, Leidenschaften verschiedener Art, Liebe, Haß, Rachsucht u. dergl. müssen darauf zurükgeführt werden. Wahnsinn, aus unglüklicher Liebe entsprungen, entspringt zugleich aus beleidigter Eigenliebe; auch bei Wahnsinnigen, deren Krankheit Religiosität und Grübeln über Religion soll bestimmt haben, den sogenannten Schrifttollen, und den an die Verrüktheit anstreifenden religiösen Schwärmern, gehet vom Egoismus alles hauptsächlich aus. Sie glauben sich vorzügliche Günstlinge der Gottheit, und deswegen Eingeweihte einer übersinnlichen Welt, die mit besondern Offenbarungen aus derselben begnadigt würden: Oder, was von der ersteren Klasse unter andern Umständen gilt; Sie sind sich dessen, was sie heiß zu seyn wünschen, nicht mehr gewiß, oder glauben gar die schon gehabte Gnade wieder verlohren zu haben, aus der Ehre der Günstlingsschaft der Gottheit verstoßen zu seyn; daher die Gewissensbeängstigungen, Zweifel an Seligkeit, oder gewisses Dafürhalten, sie hätten sich bereits

als Verdammte anzusehen. Unaufgeklärte oder unvorsichtige Volkslehrer können, wie die Erfahrung hinlänglich zeigt, durch harte Anwendung mancher biblischen, besonders paulinischer noch im Geiste des Pharisäismus geschriebener Stellen von Gottes Herrscher Willkühr und unbedingter Gnadenwahl, bei nicht genug unterrichteten und zartbeweglichen dabei eitlen Gemüthern, vielen Schaden unter ihren Gemeinden stiften. Warum findet man keine Verrükte unter den Kindern? Weil ihre Leidenschaften noch nicht zur völligen Stärke erwacht sind, und diese können nur dann zur Stärke erwachen, wenn durch die Zeitigung der Vernunft das Bewußtseyn seiner selbst einen beträchtlichen Grad erreicht hat. Wo es noch keine Vernunft giebt, kann es auch keine Narrheit geben; und man kann mit Recht sagen, daß es Leute giebt, die zu dumm sind und bleiben, als daß sie je könnten Narren werden, das sind eben diejenigen Personen, die von sich selbst ein traumähnliches Bewußtseyn haben, die Nachtwandler, von denen ich oben sprach: Sie haben den Stempel der Gattung, aber nicht den des eigenen Individuums; es sind gleichsam verwischte, verbleichte Abdrücke anderer Menschen; man muß sie für Menschen gelten lassen, da sie Bild und Ueberschrift des Menschen im Angesichte tragen, aber der wahre Werth der Münze fehlt. Es frägt sich nun: da das deutliche Selbstbewußt-

bewußtseyn, zu dem wir uns erheben müssen, uns die Würde unsrer Vernunft und Menschheit zusichert, und uns unserm Seyn Zwek und Haltung geben lehrt, wie ist es zu verhindern, daß nicht durch Einmischung der Phantasie und einer durch sie erhöhten Leidenschaft, dasselbe überspannt, und seine Klarheit getrübt werde, daß wir uns nicht für etwas anderes oder höheres halten als wir sind? Dann, glaube ich, wird es am besten verhindert werden, wenn wir ob der inneren Welt unseres eigenen Ichs, der äusseren, zu der wir angehören und in der wir aus uns heraus würken sollen, nie vergessen, damit so die schöne Harmonie des Sichtbaren und Unsichtbaren, der Zusammenhang des Geistigen und Sinnlichen ungestört durch uns erhalten werde. Sich im Aeussern unabläßig verlieren, nie bei sich einkehren wollen, raubt uns nach und nach alle Freiheit und Selbstständigkeit des Charakters; aber auf der andern Seite wieder beständig sich nur mit sich selbsten beschäftigen, über den unerforschlichen Tiefen seines eigenen Ichs das Auge unverwendet hinhalten, das unerklärbare ergrübeln wollen, nähret den Egoismus, führt zur Unzufriedenheit mit sich selbst, zur Melancholie, und wenn starke Leidenschaft noch ihr geheimes Spiel dabei treibt, leicht zum Wahnsinne. Wir finden dies bei zu ängstlichen Selbstforschungen die wir mit uns anstellen, zu

ängstlich angestellten Tagebüchern, die man oft für diese Absicht führt: — Wir werden dadurch leicht zu Selbstpeinigern, und gewiß ist auch bei diesen für die Tugendübung theils nöthigen theils brauchbaren Mitteln Mäßigung zu empfehlen. Beides aber, die innere Betrachtung seiner Selbst und die äussere der Menschen und Dinge um uns her weise abwechseln lassen, seine Spekulationen immer wieder ins Feld des Lebens zurükführen, erhält und fördert die Gesundheit des Geistes. So bleiben wir am besten im richtigen Zusammenhange mit der Welt.

Wer sich für einen höhern Geist hält und so aus der Sphäre der Menschen verliert, oder auch nur für einen andern Menschen hält als er ist, oder gar sich eine doppelte Persönlichkeit beilegt *), aus seiner Bahn also ausgetreten ist, der hat des Zusammenhangs seiner vorigen Zustände mit seinen gegenwärtigen und seiner Erkenntnisse und Kräfte mit seinem Vermögen vergessen, er ahndet die Widersprüche nicht, in die er sich mit sich selber verwickelt hat. Seine Phantasie hat, wie im Traume, jezt ganz die ungestörte Herrschaft über seine Vernunft, die zwar nicht unthätig ist, aber mit sophistischer Geschäftigkeit der ersteren einzig dient. Nur solche

*) Diese Erscheinung findet man zuweilen bei Fieberkranken.

che Personen, in denen das Bildungsvermögen der Phantasie vor dem Denkvermögen voraneilt, werden, wenn irgend eine Leidenschaft sich ihrer reizbareren Empfindung bemächtiget hat, der Gefahr ausgesezt seyn können, irre zu werden. Man hat von Philosophen, im ächten Sinne des Worts, wenige oder gar keine Beispiele, daß ihnen dieses Unglük widerfahren sey: wohl aber von Dichtern und Schöngeistern und Künstlern, die mit Werken der Phantasie sich hauptsächlich beschäftigen *).

Ich habe in der Folge gehört, daß der un-

*) Neuere Beispiele sind der Dichter Lenz, der vor einigen Jahren in Moskau starb, ein Mann von vieler Tiefe des Gefühls und Eigenthümlichkeit der Einbildungskraft — vielleicht ein Opfer der Genie-Epoche, die durch Göthe, Klinger u. a. in der Mitte des Jahrganges 1770. veranlaßt wurde, — einer Kraftperiode unter den Dichtern und Schöngeistern, die jezt beinahe durch gewisse Philosophen neu belebt werden zu sollen scheint. Seine besseren Werke verdienten gesammelt zu werden; ferner: Wezel, von dessen Zustande uns kürzlich Becker sehr merkwürdige Blätter mittheilte, und Schulz, der Verfasser verschiedener geistreicher Romane, der vor weniger Zeit in Mietau einer seit mehreren Jahren schon ihn beherrschenden Geistesstörung durch einen für die Litteratur und die Freunde der Menschheit bedaurenswerthen zu frühen Tod erlag.

glükliche Kandidat, der mir zu diesen rhapsodischen Bemerkungen Veranlassung gab, sich ebenfalls in der Stille mit der Dichtkunst abgegeben, und dabei Philosophie angelegentlich getrieben habe: man versicherte mich zugleich, er habe von Jugend auf in sich zurükgezogen gelebt, habe immer ein etwas scheues Wesen und einige Unbeholfenheit in seinem Aeussern verrathen; die wenigen vertrauteren Freunde, mit denen er während seines akademischen Lebens Umgang gepflogen, hätten stets viel Empfindlichkeit, die, gereizt, bis zu widerlicher Heftigkeit oftmals gestiegen wäre, an ihm bemerkt. Es sind an die zwei Jahre, daß er den freien Gebrauch seiner Verstandeskräfte nicht mehr hat. Lange aber war er nur in einem hohen Grade schwermüthig, als seine Schwermuth, die durch Zurükksetzung in Beförderung und seine ziemlich ärmlichen Umstände mit veranlaßt oder doch genährt worden zu seyn scheint, endlich in wirkliche Raserei ausbrach, schikten ihn seine Verwandten ins Irrhaus zu * *. Hier blieb er an die acht Monate, als ihn sein menschenfreundlicher Schwager, besonders, da er hörte, die Anfälle der Wuth hätten seit einem Monate aufgehört einzutreten, zu sich ins Haus nahm.

Ich habe ihn seit der Zeit, als ich dies niederschrieb, mehrerenmale besucht, und jederzeit

still

still und ordentlich gefunden. Nur einmal rükte er wieder mit seiner alten Grille, daß es ihn so niederschlage, nicht zu wissen, was und wer er denn eigentlich wäre, gegen mich heraus; Ich sagte ihm nur freundlich, er sollte ruhig seyn, er werde sich gewiß wieder finden; da ich es für zwekwidrig hielt, mit ihm zu philosophiren. Er scheint sich auch allmählich zu finden; Die Behandlung seines vernünftigen Schwagers würkt gut. Dieser hat ein Talent des Zeichnens an ihm entdekt, dessen Kultivirung er ihm mit Erfolg wieder anzureden wußte. Einige Stunden des Vormittags bringt er damit zu; er mahlt Landschaften, und die harmlose Beschäftigung mit den stillen schönen Verhältnissen der leblosen Natur scheint auch die gestörten Verhältnisse seiner innern Natur wieder herzustellen. Auch wirkt das häusliche Glük, in dem sein Bruder mit seiner braven und zärtlich für ihren Friederich besorgten Schwester lebt, wohlthätig auf ihn, so wie der freie Genuß der Natur, in die ihn des Abends der Schwager hinausführt.

— 3 —

3.
Sonderbares Betragen eines Mädchens von sieben Jahren.

A. M. W . . . . n, ein Mädchen von sieben Jahren, die älteste Tochter meines Schulmeisters in W . . n, wo ich einst dreizehn Jahre Vikarius war, war immer ein gutes, ruhiges Kind, das aber einen schwächlichen Körper hatte. Es hatte gute natürliche Geistesanlage, fand sich fleißig in der Schule ein, und war darinnen gesittet und aufmerksam.

Auf einmal aber klagte dieses Mädchen über große Mattigkeit und Bangigkeit, und mußte sich zu Bette legen. Da schlummerte es ein, schloß die Augen feste zu, und fieng dann an wie in eine Entzückung (ἔκστασιν) zu gerathen. Sie nahm eine heitere, freundliche Miene an, fieng an, ganze Lieder, die sie in ihrem Leben kaum etlichemal gehört hatte, mit einer eigenen so schönen Melodie, in dem lieblichsten Tone, ohne ein Wort auszulassen, zu singen, daß jedermann darüber in Erstaunen gerieth. Oft warf sie die Bettdecke von sich, und sprang wohl dreißigmal über alle Bänke und Tische, die in der Schulstube stunden, mit einer solchen Geschwindigkeit hinweg, daß niemand im Stande gewesen wäre, sie einzuholen.

len. Ein andersmal tanzte sie eine halbe Stunde in der Stube unter den lächerlichsten Gebehrden und Verzerrungen ihres Gesichts herum; dann sprang sie wieder mit gleichen Füßen auf das Bett, kroch hurtig unter die Decke, und wollte sich nicht mehr sehen lassen. Oft wiederholte sie Briefe, Rechnungen, Obligationen, Quittungen u. s. w. die in der Schule lange vorher verlesen wurden, ohne nur ein Wort, oder eine Zahl auszulassen. Manchmal war es ihr, als ob sie am Feuer stünde und kochte. Dann machte sie auch wieder die Hausmutter; zog in Gedanken die kleinen Kinder an, gab ihnen zu essen, und ertheilte ihnen oft in dem richtigsten Zusammenhang, so gute Lehren und Ermahnungen, als man von einer erwachsenen verständigen Person kaum hätte erwarten können. Etlichemal war es ihr, als ob sie ein Kind taufen müßte, und da verrichtete sie die ganze Handlung, so, daß kein Wort in den Legenden, und kein einziger Umstand zurük blieb. Einmal kopulierte sie alle Wittfrauen mit den Wittwern im Ort, und Jünglinge mit Jungfrauen, und man mußte über ihren Wiz, den sie dabei zeigte, sehr erstaunen.

Sechs volle Wochen dauerten die Tragödien dieses Mädchens, welche manchmalen in Commödien übergiengen, indem man sich bei aller Ernsthaftigkeit und Mitleiden, das man noth-

wendig haben mußte, über die drolligten Einfälle desselben des Lachens nicht erwehren konnte. Drei, auch mehrmalen des Tags kam dieser Paroxismus, und dauerte jedesmalen eine halbe Stunde. Dann schlug das Mädchen unter einem tiefen Seufzer die Augen auf, und klagte über große Mattigkeit. Wann man ihr ihr sonderbares Betragen erzehlte, so wollte sie es nicht glauben, und fieng zulezt darüber an zu weinen.

Man kam auf verschiedene Vermuthungen in Absicht der Ursache dieser außerordentlichen Umstände. Einige glaubten den Grund in den Würmern zu finden, welche sich bei den Mädchen aufhalten könnten: andere in der Galle, man traf aber bei aller angewandten Mühe auf keine sichere Spur; und noch weiß man nicht ob die Disposition dazu in dem Körper, oder in der Seele lag.

Das Mädchen wurde wieder gesund. Sie ist jezt in ihren zwanzigen, ist gros und stark, und hat seither lediglich nichts mehr von diesem sonderbaren Anfall verspürt.

Wittich.

---

4. Ge-

4.
Geschichte einer Clairvoyante.

Noch merkwürdiger, als die so eben erzählte sonderbare Erscheinung, ist die nachfolgende Geschichte, zu welcher mir die historischen Data von dem Hrn. Pfarrer Dörner zu Dettingen unter Urach, der den ganzen Verlauf derselben mit möglichster Genauigkeit selbst beobachtet hat, gütigst mitgetheilt worden sind, und die ich daher hier gröstentheils mit seinen eigenen Worten erzählen will.

In einem zum Dettinger Kirchspiele gehörigen Filialorte lebt noch jezt eine Weibsperson, die einst, als ein Mädchen von fünfzehen Jahren, von einer sonderbaren Krankheit befallen wurde, welche die älteren Aerzte morbum simulatum, die neueren aber Evolutions-Krankheit nennen.

Die merkwürdigen Umstände dieser Krankheit und ihres Verlaufes vom Anfange derselben bis zu ihrem Ende sind folgende:

Unversehens verfiel einst das Mädchen in eine Art von Delirium, in welchem sie alles, was ihr unter die Hände kam, mit einer Heftigkeit und Stärke, welche die Kraft des stärksten Mannes weit überstieg, ergriff und festhielt. Nach einer

kurzen

kurzen Frist erholte sie sich wieder, und kehrte zu ihrem natürlichen Bewußtseyn zurük. Diesem Anfalle folgten jedoch in kurzen Zwischenräumen eine Zeitlang mehrere von der nämlichen Art und mit derselben Erscheinung nach, wobei sich aber ausser der ungewöhnlichen körperlichen Kraftäusserung keine andere merkwürdige Zufälle zeigten.

Auf einmal aber änderte sich die Scene, und die Krankheit brach in neue, immer merkwürdiger werdende Erscheinungen aus. — Das Mädchen fieng an, eine Vorempfindung von dem Krankheitsanfalle zu bekommen. Sobald diese Empfindung eintrat, so legte sie sich zu Bette, und zwar (schon nicht mehr ganz willkührlich) auf den Rücken, gerade ausgestrekt. Nun erstarrte der ganze Leib, die Augen waren starr, aber offen, in die Höhe gerichtet, und so völlig blind, daß auch das stärkste Licht keinen Eindruk auf sie machte, worüber viele Versuche angestellt wurden.

In diesem Zustande sang sie jedesmal, so oft der Paroxismus eingetreten war, ein unbekanntes geistliches Lied, und, was das sonderbarste war, so musicalisch, daß sie alle Noten der Melodie ausdrükte. Der Hr. Pfarrer, der einigemal Augenzeuge dieses Vorfalles war, fragte den Schulmeister: ob sie diese Lieder in der Schule gelernt hätte, und ob sie auch sonst hätte musikalisch

ficalisch singen können, dieser aber versicherte das Gegentheil von beidem, und gab den Beweis davon aus dem Verzeichnisse, worin die von den Schulkindern auswendig gelernte Lieder aufgezeichnet waren.

Als der Paroxismus vorüber war, welcher damit sich endigte, daß sich das Mädchen blizschnell im Bette umdrehte, gähnte, und geschlafen zu haben versicherte, so fragte sie der Hr. Pfarrer: wollen wir nicht ein Lied mit einander singen? Das Mädchen war es zufrieden, und er gab nun eben das Lied an, das sie im Paroxismus gesungen hatte. Allein, sie entschuldigte sich, daß sie nicht mitsingen könnte, weil sie dieses Lied nicht auswendig wüßte, und auch ihre Eltern versicherten nun, daß sie es nie von ihr gehört hätten. Der Hr. Pfarrer nannte also ein anderes Lied, sagte aber dem Schulmeister leise, er sollte es nach der von der Kranken im Paroxismus gesungenen Melodie vorsingen. — Als es der Schulmeister nach dieser Melodie zu singen anfieng, so sang sie wieder nicht mit, und entschuldigte sich abermal damit, daß ihr die Melodie unbekannt wäre. — Es mußte also eine bekannte Melodie gewählt werden, und nun sang sie zwar mit, aber so schlecht und unmelodisch, als sie in ihrem natürlichen Zustande gewohnt war.

Nachdem

Nachdem auch diese Erscheinungen eine Zeitlang gedauert hatten, und wiederholt worden waren, so schloß sich mit ihnen abermal ein Act des wunderbaren Schauspiels, und der darauf folgende lieferte wieder Scenen anderer Art.

Wenn der Krankheitsanfall jezt eintrat, so sezte sie sich, statt sich zu Bette zu legen, an einen Tisch, und begehrte ein Buch, um darin zu lesen. Man gab es ihr, und sie las nun in demselben so vollkommen gut, und mit einer so richtigen Declamation, daß auch der geschikteste Redner sich nicht besser dabei hätte benehmen können, und während dieses Lesens war sie blind *), wie die nachfolgenden Umstände beweisen. — Da nämlich der Hr. Pfarrer sie erst das Jahr zuvor confirmirt hatte, und wohl wußte, daß sie nicht gut lesen konnte, so gab er ihr einmal ein ihr ganz unbekanntes Buch, aus welchem sie eben so vollkommen und richtig las, und declamirte. Um zu versuchen, ob sie wirklich blind wäre, kehrte er ihr unter dem Lesen das Blatt, von welchem sie las, um, sie las aber auch auf dem neuen Blatte fort, und zwar nicht oben bei der ersten Zeile desselben, sondern in der Mitte, wo sie

*) Völlig blind nun wohl nicht, wie unten deutlicher werden wird, vielmehr glaube ich, daß sie in diesem Zustande ein schärferes Gesicht hatte, als je zuvor und hernach.

sie auf dem vorhergehenden stehen geblieben war, doch stuzte sie gleich, und rief: „Ei, wo bin ich „hingekommen?" — Nun schlug der Hr. Pfarrer das Blatt wieder zurük, und sie fuhr nun genau auf der vorigen Zeile zu lesen fort *).

Am Abende desselbigen Tages stellte sich der nämliche Anfall wieder ein. Das Mädchen verlangte abermal ein Buch, um zu lesen. Man gab es ihr, und stellte ein Licht auf den Tisch. Bei dem Scheine desselben fieng sie an, aus dem Buche zu lesen; nachdem sie eine Weile gelesen hatte, nahm man ihr das Licht weg, und stellte es unter den Tisch. Ohne die Wegnahme desselben zu bemerken, las sie auch in der Finsterniß ohne Anstoß fort, unerachtet sie abermal ein ihr ganz unbekanntes Buch vor sich hatte.

Ein andermal wiederholte sie im Paroxismus den Confirmations-Unterricht von einer ganzen Stunde, wie sie ihn schon ein Jahr zuvor genoßen hatte, und lies dabei nicht nur keine der damals vorgekommenen Fragen und Antworten aus, sondern ahmte sogar auch die Stimmen des Herrn Pfarrers und der übrigen Kinder, die mit ihr zugleich

*) Ich halte gerade diese Umstände für einen Beweis, daß das Mädchen nicht blind war. Das Umschlagen des Blattes konnte sie in ihrem ekstatischen Zustande, auch ohne blind zu seyn, leicht übersehen.

gleich unterrichtet worden waren, bis zur höchsten Täuschung nach.

Die Vermuthung, auf die man etwa gerathen könnte, daß sie einige Stunden Unterricht nachgeschrieben und auswendig gelernt haben möchte, fällt hiebei ganz weg; denn einmal durfte sie während des Unterrichtes nicht schreiben, und bis sie über Feld nach Hause kam, konnte sie (im gewöhnlichen Zustande) unmöglich alle Fragen und Antworten so treu im Gedächtniße behalten, um sie so pünctlich nachzuschreiben, als sie dieselben im Paroxismus wiederholte; — und dann, was der obigen Vermuthung am meisten widerspricht, konnte sie gar nicht einmal schreiben, so gar nicht geschriebenes lesen.

Eben so auffallend und merkwürdig, als die so eben erzählten Erscheinungen sind auch die Vorhersagungen dieses Mädchens in ihrem ekstatischen Zustande. — So sagte sie z. B. einigemale, wenn der Herr Pfarrer in das Filial kam, unerachtet man, wenn schon den Tag, doch die Stunde seiner Ankunft, nicht wissen konnte, auf einmal: eben jezt kommt der Herr Pfarrer, und es war wirklich so. Einst ritt er absichtlich so schnell, daß niemand seine Ankunft vorher im Dorfe bekannt machen konnte; von dem Hause aus, wo das Mädchen und ihre Eltern wohnten, konnte man ihn nicht kommen sehen, und überdiß kam er an einem Tage, da man ihn nicht erwartete.

tete. Dessen ungeachtet sagte das Mädchen, das im Bette lag, plözlich: „Der Herr Pfarrer kommt, er reitet schon am Haag".

Ein andermal sagte sie eben so plözlich: „Der Hexenmeister kommt, er ist schon im Gäßchen," (diß war ein Mann, den ihr Vater heimlich bestellt hatte, um seiner Tochter, wahrscheinlich durch aberglaubische Mittel, zu helfen, wovon aber diese gar nichts wußte,) und ein paar Minuten darauf stand der Mann in der Stube.

Eine Zeitlang bekam sie den Anfall nie, ausser des Abends, wann man die Abendglocke läutete; — sonst mochte man den Tag oder die Nacht über läuten, wann man wollte, so hatte es nie diese Wirkung auf sie. Als der Herr Pfarrer dieses erfuhr, so gab er dem Schulmeister auf, er sollte das Läuten der Abendglocke einmal unterlassen, und siehe da! der Anfall blieb an selbigem Tage aus *).

Nachdem nun die Krankheit unter diesen Abwechselungen sechs Monate lang gedauert hatte, und alle angewandte Arzneyen vergeblich gewesen waren, so verlor sie sich endlich selbst gänzlich, und bis jezt hat sich nie wieder die geringste Spur derselben gezeigt.

So

*) Ob nachher noch mehrere Versuche damit angestellt worden sind, weiß ich nicht.

So weit geht die erste von dem Herrn Pfarrer Dörner mir mitgetheilte Erzählung. Da ich aus dieser Erzählung sah, daß derselbige den ganzen Verlauf der Krankheit sehr genau beobachtet hatte, und überdiß von andern hörte, daß eben er zu der Wiederherstellung des kranken Mädchens vieles beigetragen hätte, so war ich natürlich sehr begierig, auch den Gang der leztern, und die Mittel, die er zu ihrem Behufe angewandt hatte, von ihm zu erfahren. Ich bat ihn deswegen, mir hierüber weitere Nachrichten zu geben, und erhielt dieselbigen auch durch das nachfolgende Schreiben, woraus ich hier des Hrn. Pfarrers eigene Worte mittheile.

„Ew. ꝛc. verlangen nun meine Verfahrensart mit der quäſtionirten Kranken zu wiſſen. Selbige beſtund darin:"

„1. Uebergab ich ſie, um allen Verdacht der Hexerey zu entfernen, einem Arzt, dem damaligen Phyſico ordinario zu Urach, Prof. Seubert. Dieſer verſuchte ſeine Kunſt vergebens an ihr. Während der Zeit hatte ich Gelegenheit, den damaligen berühmten Herrn Leibmedicus, D. Hopfengärtner, zu ſprechen. Dieſem erzählte ich die Geſchichte, und bat ihn um ſeinen Rath. Er ſagte mir: es ſeie eine Evolutionskrankheit, da nützen alle Mittel nichts, in ſechs Monaten vergehe ſie von ſich ſelbſt, welches auch geſchah".

„2. Sagte

„2. Sagte ich ihren Eltern, sie sollten sie in ihrem Singen, Lesen, Beten, ja nicht stören, sondern ihr vielmehr, wann, und so oft sie es verlange, dazu behilflich seyn *), welches sie auch thaten".

„3. Als die Patientin aus einiger Schaam Bedenken tragen wollte, in die Sonntagsschule und in die Kirche zu gehen, so ermunterte ich sie, in die Sonntagsschule, Kirche, und zum Abendmahl zu gehen, wie sie bisher gewohnt gewesen. Dieses that sie, und in der ganzen Zeit bekam sie in der Kirche nur zweimal einen sehr leichten Anfall, welcher kein Aufsehen erregte, da die Gemeine sonst wohl geordnet war".

„4. Schärfte ich ihr besonders ein, ihren Berufsarbeiten, wie sie bisher gewohnt gewesen, fleißig abzuwarten, und da ich nach einiger Zeit bemerkte, daß sie hierin läßiger werden wollte, so ersuchte ich den Schulmeister, welcher ein sehr vernünftiger, frommer, und wohlhabender Mann war, er möchte sie in seinem Hause taglöhnen lassen, und sie nach Verdienst belohnen. Dieser that solches und befolgte in allem meine Vorschrift. Bei dieser Verfahrensart erregte nicht nur die Sache gar kein Aufsehen, (und die Kranke wollte

*) Vermuthlich in der Absicht, um nicht durch dazwischen gelegte Hindernisse die Macht der Krankheit zu verstärken, und die widernatürlichen Nervenreitze nicht noch mehr zu erhöhen.

keines machen) sondern die Krankheit nahm auch nach und nach ab. Sie bekam die Zufälle nicht mehr so häufig, endlich nur alle 24 Stunden Einmal, wobei sie nicht mehr sang oder las, sondern nur etwas außer sich kam, und sich zu Bette legte, — nach und nach nur alle zwei, drei, endlich acht Tage. Auf dieses verlohr sich die Krankheit gänzlich ohne eine Spur zurükzulassen. Sie wurde völlig gesund, und ist jezt Mutter von fünf gesunden Kindern. Da ich zu selbiger Zeit in meiner Nachbarschaft niemand kannte, der für psychologische Sachen Sinn hatte, so machte ich nichts davon bekannt ꝛc.".

M. Dörner, Pfarrer.

Anmerkungen
zu den beiden voranstehenden Geschichten.

Die beiden so eben erzählten Geschichten haben, wie man leicht sieht, viele Aehnlichkeit mit einander, sind aber in einer andern Rükſicht wieder sehr von einander verschieden.

In beiden finden wir einen widernatürlichen Nervenreiz und eine durch ihn hervorgebrachte Exaltation gewisser Kräfte als die nächste Ursache

che der auffallenden Erscheinungen. Aber die Ursache der Krankheit, welche diesen Nervenreiz hervorgebracht hat, war wohl nicht in beiden Subjecten dieselbe. Die Krankheit, an welcher das Mädchen der lezten Geschichte litt, war nach dem Urtheile der Aerzte eine Evolutionskrankheit, in diesem Alter (das Mädchen war 15 Jahre alt,) ohne Zweifel der Evolution der Mannbarkeit. Diß konnte bei dem Mädchen der ersten Geschichte, das erst sieben Jahre hatte, nicht wohl der Fall seyn; denn wenn schon sexuelle Gefühle auch bei Kindern von diesem Alter eben nichts unerhörtes sind *), so konnte doch wenigstens noch keine eigentliche Evolution der Mannbarkeit in diesem Zeitpunkte geschehen. Eine Evolutionskrankheit konnte es indessen dennoch auch bei dem siebenjährigen Mädchen seyn, nur war es vielleicht eine Evolution von anderer Art, z. B. der Zähne, des Wachsthums der Knochen u. dgl. — Kurz bei beiden Mädchen war, wie man auf den ersten Anblik sieht, ein widernatürlicher, lebhafter, und heftiger Nervenreiz vorhanden, und die ganze Geschichte beider läßt sich meines Erachtens am natürlichsten dadurch erklären, wenn man annimmt, daß dieser Nervenreiz eine

*) Es sind mir hievon zwei merkwürdige Beispiele bekannt, die ich bei einer andern Gelegenheit mittheilen werde.

Exaltation gewißer (geistiger und körperlicher) Kräfte hervorgebracht habe, eine Wirkung, die auch sonst, wenn schon in geringerem Grade, eben nichts ungewöhnliches ist. Daher braucht der Dichter den Wein, um sich dadurch zu begeistern, daher erhöht ein gewisser Grad der Trunkenheit die Stimmung des Gemüths, macht frölicher, muthiger, unternehmender, geschikter, u. d. gl. Beides aber sind offenbar Wirkungen eines verstärkten Nervenreizes. — Auch lassen sich aus dieser Hypothese alle in diesen beiden Geschichten vorkommenden Erscheinungen erklären.

Daß die beiden Mädchen Stellen und Lieder auswendig hersagen konnten, die sie zuvor nicht im Gedächtniße behalten konnten, und auch nachher in den ruhigern Zwischenzeiten nicht mehr wußten, beweißt eine Exaltation des Gedächtnißes, denn man darf ohne Zweifel wohl annehmen, daß beiden das, was sie hersagten oder sangen, zuvor nicht gänzlich unbekannt, sondern nur nicht geläufig gewesen ist. Hat man doch auch sonst die Beispiele, daß manche in hitzigen Fiebern, oft sogar im Traume, Stellen aus Büchern, Gedichte, Rechnungen u. dgl. fanden und hersagten, die sie im gesunden oder wachenden Zustande mit aller Mühe nicht finden oder ihrem Gedächtniß einprägen konnten *); und aus

*) Ein merkwürdiges Beispiel hievon ist Reinholds

aus eben dieser Hypothese läßt sich auch die Behauptung mancher Tabakschnupfer begreifen, daß schon oft eine Prise Tabak (doch wol durch den Reiz, den sie auf die Nerven der Nase machte) einen guten Gedanken in ihnen gewekt habe.

Das melodische Singen des zweiten Mädchens läßt sich aus eben dieser Hypothese einer Exaltation des musikalischen Gehörs oder Gefühls, einer besondern Anlage, die weder blos Gedächtniß noch Geschmak ist, weil sie manchen Menschen, welche diese beide in hohem Grade haben, fehlt, unter der Voraussetzung erklären, daß das Mädchen die Melodie, die sie im Paroxismus vortreflich, ausser demselben aber gar nicht singen konnte, auch sonst wol schon gehört hatte, — und eben so gut der Witz, womit das erste Mädchen die Jünglinge und Wittwer mit den Mädchen und Wittwen ihres Ortes in ihrer Phantasie copulirte, und das zweite die Stimmen des Hrn. Pfarrers und ihrer Mitschüler nachahmte.

Aber das fertige Lesen in unbekannten Büchern und in der Finsterniß? — Was die Fertigkeit im Lesen bei einem Mädchen, das sonst

holds Deduction der Kategorien, die er, seiner eigenen Versicherung zufolge, im Traume gefunden hat.

nur schlecht las, betrifft; so hat dieß wohl nach der angenommenen Hypothese keine Schwierigkeit, und eben so wenig das richtige Declamiren; denn auch die innere Empfindung des Mädchens konnte durch jenen Nervenreiz erhöht und verfeinert worden seyn, und Empfindung ist die beste Lehrmeisterin in der Declamation. Aber das Lesen ohne Licht? — Ich bitte, hier zu bemerken, daß das Mädchen nie in gänzlicher Finsterniß las. Das Licht wurde ihr zwar hinweggenommen, aber nicht ausgelöscht, oder aus dem Zimmer getragen, sondern nur unter den Tisch gestellt. Einiger, wenn schon schwacher und nur reflectirter Schein desselben blieb also doch noch zurük, und dieser konnte für das Mädchen in einem Zustande, worin ihre Sinne eben so sehr, wie ihre Seelenkräfte, exaltirt und ungewöhnlich geschärft seyn konnten und mußten, zum Lesen hinlänglich seyn. Und es ist abermal nichts ungewöhnliches, daß gereizte Nerven sehr geschärfte Sinne zur Folge haben, wie die Beispiele nervenkranker Personen beweisen, die ein Geruch, den ausser ihnen niemand riecht, ein Ton, den ein Gesunder tausendmal überhört, so afficirt, daß er sie zu Ohnmachten oder zur Verzweiflung bringt.

Die gröste Schwierigkeit machen wohl noch die Vorhersagungen dieses Mädchens, die, wie

wie es scheint, aus der angenommenen Hypothese nicht erklärbar sind. Setzen wir aber einmal an die Stelle des Wortes: Vorhersagungen, ein anderes, und zwar: Vorempfindungen, so werden wir uns dadurch vielleicht doch dem Mittel mehr nähern, durch eben diese Hypothese auch diese Erscheinung, wo nicht zu erklären, doch viel begreiflicher zu machen. Nun giebt es zwar keine Vorempfindungen, in dem Sinne, wenn man darunter das Empfinden eines noch nicht auf uns einwirkenden Gegenstandes versteht *), aber doch Vorempfindungen eines dem Auge noch unsichtbaren und von uns entfernten Gegenstandes. So erzählt z. B. im Moritzischen Magazine ꝛc. **) Herr Kanzleidirector Göking von sich, daß ihm, vornehmlich in früheren Jahren, oft plözlich der Gedanke aufgestiegen wäre: nun wirst du diesen oder jenen sehen, und in ein paar Minuten wäre er vor ihm gestanden, und erklärt diß selbst aus seinem feinen Geruche, durch welchen er eine Empfindung von jener Person ohne sein Wissen bekommen hätte. — Oder wenn wir alltägliche Beispiele wollen: wittert nicht die feine Nase des Hundes oft in großen Entfernungen, und folgt seiner Spur oft Meilenweit nach?

*) Vergl. Kants Anthropologie ꝛc. S. 100.

**) II. Bds. 3s St. S. 118. ff.

Wir haben aber schon gesehen, daß die Sinne des kranken Mädchens und seine Empfindung überhaupt während des Paroxismus sehr geschärft und exaltirt waren, mithin konnte sie auch durch die Feinheit dieser Empfindung von abwesenden, vornehmlich ihr sich immer mehr nähernden Personen, (ich will nicht entscheiden, durch welchen der so sehr geschärften Sinne) eine Vorempfindung bekommen. Daß sie selbst die Ankunft des Hexenmeisters, wie sie ihn nannte, voraus empfand, unerachtet sie von ihm gar nichts wußte, auch diß ist dann weniger unbegreiflich, wenn man bedenkt, daß Leute dieses Schlages in den Häusern des Pöbels eben keine seltene Erscheinung sind, und also das Mädchen auch zuvor schon öfters in seiner Nähe gewesen seyn mag. Bewundernswürdig bleibt indessen immer die große Distanz, in welcher sie diese Personen witterte, und sezt im höchsten Grade geschärfte Sinne voraus, allein eben dieses beweist ja auch schon das fertige Lesen in der Dunkelheit.

Ueberhaupt scheint mir dieser Zustand viele Aehnlichkeit mit dem der magnetisirten Schlafredner und Schlafrednerinnen zu haben, die ja auch Personen, die ihnen unbewußt ins Zimmer getreten sind, mit geschlossenen Augen erkennen, sobald sie mit dem Magnetiseur in Rapport gesezt

sezt werden. — Hinwiederum aber scheinen mir eben solche Geschichten, wie diese, wo alles durch die Veranstaltung der Natur selbst erfolgt, daß der Erzählung ähnlicher Erscheinungen in ähnlichen, künstlich (z. B. durch das Magnetisiren) hervorgebrachten Zuständen, wenn sie nur von philosophischen Beobachtern herrühren, die Glaubwürdigkeit eben nicht ganz abzusprechen ist.

Die Art, wie der Hr. Pfarrer diese Kranke behandelte, finde ich sehr zwekmäßig. Die Aufmunterung zum Besuchen der Kirche und Sonntagsschule sowohl, als zu körperlichen Arbeiten konnte und mußte ihre Aufmerksamkeit bald zerstreuen, bald auf Gegenstände, die mit ihrer Krankheit in keiner Verbindung standen, fixiren; die leztern insbesondere waren sehr geschikt, den stockenden Säften wieder einen freiern Umlauf zu verschaffen, — und dadurch wurde die Evolution, welche die Natur beabsichtigte, befördert, und die Krankheit geheilt.

M.

---

5. Wir=

5.

Wirkung der Einbildungskraft einer schwangern Mutter auf ihr Kind.

Aus einem Briefe.

Dettingen unter Urach
den 28. Oct. 1798.

Ich habe den ersten Band ihres Repertoriums gelesen, und darinn gefunden, daß Hr. Dr. Elvert die Wirkung der Einbildungskraft der Mutter auf die Frucht noch für problematisch hält. Mir ist eine Geschichte bekannt, welche, wie mich dünkt, die Sache unläugbar beweist. — Die Geschichte ist diese:

Eine hiesige ledige Weibsperson war am Ende ihrer Schwangerschaft. Sie wohnte bei einem Manne im Hause, welcher wegen Diebstahl gefänglich eingezogen und in Ketten gelegt wurde. Er entwischte aus dem Gefängniß mit den Ketten; und so kam er des Morgens um 3 Uhr noch geschlossen vor ihr Bette. Sie erschrak über diese Erscheinung sehr heftig, und konnte, wie sie nachher sagte, diesen Mann nicht mehr aus ihrem Sinn und aus ihren Augen bringen. Nach 24 Stunden gebahr sie ein vollkommen zeitiges, sonst wohlgestaltetes, doch todtes, Kind.

Nun

Nun diesem Kinde waren die an dem Manne gesehene Fesseln so vollkommen aufgedrükt, daß die eiserne Schellen, eine an dem Fuß des Kindes, die andere an der Hand, die Gelenke der Kette, wie sie an einem Gefangenen über den Schenkel und Fuß herabgehen, dem Kind am Schenkel und Fuß erhaben in rother Farbe vollkommen aufgedrükt waren *).

Was kann dieses anders gewirkt haben, als die Einbildungskraft der Mutter? Im Keime des Kindes kann dieses nicht gelegen seyn; denn die Mutter Natur wird doch keines ihrer Kinder, schon vor seiner Geburt mit dem Ornate eines Spizbuben gezeichnet, auf die Welt setzen wollen?

*) Das Kind lebte noch unter der Geburt, da es aber verkehrt in dieselbe trat, so fand die Herausbringung des Kopfes, da es völlig ausgewachsen war, so langen Anstand, daß es in der Geburt erstikte, welches bei dieser Lage oft geschieht. Auch muß ich noch bemerken, daß das Kind am nämlichen Arm und Fuß die Ketten hatte, wo die Mutter sie an dem Mann gesehen hatte.

M. Dörner, Pfarrer.

6.

Moderne Hexenprobe.

Ein Bauer von ohnedem eingeschränkten Fähigkeiten und weniger Bildung, verfiel aus Eifersucht gegen sein Weib, zu der er keinen Grund hatte, in Wahnsinn. In diesem sezte er sich in den Kopf, daß sein Weib eine Hexe seye. Die Vorstellungen des Geistlichen, Beamten und Arztes machten ihn dann doch in der Folge etwas zweifelhaft und stutzig. Er wollte sich nun über diesen Punkt ganz gewisse Ueberzeugung verschaffen. Zu dem Ende gab er seinem Weibe mit einem starken Prügel 50 derbe Streiche auf das Schienbein, in der Voraussetzung, daß wenn sie keine Hexe seie, so müsse er ihr das Bein dadurch entzwei schlagen. Da das Bein nun nicht entzweigeschlagen wurde, so nimmt er nun schlechterdings keine Vorstellung vom Gegentheil an, sondern ist seiner Sache auf das gewisseste überzeugt, daß sie eine Hexe seie.

D. Elvert.

7.

Merkwürdiges Delirium in einem Anfalle von Nymphomanie.

Ein mehrere Jahre verheurathetes Weib aus der untern Klasse des Volks, das noch nie empfangen hatte, bekam nach Anzeigen, die überzeugend genug waren, hier aber nicht zu entwickeln sind, einen Anfall von Nymphomanie. In diesem delirirte sie immer von religiösen Gegenständen, betete sehr viel, und die hervorstechendste Idee, auf der sie fast beständig blieb, war, daß sie alle ihre Bekannte durch ihre Fürbitte, aus der Hölle erlösen müßte, und unter diesen Erlösten war dann auch der Pfarrer ihres Geburtsortes, dessen Unterricht in der Religion sie erhalten hatte. Da sie nun immer näher oder entfernter etwas Sexuelles mit in ihre Delirien einmischte, so war es mir auffallend, als sie mir mit einer ganz besondern Behaglichkeit sagte: sie habe ihren Pfarrer aus dem Grunde aus der Hölle erbeten, weil er sie so gar schön eingesegnet habe. Es drängte sich mir die Reflexion auf, ob bei ihrem gegenwärtigen Wahnsinne die Verbindung des Sexuellen mit dem Religiösen nicht etwa daher habe entstehen können, daß ihre Phantasie bei dem Unterrichte zur Confirmation, und bei der Confirmationshandlung

selbst

selbst von religiösen Bildern stark aufgereizt worden seie, (denn so erklärte ich mir, und ich denke nicht mit Unrecht das „so gar schön Einseegnen") in einem Alter, in welchem man ja bekanntlich in unserm Vaterlande zu confirmiren pflegt, da im weiblichen Körper eine wichtige Entwiklung beginnt, und da der Geschlechtstrieb, bei der einen dunkler, bei der andern deutlicher, sich zu regen anfängt, und ob daher nicht die Coexistenz dieser die Phantasie rührenden religiösen Bildern mit sexuellen Gefühlen der Zeit nach, eine Verbindung unter diesen Ideen dem Innhalte nach, nach den Gesetzen der Association habe bewirken können.

Zwar ist es bekanntlich ganz nichts ungewöhnliches, daß sich sexuelle Ideen mit den Ideen religiöser Schwärmerei oder Wahnsinnes verbinden, und es möchte auch so schwer nicht seyn, von dieser Verbindung sonst einen und den andern Grund aufzufinden.

Um nur mehr bei den physischen stehen zu bleiben, so ist bei schlaffen Fibern die Einbildungskraft reger, und regere Einbildungskraft ist eine eben so fruchtbare Mutter religiöser Schwärmerei, als wollüstiger Gefühle. Bei religiösen Schwärmern trift man gemeiniglich einen Hang zur Trägheit, und Trägheit befördert Wollust.

Auch

Auch ist es, wo ich mich nicht sehr irre, ein Erfahrungssaz, daß man Pietisterei und religiöse Schwärmerei mehr bei Leuten von sitzender Lebensart, Nätherinnen, Schustern, Schneidern u. s. w. findet; was ist aber zur Erzeugung wollüstiger Ideen und Neigungen wol günstiger als sitzende Lebensart? Also auch ohne die Ideenverbindung aus oben angedeuteter Veranlassung in Anschlag zu bringen, wäre man nicht gerade in Verlegenheit, um Gründe aufzufinden, warum bei Delirirenden sich so gerne religiöse mit sexuellen Ideen verschwistern, doch aber hielt ich obige Anekdote, und meine sich mir dabei aufgedrungene Reflexion in so weit für bemerkenswerth, daß ich sie der Prüfung denkender Psychologen und philosophischer Religionslehrer vorlegen zu dürfen glaubte. Diese mögen nun bestimmen, ob etwas wahrscheinliches oder gegründetes dariu enthalten, und es wol daher der Mühe werth seie, daß Prediger bei dem Religionsunterrichte der Confirmanden, besonders der Mädchen, auf ihrer Hut seien, bei dieser Gelegenheit in diesem Zeitpunkte ja nicht die Einbildungskraft rege zu machen.

D. Elvert.

8.
Merkwürdige Träume.

Von Hrn. Pfarrer Lavater. *)

Nur als psychologische Phänomene, wobei weder Engel noch Teufel interessirt seyn dürfen, leg' ich die, vermuthlich durch tausend conforme Erfahrungen, bestätigte Anzeige bei, von einigen sonderbaren eignen Träumen, die vielleicht zur philosophischen Beleuchtung der mir noch unbeleuchteten Traumlehre, etwas beitragen können.

Ich hatte vor etwa 16 Jahren an Einem Morgen Zween Träume, den Einen von einem vor mir stehenden, seit Jahren nicht gesehenen Bürger von Zürich, den Andern von einem Briefe, über eine bereits abgethan geglaubte Sache, den ich erhalten würde. Man wekte mich, und meldete mir die Anwesenheit eines Rathsuchenden, und wer vor mir stand, genau in eben der Kleidung, genau in eben der Postur, wie ich ihn im Traume gesehen hatte, war mein Bürger. — Und der Brief, den ich denselben Mittag erhielt, war völlig des Inhalts, wie der Traum, den ich beim Erwachen verlacht hatte, mich

*) Lavaters Pontius Pilatus III. B. S. 252. ff.

mich hatte besorgen lassen, eine Wiederaufwärmung eines alten Geschäftes.

Ein andermal erhielt ich im Traum einen Brief in Quarto mit Hexametern, die ich beinahe auswendig zu können glaubte, von einem Freunde, der mir Jahre lang nicht geschrieben hatte; denselben Morgen fragte mich Jemand: „ob ich „auch gar nichts mehr von meinem Freunde in „London wisse? Diesen Abend, sagte ich lächelnd, „wenn mein Traum wahr wird, werd' ich einen „Brief von Ihm erhalten." Ich gieng auf die Post, und der Brief kam, und war dem im Traum gesehenen vollkommen gleich. Wahr ist, was ich hier sage — die Henningsche Philosophie wird es leicht erklären!!

Sonderbar ist bisweilen das Zusammenfließen divinatorischer Träume, vielleicht nur solcher, die in der Lage des schlafenden Körpers, der genossenen Speise und Getränke ihren Grund zu haben scheinen. Einmal träumte mir, daß mich ein bekannter, aber mit mir in keinem Verhältniß stehender Mann, ergreife und zu Boden werfe. Kurz darnach an demselben Tag kam der, den ich im Traume wüthend gesehen hatte, ich weiß nicht mehr eigentlich, ob zu mir ins Hauß? oder ob Er nur auf der Strasse einige Momente bei mir verweilte? — war freundlich, leutselig,

und ihm kam kein Sinn darau, mich anzufallen; denselben Abend aber ward ich zu einem Rasenden berufen, vergaß meines Traumes gänzlich; der Rasende war noch nicht gebunden, sprang auf aus dem Bette, fiel über mich her, und wollte mich zu Boden werfen, ward aber sogleich gehalten, und ich hatte blos am Knie, wegen des Fallens im Entfliehen, einen geringen Schmerz. Seit mehr als zwölf Jahren aber erinnere ich mich keines solchen Traums mehr, und überall keines wichtigen Traums, obgleich ich sehr viel träume.

Nur das lege ich noch, abermal blos als physisch-psychologisches Phänomen bei, das mit andern ähnlichen vielleicht sehr viel über einige Verborgenheiten der menschlichen Natur aufschliessen dürfte — daß ich, so oft ich nur halb auf der linken Seite schlafe, durch einen heftigen Sturmwind aufgewekt werde — So oft ich noch mehr auf dem Rücken liege, kommt Sturmwind und Donner zusammen — Lieg ich vollends auf dem Rücken, so schmettert ein unbeschreiblicher Sturmwind alle Fenster und Thüren auf, der Himmel zerreißt über mir mit Donnergetös, das alle Begriffe übersteigt. So gewiß ich im Traum zornig werde, habe ich mich den Tag über mit zehnfacher Sorgfalt vor dem Zorn in Acht zu nehmen.

Son-

Sonderbar ists, daß ich im Traum über das Traumhafte des Traumes immer scharfprüfend bin. Da mir im Traum einmal einer meiner verstorbenen Freunde mit unglaublicher Klarheit vorschwebte, visitirte ich Alles an Ihm, wie kein Contrebandier visitirt werden kann. Er sprach anfangs ein göttlich treffendes Wort zu mir, das mich stutzig machte, sagte aber sogleich darauf eine abscheuliche Dummheit, daß ich ihn als einen Betrüger mit Gewalt von mir stieß.

Noch nie bin ich im Traume vor etwas oder vor Jemand gewarnt worden. Geschähe es, so würde ich mich, wenn keine Pflicht darunter lidte, einfältig warnen lassen. Wenn ich zweimal nacheinander über dieselbe Sache gewarnt würde, ließ ich alle Philosophie lachen, und folgte der Warnung. Wenn mich aber alle Träume in der Welt etwas Böses, das heißt, meinem sittlichen Gefühl Widerstrebendes thun hiessen, thät ichs nicht. So viel von mir, meinen Traumerfahrungen und Traumgesinnungen.

9.

Eifersucht ohne Haß.

Ein psychologisches Phänomen.

Fragment eines psychologischen Romans, der mehr Wahrheit als Dichtung enthält *).

Eine der interessantesten Erscheinungen in der Geschichte von Heinrich Thalmanns Liebe ist gewiß die Geschichte seiner Eifersucht. — Die

*) Dieser Roman, wozu ich alle Materialien aus den Händen des Helden der Geschichte bereits erhalten, und vor mir liegen habe, wird vielleicht künftig unter dem Titel erscheinen: „Heinrich Thalmanns Liebe. Ein psychologischer Roman, der mehr Wahrheit als Dichtung enthält." Ich glaube, nach den Materialien, die ich vor mir habe, und die mit merkwürdiger Genauigkeit abgefaßte Selbstbeobachtungen enthalten, voraus versichern zu dürfen, daß er für Psychologen sowohl, als für Liebhaber unterhaltender Lektüre keine unschmakhafte Speise seyn wird. Der Beisaz: „mehr Wahrheit als Dichtung" ist wörtlich zu verstehen, denn die leztere wird sich nur auf ausserwesentliche Umstände, die das Auge des Seelenbeobachters nicht täuschen können, einschränken, und vornehmlich nur theils zum Vehikel dienen, um die einzelnen Begebenheiten,

Die Liebe bietet überhaupt dem Auge des Beobachters so mannichfaltige Seiten, so interessante Situationen, und doch zugleich so viele Widersprüche und Paradoxien dar, daß es in der That ein unterhaltendes nicht nur, sondern auch ein lehrreiches Geschäft ist, sie in ihrem ganzen Gange zu verfolgen, die Ordnung ihrer Erscheinungen zu beobachten, der Quelle einer jeden nachzuspüren, die feinen, oft kaum bemerkbaren, Verschiedenheiten in ihren Graden sowohl, als in ihren Aeusserungen aufzusuchen, und ihre scheinbaren Widersprüche zu lösen.

Die Eifersucht insbesondere, diese Tochter der Liebe, und ihre unzertrennliche Gefährtinn, so bald diese zur heftigen Leidenschaft wird, zeigt sich unter so vielerlei Gestalten, daß es eines der interessantesten Schauspiele ist, alle diese verschiedenen Gestalten seinem Auge vorübergehen zu sehen. Wir wollen uns hier nicht dabei aufhal-

heiten, so wie sie nacheinander und auseinander folgten, an einander zu reihen, theils zur Maske, um die wahren Namen von Personen und Oertern darunter zu verbergen. — Das gegenwärtige Fragment für jezt daraus auszuheben, schien mir dem Zwecke dieser Schrift um so angemessener, als sein Inhalt, unter der Reihe solcher Erscheinungen, dergleichen hier aufgeführt werden, doch wol auch eine Stelle verdient.

M.

ten, sie alle aufzuzählen, wie sie bald in der Gestalt einer Furie, bald in der der wehmüthig trauernden, bald der sanft bittenden Liebe sich zeigt. Unser Thalmann wird uns dieselbe von einer Seite sehen lassen, die gewiß eine der merkwürdigsten ist.

Man hat öfters schon die Bemerkung gemacht, daß Eifersucht auch dann noch, und auch da statt finden könne, wann die Liebe längst erloschen ist, oder wo nie wahre Liebe war, denn sie kann auch eine Tochter des Stolzes oder eines natürlichen Hanges zum Argwohn seyn. Also Eifersucht ohne Liebe ist wirklich weder etwas widersprechendes, noch etwas so ganz seltenes, aber Eifersucht ohne Haß gegen den, der sie erregt hat, ist doch wirklich nicht in der Regel, und scheint eine Unmöglichkeit zu enthalten. Und gerade von dieser Art war Thalmanns Eifersucht.

Er hatte nun also seine Caroline wieder gefunden, sein sehnlichster Wunsch, mit ihr wieder zusammen zu kommen, und nicht etwa nur zu naher Wiedertrennung sie wieder zu sehen, sondern mit ihr zusammen zu wohnen, und so lange da zu seyn, bis einst Zeitumstände und Gelegenheit die glükliche Stunde vielleicht herbeiführten, da er sie ganz sein nennen dürfte, war erreicht. Er lebte im Hause ihres Vaters,

genoß

genoß die Freundschaft der ganzen Familie, weidete sich an dem liebevollen Auge seines Mädchens, und niemand im Hause wußte, selbst Carolinen war es noch unbekannt, daß er um ihretwillen da war; niemand wußte um das Geheimniß seiner Liebe, auch Caroline nicht, dennoch war das Geständniß derselben seinen Lippen nicht entschlüpft, doch schienen sie's alle zu ahnden. Seine Blicke, wenn er ihr gegenüber am Tische saß, die Aufmerksamkeit, die er ihr so vorzüglich, beinahe ausschließend, widmete, und der Vorzug, den er vor ihren übrigen Schwestern ihr gab, mochten wol bald seine Verräther geworden seyn. — Und man sollte es ja auch ahnden, das Geheimniß, das er gerade und offen zu entdecken, das Herz nicht hatte, man sollte erfahren, welches Feuer in seinem Busen glühte, eben das war seine Absicht, denn er hoffte, so bald man es merkte, so würde er auch aus der Art, wie man diese Bemerkung aufnähme, schließen können, was er für seine Hoffnungen für Aussichten hätte. — Aber er betrog sich, der arme, betrog sich auf eine zwiefache Art. Von Carolinen glaubte er zu viel, von ihren Eltern zu wenig hoffen zu dürfen. Bald nach seiner Ankunft im Städtchen hatte er die Bekanntschaft eines Hauses gemacht, oder vielmehr nur erneuert, das mit dem Ackermanni-schen eben damals nicht im besten Vernehmen

stand. Ein an sich unbedeutender, in seinen Folgen aber bedeutender gewordener Zwist, den ein dritter ohne Vorwissen des Ackermannischen Hauses angesponnen hatte, entzweite die beiden Häuser, und noch dauerte dieser Zwist, als Thalmann nach Wangenheim kam. — Der Syndikus Gräser war es, dessen Bekanntschaft Thalmann schon mehrere Jahre zuvor, ehe er nach Wangenheim kam, einmal gemacht, und den er schon damals als einen sehr unterhaltenden Gesellschafter kennen gelernt hatte. Auch war er, wie wohl etwas entfernt, mit ihm verwandt. Gründe genug, warum Thalmann die Bekanntschaft dieses Mannes zu erneuern wünschte; aber es kam noch ein neuer hinzu, der freilich allen andern erst das Gewicht gab. Er hoffte in Gräsern einen Freund zu finden, den er zum Vertrauten seiner Liebe machen, und mit dem er sich von seinen Wünschen, Hoffnungen und günstigen oder ungünstigen Aussichten in Ansehung Carolinens nach Herzenslust unterhalten könnte. Wer den mächtigen Drang, sich mitzutheilen, besonders Herzensangelegenheiten einem Freunde zu vertrauen, kennt, wer es weiß, wie wenig man sogar zu wählen pflegt, wenn der heiße Drang einen Gegenstand fordert, an dem er Befriedigung finden kann, der wird es gerne glauben, daß Thalmann keine Zeit versäumte, um mit Gräsern zusammen zu kommen, und

ihn

ihn zu seinem Vertrauten zu gewinnen. Er betrog sich auch nicht; er fand in diesem Manne einen Freund, wie er ihn nur wünschen und hoffen konnte, einen Vertrauten, der an allen seinen Angelegenheiten, Wünschen, Besorgnissen, Hoffnungen, den freundschaftlichsten Antheil nahm, und ihm ein immer offenes und geduldiges Ohr lieh, so oft er ihn auch von Carolinen und seiner Liebe unterhielt, und so sehr sonst auch dergleichen Unterhaltungen für andere Unbefangene etwas höchst Langweiliges und Ermüdendes sind.

Allein eben diese Freundschaft wurde bald die Mutter mancher für unsern Thalmann kummervollen Stunde. Es konnte dem Ackermannischen Hause kein Geheimniß bleiben, — und warum hätte er's auch geheim halten sollen? — daß er unter allen Häusern zu Wangenheim keines so häufig besuchte, als das Gräserische, und etwa das des Pastor Kärrners, von welchem Ackermanns auch nicht gerade die beste Meinung hatten. Man fieng also in diesem Hause an, Argwohn auf Thalmann zu schöpfen, und an seiner Ergebenheit für die Familie zu zweifeln. Dieß erzeugte Zurükhaltung und Kälte, die ihm bald auffiel, und um so schmerzlicher auffallen mußte, da er die wahre Ursache nicht wußte, und ihr daher eine ganz andere unterschob. Noch hatte er nemlich von dem Zwiste, der jene beiden Häuser entzweite, nichts erfahren;

ren; war's ein Wunder, wenn er nun dachte, jene Zurükhaltung sei nichts anderes, als eine Folge davon, daß man seine Absichten auf Caroline entdekt hätte, und ihm nun sagen wollte: „wage dich nicht bis zu dieser Höhe!" — „Himmel!" seufzte er dann oft im Stillen, „so soll's denn vergeblich seyn, daß ich mir so viele Mühe gab, in dieses Haus zu kommen, und ein bequemeres Leben und eine glänzendere Laufbahn aufopferte, um diejenige Lebensart zu wählen, die mich nach Wangenheim führte!" Noch sollte er also immer nur die Leiden der Liebe erfahren, nicht ihre Seeligkeit kosten.

Jedoch alle Hoffnung verschwand noch nicht aus seiner Seele, denn Caroline blieb sich gleich, und an ihr konnte er weder Zurükhaltung noch Kälte bemerken. Sie war noch eben das gefällige, freundliche, herzgute Mädchen, wie er sie vor zwei Jahren kennen gelernt hatte. Aus ihrem Auge flammte ihm Gegenliebe entgegen, auf ihren Lippen schwebte ein Geständniß, das ihn zum glüklichsten Sterblichen gemacht haben würde, und aus ihrem ganzen Betragen sprach Erhörung seiner Wünsche, — so wähnte er, aber ach! auch hier betrog sich der Arme. Er wußte nicht, daß er einen Nebenbuhler hatte, und was das schlimmste war, einen begünstigten Nebenbuhler. Indessen auch davon sollte er bald überzeugt werden.

Eine

Eine Verwandtin vom Ackermannischen Hause, ein Mädchen von 18 Jahren, das gerade in seiner vollen Blüte stand, kam um eben diese Zeit nach Wangenheim auf Besuch. Um der Fremden willen wurde häufiger gestattet, was sonst den Töchtern des Hauses ungleich seltener gestattet wurde, Spaziergänge nach dem Abendessen in der Dämmerung auf dem großen freien Plaze vor dem Hause. — Das Ackermannische Haus hat eine Lage, dergleichen man bei wenigen Häusern findet. Von allen vier Seiten frei, steht es auf einem Berge, von welchem man eine Gegend von fünf bis sechs Stunden im Umfange übersieht, und seinen Horizont begränzen Berge, die von den Ufern des einst so glüklichen, und jezt so unglüklichen Rheingaus heraufschimmern. Gegen Morgen hat man zunächst einige Mühlen, und in größerer Entfernung das Dörfchen Wüstenberg vor dem Auge, und gegen Abend glänzt majestätisch im Strahle der aufgehenden Sonne der hohe Schweinsberg mit seinen Rebengeländern und seiner alten ehrwürdigen Burg. Zwischen beiden schlängelt sich der dunkle graue Haderfluß durch ein angenehmes Wiesenthal hinunter, das auf der einen Seite von Ackerfeldern, auf der andern von Wäldern begränzt wird, in welchen sich der Fluß für das Auge verliert. In der Mitte dieses Thales sieht man die Vorstadt von Wangenheim, mit ihren

immer

immer geschäftigen Bewohnern liegen, und mit dem gröſten Wohlgefallen verweilt das Auge auf diesen malerischen Prospekten. — Jeder Fremde besucht diese Gegend, und Wangenheims Bewohner selbst laben sich oft an dem herrlichen Anblik. Für Jünglinge und Mädchen aber, deren Herzen allen Gefühlen noch offen sind, und die noch ganz im Zauberreiz der ersten Jugendjahre leben, für Schwärmende und Liebende, scheint dieser Berg recht eigentlich geschaffen zu seyn. Kein Wunder, wenn er gerade von solchen am häufigsten besucht wird, und wenn auf ihm von jeher manche verliebte Plane entworfen und ausgesponnen, und manche Abentheuer dieser Art bestanden wurden.

Caroline und ihre Schwestern sowohl, als das oben genannte Mädchen waren gerade in dem Alter, worin das Herz verliebten und andern Schwärmereien, so wie überhaupt jedem Eindrucke am meisten offen steht. Diß war wohl neben andern Ursachen, z. B. der Nähe des Hauses, der Ungezwungenheit, auch in der Kleidung, womit man diesen Plaz besuchen konnte, ein Hauptgrund, warum die Mädchen bei ihren Spaziergängen nach dem Abendessen immer nur im Angesichte dieser herrlichen Gegend lustwandelten. Natürlich konnte es nun nicht fehlen, daß sie häufig auch andere Männer und Weiber, Jünglinge und Mädchen der Stadt antrafen,

die

die in eben der Absicht herauf gekommen waren. Am häufigsten trafen sie einen gewißen Rath Hügler, einen jungen Mann noch in den zwanzigen, ziemlich leer an Kopf und Herz, der den schönen Geist und den Elegant spielte, und sich, so oft sie kamen, sogleich in ihre Gesellschaft drängte. Er war einst Carolinens Anbeter gewesen, aber nun hatten auf einmal, ich weiß nicht, ob aus Rache, weil ihn Caroline nie angehört hatte, oder nur um seiner natürlichen Unbeständigkeit willen, die Reize des fremden Mädchens, — wir wollen sie Henriette nennen — sein Herz gefesselt, und sie war es eigentlich, um deren willen er jeden Abend den herrlichen Berg bestieg.

Thalmann nahm äusserst selten an diesen Spaziergängen Theil. Er sah, daß Herr Ackermann, der, am Tische besonders, gerne Gesellschaft hatte, es ungerne sehen würde, und blieb deswegen lieber bei ihm, und unterhielt sich mit ihm. Dazu kam eine gewiße den Verliebten natürliche und eigene Schüchternheit, welche sich nirgends aufdringen will, ohne aufgefordert zu werden, und ohne eine solche Aufforderung überall lästig zu werden befürchtet, und die ihn abhielt, die Mädchen zu begleiten, oder ihnen nachzugehen. Nur zuweilen, wenn etwa Herr Ackermann nicht zu Hause speiste, oder früher, als gewöhnlich zu Bette gieng, wagte ers auch noch,

auf

auf den Berg hinauszugehen. Da fand er denn immer Hüglern mit Henrietten an einem, und Carolinen am andern Arme. Er gesellte sich auch zu ihnen, und bemühte sich, ganz unbefangen in ihrer Gesellschaft zu seyn, indeß freilich sein Auge, ihm vielleicht selbst unbemerkt, liebetrunkene Blicke auf Carolinen warf, und ängstlich spähte, wem eigentlich Hüglers Zärtlichkeiten gälten, ihr oder Henrietten. Denn es war wirklich schwer zu errathen; Hügler schien sich zwischen beide zu theilen, ob aus Unentschlossenheit oder aus Politik? weiß ich nicht. Vielleicht wollte er Carolinen nicht merken lassen, daß er sie Henrietten aufgeopfert hatte, weil sie ihn sonst vermieden haben würde, und er ohne sie auch Henrietten nicht hätte sprechen können. — Indessen, Thalmann ward eifersüchtig, denn er glaubte, argwöhnisch, wie Verliebte sind, sich bald überzeugt zu haben, daß Hüglers Absichten auf Carolinen gerichtet wären. Doch abermal ein Strahl von Hoffnung, denn er konnte in Carolinens Betragen durchaus nichts finden, das Hüglers Wünschen entspräche; ein Umstand, der mit dem obigen, daß er sich von ihrer Gegenliebe gegen ihn so vest überzeugt hielt, zusammengenommen, sehr merkwürdig ist, weil er eine Erklärung der nachfolgenden sonderbaren Erscheinung enthält.

Nicht

Nicht lange nach den Begebenheiten dieser Tage kam einst Thalmann wieder zum Syndikus Gräser. Nach einigen Gesprächen, die meist Carolinen zum Gegenstand hatten, warf dieser unvermuthet die Frage auf: wissen Sie auch, Thalmann, daß Sie einen Nebenbuhler haben? Das weiß ich gar zu wohl, antwortete Thalmann.

Gräser. Sie sollten es wissen? Unmöglich! Habe ichs doch selbst erst vor einer Stunde erfahren, und Ihr Nebenbuhler wohnt mir doch ungleich näher als Ihnen.

Thalmann. Und doch weiß ichs. Auch ists eben nicht unbegreiflich, denn bedenken Sie, daß mir Caroline näher wohnt, als Ihnen, und das Mädchen nicht dem Manne, sondern dieser jenem nachzugehen pflegt. Ueberdiß habe ich wirklich schon öfters beide ganz traulich Arm in Arm miteinander lustwandeln gesehen.

Gräser. Wirklich? Und wo denn?

Thalmann. Droben auf dem Berge.

Gräser. Richtig. Doch, wenn Sie es denn ganz gewiß wissen, wer Ihr Nebenbuhler ist, so sagen Sie mir: wie heißt er?

Thalmann. Sein Name fängt mit H an. Nicht?

Gräser. Ganz recht. Nun ich gratulire.

Thalmann. Incommodiren Sie sich nicht, es hat nichts zu sagen.

Nun war Thalmann vollkommen überzeugt, daß Hüglers Absichten auf Carolinen giengen, denn auch andere wußten es ja, allein er betrog sich abermal, denn auch das, was er hier von Gräfern erfuhr, war bloßer Mißverstand. Wir müßen, um diß aufzuklären, in der Geschichte um etwas zurükgehen.

Geraume Zeit zuvor, ehe Thalmann nach Wangenheim kam, hatte Caroline schon eine Liebschaft gehabt. Ein gewißer Sekretär, Hülsefeld, ein junger Mann von wirklich ungleich höherm Werth, als Hügler, begabt mit einem guten natürlichen, wenn schon nicht durchdringenden Verstande, einem guten Herzen, und einer liebenswürdigen Bescheidenheit, hatte sich in Carolinens Herz gestohlen, und noch als Thalmann kam, saß er ziemlich vest darin. Hülsefeld ließ keine Gelegenheit vorbei, um Carolinen auch nur durch verstohlene Blicke den Zustand seines Herzens zu entdecken, oder ihr die sehr einfache Erklärung: ich liebe dich! zuzuflüstern. Aber diese Liebe blieb von beiden Seiten ein tiefes Geheimniß. Hülsefeld war zu bescheiden, als daß er sich hätte zudringen, und zu schüchtern, als daß er sich hätte entdecken sollen, und von Carolinen läßt sichs ohnediß denken, daß sies nicht auf dem Markte ausgerufen haben wird. Auch hielt sie ihn wirklich, so lieb er ihr war, immer in einiger Entfernung, denn es

war

war schlechterdings keine Aussicht vorhanden, daß sie je ein Paar werden könnten. Hülsefeld, war ein Ausländer, sein jetziger Posten vertrug sich durchaus nicht mit Weib und Kindern, und zu einem andern hatte er im Lande keine Hoffnung. Wer konnte also wissen, wohin ihn sein Schiksal noch verschlagen würde? und Frauenzimmer, sagt Ninon, berechnen immer zuvor, ehe sie sich verlieben, alle Vortheile und Nachtheile, die für sie daraus entstehen könnten, und lieben immer avec discernement. Hülsefeld konnte daher zwar bemerken, daß er Carolinen nicht gleichgültig wäre, — und das war er auch wirklich nicht, denn noch viele Jahre nachher, nachdem sie lange schon von einander getrennt waren, hieng ihr Herz noch an ihm, — aber ob sie ihn liebte, das wußte er nicht, und so erfuhr auch von Carolinen ausser Louisen, ihrer Schwester, und von Hülsefeld, ausser einem vertrauten Freunde, niemand etwas von der ganzen Geschichte. Doch nach einiger Zeit, da Hülsefeld und sein Freund über einer Kleinigkeit miteinander zerfielen, entdekte dieser das Geheimniß dem Syndikus Gräser, und von diesem erfuhr es Thalmann, jedoch, durch die Gleichheit der Anfangsbuchstaben getäuscht, auch nicht in seiner völligen Wahrheit. Er erfuhr nur, daß er einen Nebenbuhler hatte, aber nicht, daß dieser Nebenbuhler ein begünstigter war.

Es war ein sonderbarer Gemüthszustand, worein Thalmann bei der Entdeckung gerieth, die er in Gräfers Hause gemacht zu haben glaubte. Er hielt sich zwar schon zuvor überzeugt, daß Hügler sein Nebenbuhler wäre, aber es blieb doch immer noch die Möglichkeit übrig, daß er falsch gesehen hätte, und Hüglers Zärtlichkeiten nicht Carolinen, sondern Henrietten angiengen, und wer, wenn er halbweg Bekanntschaft mit Menschenseelen hat, wird es befremdend finden, daß er sich mehr an diese Möglichkeit, als an das Gegentheil hielt? Und er hatte ja auch Grund dazu, denn Caroline gab Hüglern kein Gehör; was konnte daran anderes Schuld seyn, als weil sie ihn, weil sie Thalmannen liebte? Nun sollte er von Gräfern hören, Hügler seie wirklich (seiner Meinung nach) sein Nebenbuhler, da hatte denn die Wahrscheinlichkeit wegen Henrietten schon einen gewaltigen Stoß gelitten. — Alle die obigen so kalt scheinenden Antworten waren im Grunde nur desperate Mittel, um seine Verlegenheit und Bestürzung dahinter zu verbergen, und in halber Betäubung gegeben, denn Gräfers: „Richtig" und „Ganz recht" waren eben so viele Donnerschläge für sein Herz, er hatte erwartet: Gräfer würde ihm widersprechen, wenn er sagte, der Name des Nebenbuhlers fange mit H an. Und doch vermischte sich mit dieser Empfindung auch wieder

ein

ein gewißes angenehmes Gefühl. Es schmeichelte ihm, daß er auf den ersten Blik (so dachte er nun) errathen hatte, was niemand errathen konnte, wem Hüglers Galanterien gälten, und noch mehr schmeichelte es seiner Meinung von sich selbst, daß Caroline ihn, der sich noch nie gegen sie erklärt hatte, diesem Hügler, der sich so viele Mühe um sie gab, vorzog.

Dieses leztere Gefühl gewann nach und nach die Oberhand. Er wurde immer vester von Carolinens Gegenliebe überzeugt, und Hüglern verachtete er, doch konnte ers nie über sich erhalten, ihn ohne eine gewiße Erbitterung, daß er es auch nur wagte, ihm im Wege stehen zu wollen, anzusehen. Indessen war er doch so glüklich als möglich in Carolinens Nähe, die er ja täglich um sich hatte, und deren freundliche Blicke er um kein Erdenglük vertauscht hätte, und blieb es, bis ein neuer Vorhang vor ihm aufrollte, der ihm ganz andere Scenen zeigte.

Einst kam er wieder zum Syndikus Gräser, und dieser, überzeugt, wie angenehm es Thalmannen wäre, lenkte sogleich das Gespräch auf seine Liebe, und zog ihn mit seinem Nebenbuhler auf. Thalmann scherzte lange Zeit mit, aber endlich fuhr er auf und sagte: „Nur das ist „mir ärgerlich, daß ein so hohler Kopf mein „Nebenbuhler seyn soll, denn es macht mir

„doch wahrlich wenig Ehre, einen solchen aus „dem Sattel zu heben."

Gräser. Nun, ein hohler Kopf ist er eben nicht.

Thalmann. Kein hohler Kopf? Kein hohler Kopf? Freund! wo denken Sie hin? Das große Heidelberger Faß kann nicht so hohl und leer seyn, wie er. Ha, ha, ha. Hügler kein hohler Kopf!?

Gräser. (Der ihn natürlich nun nicht mehr verstand) Was?

Thalmann. Hügler, sage ich, ist ein hohler Kopf, und eben das macht mir wenig Ehre.

Gräser. Was wollen Sie denn aber nun von Hüglern?

Thalmann. Er ist ja mein Nebenbuhler.

Gräser. Hügler Ihr Nebenbuhler? Seit wann? Das erste Wort, das ich höre. Sie wissen doch immer mehr als ich.

Thalmann. Nun, Sie sagten mirs doch neulich selbst.

Gräser. Ich? Bewahre! Es muß Ihnen geträumt haben.

Thalmann. Nun, Sie bestätigten es doch, als ich sagte: der Name meines Nebenbuhlers fange mit H an.

Gräser. Ha, ha, ha. Als ob sonst kein Name mit H. anfangen könnte. Nein, Freund, Hügler ist es nicht, sondern — Hülsefeld.

Thal-

Thalmann. (ganz erstaunt.) Hügler nicht, sondern Hülsefeld? — Wissen Sie diß gewiß?

Gräfer. Vielleicht Hügler auch; doch weiß ichs von diesem nicht, aber von Hülsefeld weiß ichs so ziemlich gewiß.

Das war eine höchst unerwartete Nachricht für unsern Thalmann. Mit Hüglern glaubte er fertig zu seyn, nun stand schon wieder ein anderer Feind auf dem Kampfplaz. An Hülsefeld wäre ihm vollends kein Gedanke gekommen, er kannte ihn noch nicht einmal, erinnerte sich gar nicht, ihn gesehen zu haben, so lang er zu Wangenheim war, wie hätte es ihm träumen sollen, daß ihm dieser gefährlich werden könnte? — Abermal also neuer Stoff zur Unruhe, neuer Reiz zur Thätigkeit, um der Sache auf den Grund zu kommen. Die nächste Nacht gieng ihm schlaflos vorbei. Immer stand Hülsefeld vor seiner Phantasie, und der Gedanke: wie wirds nun gehen? Ob Hülsefeld ein begünstigter Nebenbuhler seie, oder nicht; ob Caroline von seiner Liebe wisse, und seinen Wünschen Gehör gebe oder nicht; wie weit es schon zwischen beiden gekommen seyn möge; wo sie denn einander kennen gelernt haben; wo sie miteinander zusammenkommen? Das alles waren Fragen, von denen immer eine die andere in seinem Kopfe verfolgte; und ein schreckliches Licht gieng ihm endlich auf. Ist vielleicht deswegen, dachte er, Caroline so kalt gegen

Hüglern, weil Hülsefeld ihr Herz besizt? Und du Thor glaubtest indessen, du hättest ihn ausgestochen! — Aerger über sich selbst, Bangigkeit wegen der Zukunft, und Unruhe wegen der Ungewißheit, worin er schwebte, warfen ihn die ganze Nacht auf seinem Lager hin und her.

Indessen beschloß er, es koste auch, was es wolle, den Secretär näher kennen zu lernen, um aus dieser nähern Kenntniß seines Nebenbuhlers etwa schliessen zu können, wie viel oder wenig er von ihm zu befürchten haben möchte. Noch interessanter aber war ihm der Wunsch, ihn und Carolinen beieinander zu sehen, und sie, ihnen unbemerkt, zu belauschen, denn erst hieraus glaubte er mit Recht ihr wechselseitiges Verhältniß zueinander richtig beurtheilen, und für sich Hoffnung oder Hoffnungslosigkeit nehmen zu können.

Dieser Wunsch wurde ihm aber, so sehr er nach völliger Erfüllung desselben strebte, nur zur Hälfte gewährt. Er lernte Hülsefelden kennen, aber nie konnte ers dahin bringen, daß er ihn mit Carolinen getroffen hätte, und als es ihm später einmal gelang, war es ihm nicht mehr darum zu thun, und hatte keine Interesse mehr für ihn. Allein je weniger er seinen Wunsch erreichen konnte, desto mehr peinigte ihn der böse Dämon der Eifersucht. Tag und Nacht schwebte ihm nun der Gedanke vor der Seele: Hülsefeld und

Caro-

Caroline müßten ganz geheime Zusammenkünfte haben, und es müßte also mit ihrem wechselseitigen Einverständniß schon ziemlich weit gekommen seyn. Zuweilen fiel es ihm jedoch auch wieder ein, es möchte wohl gar nichts an der Sache seyn, weil er so durchaus nichts entdecken konnte, und Caroline immer freundlich und gütig gegen ihn war, und dann verlohr sich der Mismuth, und die Hofnung erwachte wieder in ihm. Wenn er aber alsdann wieder neue Bestätigung hörte, daß Hülsefeld eben doch ohne allen Zweifel sein Nebenbuhler sey, so sank er auch in seinen vorigen Zustand zurük, und verwünschte sein Schikksal, das ihn nach Wangenheim geführt hatte.

Indessen nahm seine Eifersucht bald eine eigene sonderbare Wendung. Er wurde es nach und nach gewohnt, einen Nebenbuhler zu haben, und die erste Wirkung davon war, daß ihm Caroline nur immer noch werther wurde. Natürlich! Ihr Werth mußte auch wirklich in seinen Augen um so höher steigen, von je mehrern andern er auch anerkannt wurde, und je mehr dadurch für ihn die Möglichkeit oder Wahrscheinlichkeit wuchs, sie zu verlieren. Er freute sich endlich sogar, einen Nebenbuhler zu haben, hauptsächlich wohl, weil es im Grunde seinem Stolze schmeichelte, so wenig er sich auch dieses selbst gestand, denn einmal war es ein günstiges Urtheil

für seinen Geschmak, und ein Beweis, daß er gut zu wählen gewußt hatte, und dann machte es ihm mehr Ehre, wenn er mit der Zeit über einen Nebenbuhler siegte, und das hofte er immer noch, denn Verliebte — dum spirant, sperant, als wenn er Carolinen ohne einige Schwierigkeit erhielte.

Mit der Zeit lernte er den Sekretär immer näher kennen, und fand an ihm einen liebenswürdigen, sittsamen, sanften, und im höchsten Grade bescheidenen Mann, der sich nirgends vordrang, sondern auch in Gesellschaften, in welchen er ein eben so großes Recht hatte, da zu seyn, als andere, immer in einiger Entfernung blieb, und dann doch, wenn er mit in's Gespräch gezogen wurde, durch seine Unterhaltung bewies, daß es nicht Dummheit, Schwäche des Verstandes, oder Leere des Kopfes war, wenn er sich zurükzog, wodurch er sich bald allgemeinen Beifall erwarb. — Diese nähere Kenntniß, welche sich Thalmann von Hülsefeld erwarb, hatte nun bei jenem zweierlei Wirkungen.

Einmal vermehrte sie seine Eifersucht, denn er schloß aus Hülsefelds Charaktere: ein Mann, wie dieser, mit einer so sanften Seele, und einer so liebenswürdigen Bescheidenheit müßte nothwendig bei Mädchen sein Glük machen, und es könnte daher nicht fehlen, daß er Carolinens Herz, an welcher er, wie sich Thalmann gele-

gen-

genheitlich überzeugte, mit ganzer Seele hieng, eben durch diese Eigenschaften längst gewonnen haben müßte. Thalmann sah hierinn wirklich ziemlich richtig, denn Caroline gestand ihm noch lange nachher, daß eben das Sanfte und Bescheidene in Hülsefelds Charaktere ihn ihr am meisten werth gemacht hätten.

Aber so sehr sich auch Thalmann je länger, je mehr überzeugte, welch einen gefährlichen Nebenbuhler er an Hülsefeld hätte, und soviel Ursache er daher hatte, auf ihn böse zu seyn, weil er ihm das Theureste, was er hatte, zu entreissen drohte, so war es ihm doch eine pure Unmöglichkeit, diesen Menschen zu hassen, er fühlte vielmehr mitten unter seiner Eifersucht eine gewisse herzliche Anhänglichkeit an ihn, er war gern in seiner Gesellschaft, und wenn er ihm auch nur auf der Straße begegnete, so entstand bei seinem Anblik eine gewisse gemischte, von Eifersucht und Liebe zusammengesezte Empfindung in ihm. Thalmann mußte sich oft selbst darüber wundern, aber wenn er in sich nach dem Grunde dieser sonderbaren Zuneigung forschte, so wußte er sich durchaus keinen andern anzugeben, als eben den: weil Hülsefeld eben das trefliche Mädchen liebte, wie er.

Einst wurde zu Wangenheim ein großes ländliches Fest veranstaltet, wobei sich die meisten Familien vom Stande aus der Stadt versammelten.

ten. Männer und Weiber, Jünglinge und Mädchen, Erwachsene und Kinder kamen zusammen.

Am Eingang eines Eichenwaldes, auf einem freien, ebenen grasichten Platze, worauf nur hin und wieder eine majestätische Eiche stand, und durch ihren Schatten Kühlung verbreitete, lagerte man sich. Alles, Junge und Alte, Männer und Weiber lagen hier in zwangloser Eintracht unter Gottes freiem Himmel unter einander umher. Man athmete die herrliche Luft, freute sich seines Daseyns, lustwandelte oder lagerte sich, wie nun gerade die Laune war, und einzelne Partheien, die irgend ein besonders Anliegen auf dem Herzen hatten, verlohren sich wohl auch in dem anstossenden Wald. — Im Schatten der Eichen hatte man Tische mit Erfrischungen aller Art aufgestellt, und aus dem angrenzenden Anflug eines kleinen Wäldchens tönten Waldhörner, Clarinetten und Hoboen hervor. Alles war frölich, und aller Zwang und alle Etikette war, als ob ein Gesez deswegen gegeben worden wäre, weit weg verbannt. — Daß unser Thalmann nicht weg blieb, und seine Caroline auch dazu führte, versteht sich. Auch Hülsefeld war da.

Nachdem man im Schatten der prächtigen Eichen ausgeruht, und einige Erfrischungen zu sich genommen hatte, so wurde von dem jungen Theile der Gesellschaft ein Ball veranstaltet. Ein jeder sollte das Frauenzimmer, das er heraus-

gebracht

gebracht hatte, mithin auch Thalmann seine Caroline zuerst als Tänzer bedienen. Allein theils aus Grundsätzen, theils aus Mangel an Uebung tanzte Thalmann nie. Er mußte also Carolinen einen andern Tänzer verschaffen, und war denn gleich besonnen: wen? — Hülsefeld war ohne Frauenzimmer gekommen; dies bemerkte Thalmann, und sogleich nahm er Carolinen bei der Hand, und, indem er zu ihr sagte:

„Sie wissen, daß ich nicht tanze, aber ich will Ihnen einen Tänzer verschaffen, der Ihnen nicht unangenehm seyn wird."

führte er sie zu Hülsefeld hin, und übergab sie ihm mit den Worten:

„Haben Sie die Güte, meine Stelle bei Mademoiselle Carolinen zu vertreten, weil ich nicht tanze."

Beiden mogte dies gleich unerwartet seyn, denn sie wurden beide über und über roth, sey's nun, weil sie hier einander so unvermuthet gegeben wurden, oder weil sie sahen, daß Thalmann um ihr Geheimniß wußte: dieser aber entfernte sich sogleich, mischte sich unter die übrige Gesellschaft, und weidete sich den ganzen Abend an den Gedanken, wie froh nun Hülsefeld seyn würde, daß er Carolinen um sich hätte.

Endlich neigte sich die Sonne zum Untergange, man machte dem Balle ein Ende, die Gesellschaft brach auf, und bereitete sich, nach

Hause

Hause zu gehen. Jeder nahm nun wieder sein Frauenzimmer, um es heim zu führen, auch Thalmann suchte Carolinen auf, aber siehe! da stand sie schon an Hülsefelds Arme, bereit, sich von diesem nach Hause führen zu lassen. Da regte sich denn freilich die Eifersucht in ihrer ganzen Stärke bei Thalmann, und nicht ohne Bitterkeit sagte er zu Carolinen, als er dies bemerkte:

„Ah! Sie haben schon ihren Führer? Ich bin also wol überflüßig?"

und entfernte sich, um ein anderes Frauenzimmer aufzusuchen, das er nach Hause führen könnte. Zum Glük oder Unglük waren sie alle schon versagt, und Thalmann bereitete sich schon, allein nach Hause zu gehen, und melancholisch und einsam hinter der Gesellschaft drein zu schleichen. —

Plözlich sah er Carolinen allein da stehen, verlassen von ihrem Führer. — Der Sekretär Kloos, ein Mann von Thalmanns früherer Bekanntschaft, hatte, aus Freundschaft gegen diesen, Hülsefelden ins Ohr gesagt: es würde sich nicht schicken, wenn er Carolinen, die er nicht herausgebracht hätte, nach Hause führen wollte. Bescheiden, wie immer, zog sich Hülsefeld sogleich zurük, und Thalmann führte Carolinen heim, aber seine Zuneigung zu Hülsefeld wuchs durch diesen neuen Zug von Bescheidenheit

denheit nur immer mehr, und hielt beständig gleichen Schritt mit seiner Eifersucht, die er deswegen doch, so sehr er sich auch bemühte, nie ganz unterdrücken konnte.

Die Gründe dieser sonderbaren Erscheinung liegen, wie mir dünkt, vornemlich in den folgenden Thatsachen:

Hülsefelds einnehmendes Wesen war auf der einen Seite sehr geschikt, Eifersucht bei Thalmann zu erwecken, wenn er sich dachte, wie viel jener durch eben diese Eigenschaft bei Carolinen würde ausrichten können; — auf der andern Seite hingegen konnte doch Thalmann eben diesem einnehmenden Wesen so wenig als andere widerstehen, dies ließ den Haß gegen Hülsefeld als Nebenbuhler, der sonst wohl entstanden seyn würde, wenigstens nicht in seiner ganzen Stärke aufkommen.

Dazu kam Hülsefelds Bescheidenheit, die ihn in Thalmanns Augen schon zum weniger furchtbaren Nebenbuhler machen mußte. Man fürchtet die Bescheidenen nicht, wenn sie auch sonst noch so viel Gewicht haben, sie lassen vielmehr uns eine gewisse Ueberlegenheit über sich fühlen, und eben dies ist die Ursache, warum man so gerne bescheidene Leute um sich hat. Kein Wunder, wenn daher Thalmann seinen Nebenbuhler sogar lieben konnte, um so mehr, da dieser vornemlich auch ihm gegenüber so bescheiden

den war, sich um seinetwillen zurükzog, und ihm Carolinen überließ. Denn, scheint es nicht auf diese Art, Hülsefeld habe mehr Ursache zu haben geglaubt, sich vor Thalmannen, als dieser sich vor jenem zu fürchten?

Auch die Hoffnung auf Carolinens einstigen Besiz, eine Leidenschaft, die sich bei Verliebten nie, auch durch die ungünstigsten Umstände, nicht ganz unterdrücken läßt, mag viel dazu beigetragen haben, daß Thalmann seinen Nebenbuhler nicht hassen konnte, unerachtet die Abwechselung zwischen Furcht und Hoffnung seine Eifersucht doch immer in reger Wirksamkeit erhielt.

Endlich enthält der Umstand, daß Thalmann deswegen eine solche Zuneigung zu Hülsefeld fühlte, weil dieser eben das trefliche Mädchen liebte, wie er, verbunden mit dem obigen, vollends die ganze Erklärung. Thalmann sah in Hülsefeld sein eigenes Bild, wie in einem Spiegel, er liebte also in ihm eigentlich sich selbst, und seine eigene Liebe.

Doch diese Nebenbuhlerschaft war nicht die einzige Probe, die Thalmanns Liebe aushalten sollte; es waren ihr in der Zukunft noch mehrere und härtere aufgehoben.

II. Moral.

II.

Moral.

Digitized By Google

I.

An den Herausgeber des allgemeinen Repertoriums für empirische Psychologie über seinen Versuch zu einer philosophischen Glaubensunion; oder: Ueber die Selbstschätzung als Princip der Sittlichkeit.

Sie verlangen von mir, mein verehrungswürdigster Freund! eine offene und unpartheiische Beurtheilung Ihres Versuchs zu einer philosophischen Glaubensunion, oder Ihrer Abhandlung über die Selbstschätzung als Princip der Sittlichkeit. Ich habe diese Abhandlung mit aller der Aufmerksamkeit gelesen, die ihr Innhalt verdient, und bin nun im Begriff, Ihnen meine Gedanken darüber mitzutheilen; allein für eine vollständige Beurtheilung derselben dürfen Sie das, was Sie hier lesen werden, nicht ansehen. — Es sind blos einige zufällige Gedanken, die Ihnen vielleicht zu einer weitern Berichtigung oder Bestätigung Ihrer Theorie Anlaß geben können.

Eine Vereinigung der Puristen und der Eudämonisten, der Freunde der auf reiner Vernunft gegründeten Sittlichkeit, und der Glükseligkeitslehre, sezt ohne Zweifel voraus, daß man vor allen Dingen die Punkte genau festsezt, und vor den Augen behält, worin beide Parthien mit einander übereinkommen, und worin sie sich von einander trennen. Lassen Sie uns also hievon zuerst reden.

Es ist wohl kein Zweifel, daß, wenn der Purist die Sittlichkeit ganz allein aus dem Gesetze der reinen practischen Vernunft herleitet, und alle Rükſicht auf Wohlseyn und Glükseligkeit sorgfältig ausschließt, er dabei den Sinn gewiß nicht hat, zu behaupten, daß das Gesez der reinen Vernunft, aus welchem das sittlich-gute hervorgeht, die Glükseligkeit des Menschen entweder gar nicht achte, oder gar verwerfe und zerstöre; vielmehr erkennt er es recht gern, daß das, was die Vernunft uns gebietet, und was also eben darum sittlich-gut ist, seiner Materie nach nicht etwas seyn könne, was durchaus kein Wohlseyn giebt, oder es wohl gar zerstört, sondern immer etwas seyn müsse, was zulezt auf Wohlseyn und Glükseligkeit abzwekt; wie könnte sie es sonst uns Menschen als etwas Gutes empfehlen? Nur sollen wir es, wenn unsere Handlungsweise sittlich seyn solle, nicht darum und insofern wollen, weil und in wiefern es Wohlseyn und Glükse-

ligkeit

ligkeit gibt oder befördert, sondern blos darum und insofern, weil und in wiefern die Vernunft es fordert und gebietet.

Eben so scheint es mir aber auch ganz klar zu seyn, daß, wenn der Eudämonist die Glükseligkeit oder das Wohlseyn, gleich viel welches, fremdes oder eigenes, oder beides in Verbindung mit einander, zum Princip der Sittlichkeit macht, er gleichfalls nicht die Absicht hat zu behaupten, die Vernunft habe dabei ganz und gar nichts zu thun, habe keine Stimme und keinen Einfluß; oder das Wohlseyn, dessen Beförderung die Sittlichkeit ausmache, könne der Vernunft wohl gar widersprechen. Vielmehr wird er es recht gern gestehen, daß nur das sittlich-gut seyn könne, was eine Glükseligkeit gebe, die von der Vernunft durchaus gebilligt und gefordert werde. Er wird also nicht schon das Wohlseyn an sich, oder blos als Wohlseyn, sondern einzig und allein das von der Vernunft geforderte und gebilligte Wohlseyn als ein solches für das sittlich-gute erklären, und immer nur darauf bestehen, daß es von der Vernunft nicht gefordert und nicht gebilligt und also auch nicht sittlich-gut seyn könnte, wenn es durchaus nicht etwas wäre, das Wohlseyn verschafte, oder auf Wohlseyn abzwekte.

Ich zweifle beinahe keinen Augenblik daran, daß beide Theile, wenn sie nur ihre Gedanken gehörig

entwickeln, und sich selber mit Ruhe und ohne Leidenschaft von ihrem Systeme Rechenschaft geben wollten, diese Erklärung ihrer Meinung als ihrem Sinne vollkommen gemäß anuehmen würden. Dürfen wir aber dieses voraussetzen, so scheint es offenbar zu seyn, daß der Unterschied, der beide Theile von einander trennt, nicht gar groß seyn kann, und allenfalls nur auf einem wechselseitigen Mißverständnisse beruht, welches, wann eine Vereinigung statt finden soll, auf eine für beide Theile befriedigende Art gehoben werden muß.

Wenn nämlich der Purist, indem er das Gesez der reinen praktischen Vernunft, zur Quelle der Sittlichkeit macht, gar nicht in Abrede ist, daß dieses Gesez schlechterdings nicht auf Untergang und Zerstörung, auf Tod und Verderben abzwecken könne, sondern vielmehr Erhaltung und Leben, Wohlseyn und Glükseligkeit bewirken oder gebieten müsse, obgleich dieses Wohlseyn und die Beförderung desselben nicht schon an sich, oder blos als ein Zustand angenehmer Empfindungen, sondern allein als durch Vernunft bewirkt oder geboten, das sittlich-gute darstellt; und wenn der Eudämonist, indem er Streben nach Glükseligkeit und Wohlseyn als Princip der Sittlichkeit aufstellt, ganz gewiß kein durch bloße Neigung oder Instinct bewirktes Streben nach einem Zustand angenehmer Empfindungen, sondern

dern ein durch Vernunft gebottenes und geleitetes Bemühen um eine aus der Vernunft entspringende, oder durch sie geforderte und gebilligte Glükseligkeit versteht, weil ohne diese das reinvernünftige eine abgezogene leere Idee wäre, und ausser ihr die Vernunft schlechterdings nichts hätte, wodurch ihr Wollen bei uns realisirt werden könnte; — — Nun so scheint ja doch nichts unwidersprechlicher zu seyn, als daß beide Theile das Gesez der Vernunft und das Streben nach Glükseligkeit in dem vollständigen Begriff des sittlich-guten zusammenfassen, und zwar so zusammenfassen, daß das sittlich-gute dadurch, daß es auf Wohlseyn und Glükseligkeit abzwekt, gut, dadurch aber, daß es von der Vernunft gefordert wird, sittlich-gut ist. Streiten sie also doch noch mit einander, so kann dieß nicht wohl einen andern Grund haben, als daß jeder Theil die Meinung des andern — und vielleicht auch nicht selten sein eigenes System mißversteht. Der Purist beredet sich, von dem sogenannten Eudämonisten werde das Streben nach Glükseligkeit unmittelbar und ohne alle Beziehung auf die Vernunft und ihr Gebot zur Tugend erhoben, und er spricht nun öfters so, als ob Tugend und Glükseligkeit gar nichts mit einander zu thun hätten, als ob sie gar nicht zusammengehörten; der Eudämonist hingegen glaubt, durch den Purismus werde alles Streben nach Wohlseyn aus

der Moral verbannt, und eine Tugend gefordert, die auf lauter überschwänglichen Ideen beruhe, und er spricht nun öfters so, als ob das Streben nach Wohlseyn an sich schon, als ein Streben nach einem bloßen Zustand angenehmer Empfindungen Tugend wäre.

Was ist nun aber zu thun, um dieses Mißverständniß aus dem Wege zu räumen, und eine Union der getrennten Parthien wenigstens möglich zu machen? Das sicherste Mittel, dieses zu bewerkstelligen, scheint Ihnen, wenn ich nicht irre, dieses zu seyn, ein Princip aufzustellen, welches der reinen Vernunft ihr Recht in Begründung der Sittlichkeit mit Nachdruk verwahrt, und doch auch auf das andere Element des sittlich-guten, auf die Bezweckung und Bewirkung der Glükseligkeit deutlich genug hindeutet. Die von dem Eudämonismus bisher aufgestellte materialen Grundsätze der Sittlichkeit scheinen Ihnen zu einseitig nur auf das leztere hinzuweisen, ohne das erstere, was doch der Sittlichkeit allein ihre Form gibt, oder die Beziehung auf reine Vernunft bemerklich zu machen; und eben so ist nach Ihrem Urtheil auch das formale Princip des Purismus durch Einseitigkeit von der entgegengesezten Art fehlerhaft, indem es zwar die Beziehung auf reine Vernunft deutlich genug an das Licht stellt, und hiemit die Form der Sittlichkeit

lichkeit begründet, aber dafür die Materie derselben, oder das andere uns eben so unentbehrliche Element des sittlich-guten, nämlich die Bezweckung und Bewirkung der Glükseligkeit mit Stillschweigen übergeht, und hiemit nicht nur in einen verdächtigen Schatten stellt, sondern wohl gar für völlig entbehrlich, wo nicht für hinderlich und schädlich erklärt. Um nun dieser unphilosophischen Einseitigkeit und der daraus entstehenden Trennung abzuhelfen, bringen Sie ein anderes Princip, das Princip einer vernünftigen Selbstachtung in Vorschlag, mit der Ueberzeugung, daß bei diesem, wenn es gehörig entwickelt und erklärt werde, jenes Mißverständniß und also auch jene Trennung nicht mehr möglich seye, indem die Selbstachtung als vernünftige Selbstachtung auf die unzweideutigste Art die Quelle der Sittlichkeit in den Gehorsam gegen das Gebot der reinen Vernunft setze, und doch auch als ein Wohlgefallen an sich selbst, und also als ein angenehmes Gefühl auf den andern Theil des sittlich-guten, auf die Bezweckung und Bewirkung der Glükseligkeit hinweise. Ich hoffe, Ihren wahren Sinn richtig verstanden zu haben, und gestehe es recht gern, daß Ihr Vorschlag alle Aufmerksamkeit verdient; dennoch aber finde ich noch Schwierigkeiten bei demselben, die ich mir noch nicht völlig auflösen kann, und die ich Ihnen jezt noch mittheilen will,

um Ihnen zur weitern Erörterung und Berichtigung Ihrer Gedanken Anlaß zu geben.

1) Vors erste ist es mir noch nicht ganz klar, ob es nothwendig, oder auch nur möglich und erlaubt ist, in das höchste Princip der Sittlichkeit, und ein Princip, das nicht das höchste ist, verlangen wir nicht, eine Hinweisung auf die Materie derselben, auf die Bezweckung und Bewirkung der Glükseligkeit aufzunehmen; oder ob nicht vielmehr die Gesetze der Methode es erfordern, durch dasselbe ganz allein den Grund und die Quelle ihrer Form anzugeben. Das Princip muß absolute Allgemeinheit und Nothwendigkeit bei sich führen; durch dasselbe muß also die Sittlichkeit in ihrer völligen unwandelbaren Allgemeinheit und Nothwendigkeit ohne alle zufällige und veränderliche Modificationen, nicht was sie unter dieser oder jener Bedingung, unter diesen oder jenen Umständen, für diese oder jene Art vernünftiger Wesen, sondern was sie völlig rein und an und für sich selbst gedacht, was sie ganz unbedingt unter allen Umständen und für alle vernünftige Wesen ohne Unterschied ist und seyn muß, bestimmt werden. Nun ist aber die Materie der Sittlichkeit für sie selbst jederzeit etwas zufälliges und wandelbares, etwas, das nicht schon in ihr selbst enthalten ist, sondern erst zu ihr hinzukommt, etwas, das nach den Umständen und nach der Natur der verschiedenen Arten und Gattungen

tungen vernünftiger Wesen verschiedener Abwechslungen und Modificationen fähig ist, und nur ihre Form ist vollkommen eins und unwandelbar und ewig. Nur diese also und ihre Bestimmung, nicht aber die Hinweisung auf die stets wandelbare Materie gehört in das höchste Princip der Sittlichkeit, durch welches deutlich erkannt werden soll, was sie an und für sich selber rein und absolute seye, und wordurch sie das seye; und erst alsdann, wann dieser reine abgezogene Begrif von Sittlichkeit auf eine besondere Gattung vernünftiger Wesen angewandt wird, kommt der Natur dieser vernünftigen Wesen gemäß die Materie hinzu, durch welche jene abgezogene reine Idee ihre Wirklichkeit erhalten soll. Vor dieser Anwendung aber muß das Princip schon vorhergehen, und nicht aus ihm, sondern aus der zufälligen Natur dieser oder jener Art vernünftiger Wesen, auf die es angewandt wird, geht die Materie hervor.

Ich weiß in der That nicht, ob ich mich in einer so subtilen Materie so deutlich ausgedrükt habe, als ich es gern wollte; wenn es mir aber gelungen ist, so werden Sie vielleicht mit mir übereinstimmend es zugeben, daß eine Hinweisung auf die Bezweckung und Bewirkung der Glükseligkeit in dem höchsten Princip der Sittlichkeit ein logischer Fehler wäre. Für uns und andere vernünftige Wesen, die der Glükseligkeit bedürftig

tig sind, ist Glükseligkeit und ihre Beförderung nothwendiger Weise die Materie der Sittlichkeit; aber ist sie es deswegen auch für andere ihrer nicht bedürftige Wesen, oder lassen sich solche gar nicht denken, gehört bedürftig seyn schon zum Begrif eines vernünftigen Wesens, und wenn es nicht darzu gehört, soll durch das Princip ausgemacht werden, was Sittlichkeit nur für uns und uns ähnliche Wesen, und nicht vielmehr, was sie für alle vernünftige Wesen überhaupt und blos als vernünftige Wesen, was sie an und für sich selbst, ihrer reinen unwandelbaren Möglichkeit nach, nicht aber was sie in der stets wandelbaren Wirklichkeit seye? Es ist also nach meinem Dafürhalten ein wesentlicher Vorzug des Purismus vor dem Eudämonismus, daß er durch sein Princip, wie es seyn soll, blos die Form der Sittlichkeit, ohne alle Rükſicht auf die Materie angibt, und diese erst bei der Anwendung des Princips zum Vorschein bringt, und von dieser Methode dürfen wir, wenn wir ein oberstes Princip suchen, schlechterdings nicht abweichen.

2) Gesezt nun aber auch, wir erklären das, was bisher gesagt worden ist, für eine leere unnüze Subtilität; gesezt, es seie nicht nur erlaubt, sondern auch nothwendig in das Princip die Hinweisung auf Wohlseyn und Glükseligkeit als die Materie derselben aufzunehmen, so muß ich doch bekennen, daß mir selbst auch von dieser Seite

betrach-

betrachtet, das von Ihnen aufgestellte Princip der Selbstachtung mangelhaft zu seyn scheint.

Wir sollen so handlen, daß wir nicht vor uns selber erröthen müssen, daß wir das Vergnügen der Selbstachtung empfinden und genießen können. Damit werden wir nun zwar von einem Theil der Glükseligkeit belehrt, die im Gefolge der reinen Sittlichkeit ist, und durch sie selbst unmittelbar bewirkt wird; aber auch nur von einem Theile derselben, und nicht von dem ganzen Wohlseyn, wozu uns unsere Natur und unser Bedürfniß auffordert, und welches uns und andern zu verschaffen, das Gesez der Vernunft nicht nur gestattet, sondern auch als die Materie erkennt, wodurch seine Forderung Wirklichkeit erhalten soll. Wenn aber Hinweisung auf unser Glükseligkeits-Bedürfniß zum Princip der Sittlichkeit gehört, so muß diese Hinweisung vollständig seyn, oder das Princip selber ist einseitig und zu seinem Endzwek unbrauchbar.

3) Endlich wird, was mir beinahe noch das wichtigste zu seyn scheint, nicht einmal die Form der Sittlichkeit durch das Princip der Selbstachtung deutlich angegeben, darum kann es auch nicht wohl ein Princip der Sittlichkeit in der wahren und strengen Bedeutung des Ausdruks heissen. Durch das oberste Princip der Sittlichkeit müssen wir ohne weitere Nachfrage bestimmt und überzeugend erkennen, was sittlich-gut seie, und

wodurch es das seie. Erkennen wir dis aber durch das Princip der Selbstachtung? Ich glaube nicht. Wir fragen, was ist sittlich-gut, oder was ist das, was eine Handlungsweise, eine Maxime sittlich-gut macht; und Sie antworten, eine Maxime ist sittlich-gut, wenn wir bei ihrer Befolgung nicht vor uns selber erröthen, wenn wir dabei das Gefühl der Selbstachtung in uns haben. Wird denn aber dadurch, daß wir Selbstachtung in uns fühlen, daß wir uns nicht vor uns selber schämen müssen, eine Handlungsweise erst sittlich-gut? dagegen protestiren Sie selber, und bekennen es, daß sie schon vorher sittlich-gut seie, und von uns als sittlich-gut erkannt werden müsse, wenn dieses Gefühl in uns entstehen, und wenn es uns einleuchten soll, daß das, was wir fühlen, eine vernünftige Selbstachtung seie. Wir werden also zwar durch dieses vorgebliche Princip von einer Wirkung, aber nicht von der Form der Sittlichkeit belehrt; diese müssen wir erst durch ein anderes noch höheres Princip kennen lernen, ehe wir das der Selbstachtung anwenden können; und so kann denn das leztere auf keine Art für ein oberstes Princip der Sittlichkeit gelten.

Diß, Liebster Freund, sind die Gründe, die mich zweiflen lassen, ob auf dem von Ihnen vorgeschlagenen Weg die bezwekte philosophische Glaubensunion möglich seyn möchte, der Purist sowol als der Eudämonist wird gegen die Vollständigkeit des

Prin-

cips Einwendungen machen, und die Trennung wird fortdauren. Sie wird auch nach meiner Ueberzeugung auf keine andere Art gehoben werden können, als daß beide Theile, jeder zuerst sich selbst, und alsdann auch den andern richtig verstehen lerne; alsdann wird das Princip des Purismus bleiben können, und man wird einsehen, daß bei demselben und durch dasselbe das wahre Wohlseyn der Menschen durchaus nicht hintangesezt oder gar gestöhrt wird.

Brastberger.

Anmerkung.

Der würdige und berühmte Hr. Verfasser der voranstehenden Epistel stimmt im Ganzen in der Beurtheilung der Abhandlung, die ihr Gegenstand ist, mit dem einsichtsvollen Recensenten derselben in der A. L. Z. 1798. Nr. 342., vornehmlich insofern überein, als er, wie dieser, behauptet, das von mir aufgestellte Princip der Selbstschätzung tauge darum nicht zu einem obersten Principe der Sittlichkeit, weil es ein abgeleitetes sei.

Ich muß mich in der Abhandlung selbst hie und da zu undeutlich und unbestimmt ausgedrükt haben, daß zween Philosophen mich so verstehen konnten, als wollte ich das Princip der Selbstschätzung an sich für das oberste Princip

der

der Sittlichkeit ausgeben, was doch meine Meinung nicht seyn kann, wie aus mehreren Stellen der angeführten Abhandlung deutlich erhellt.

Es ist unmöglich, daß es zwei oder mehrere oberste Principe der Sittlichkeit geben kann, schon der Gedanke hieran enthält einen Widerspruch. Ein neu aufgestelltes Princip dieser Art unternähme also nichts geringeres, als dem Kantischen den Rang streitig zu machen. Diß aber habe ich nirgends gethan. Im Gegentheile habe ich ausdrüklich zu zeigen gesucht, daß das Princip der Selbstschätzung dem Kantischen keineswegs widerspreche (s. die angef. Abh. S. 173. ff.) daß es vielmehr eine nothwendige Folge des leztern (S. 178.) also freilich insofern von diesem abgeleitet, sei. — Meine Meinung konnte also nicht seyn, das Kantische Moral-Prineip dadurch zu verdrängen, und das der Selbstschätzung an die Stelle des ersten zu setzen, mithin konnte es auch meine Absicht nicht seyn, das meinige an sich und allein zu dem Range eines obersten Princips der Sittlichkeit zu erheben, sondern dieselbe gieng vielmehr, wie aus der ganzen Anlage der angeführten Abhandlung erhellt, dahin, zu zeigen, daß, meinem Bedünken nach, dadurch, wenn das Princip der Selbstschätzung in das Kantische mit hineingenommen, (und daß man diß ohne Schaden des leztern thun könne, habe ich durch die ganze

Abhand-

Abhandlung zu erweisen mich bemüht) oder das Kantische durch die Formel des erstern ausgedrükt würde (S. 173. vergl. besonders die Anm. l)) ein Vereinigungspunct zwischen den Puristen und Eudämonisten gefunden werden könnte.

Jedoch auf diesem Wege begegne ich einem andern Einwurfe des Hrn. Professors. Er hält es nicht für erlaubt, in das höchste Princip der Sittlichkeit irgend eine Hinweisung auf die Materie derselben, auf die Bezweckung und Bewirkung der Glükseligkeit aufzunehmen, weil ein solches Princip für alle vernünftige Wesen ohne Unterschied gültig und brauchbar seyn müße, und es doch nicht erweislich sei, daß alle vernünftige Wesen der Glükseligkeit bedürftig seien.

Ich bekenne, daß ich die Richtigkeit dieses Vordersatzes, wenn man nur unter „bedürftig seyn" nicht gerade ein leidendes Afficirtwerden von aussen (durch eine Naturnothwendigkeit) sondern ein Bedürfniß der Vernunft verstehen will, nicht einsehen kann, vielmehr halte ich es für erweislich, daß jedes vernünftige Wesen der Glükseligkeit, (wenn schon nicht der sinnlichen und blos auf Gefühlen und Neigungen beruhenden) bedürftig (in dem leztern Sinne dieses Wortes) ist.

Wenn der Begriff des höchsten Gutes (nach Kant) ein Begriff der reinen praktischen

Vernunft, wenn das lezte Object derselben der Genuß einer dem Grade der Würdigkeit proportionirten Glükseligkeit, wenn es gar nicht anders möglich ist, als daß die Vernunft fordert, daß der Würdigste auch der Glükseligste seyn soll, wenn also die Realisirung des höchsten Gutes ein Postulat der reinen praktischen Vernunft ist, und deswegen das Sittengesez selbst befiehlt, das höchste Gut hervorzubringen, so ist, dünkt mir, ganz klar, daß eben dasselbe für alle vernünftige Wesen ein von der Vernunft selbst, (und diese ist ja wohl in allen vernünftigen Wesen dieselbe) geforderter Gegenstand ihres Strebens, folglich in diesem Sinne, Bedürfniß seyn muß. Darum ist der Allerheiligste zugleich auch der Allerseligste. — Uebrigens ist, was ich hier auch noch erinnern zu müßen glaube, Selbstzufriedenheit oder Selbstachtung noch nicht wirkliche Glükseligkeit, sondern nur die Bedingung des Sinnes für Glükseligkeit in dem moralisch-Gesinnten. (Vergl. Kants Krit. der pr. Vern. II. Buch II.)

Den von dem meinigen verschiedenen Weg aber, auf welchem der Hr. Verfasser dieser Epistel gleich im Anfange derselben die Vereinigung der Puristen und Eudämonisten versucht, finde ich sehr scharfsinnig.

M.

II. Be-

II.

Beleuchtung des lezten Grunds der Sittlichkeit durch ein Naturgeſez.

Es iſt eine Bemerkung, welche ich bei einer eigenen Lebensgefahr machte, daß in einem ſolchen Falle die Empfindlichkeit für den Theil ſchwindet, und nur noch für das Ganze, — das Leben ſelbſt, — ein Gefühl übrig bleibt. Erſt eine ſtarke Stunde, nachdem ich der Gefahr entgangen war, empfand ich die Verletzung, welche ich an der Hand erlitten hatte. Sinnlos für alle Theile meines Körpers, wurde ich mir bis dahin blos in der Totalvorſtellung: daß ich noch lebe: meines Daſeyns bewußt. Die Sorge für den Theil wird demnach (inſtinctartig) verſchlungen von der, durch irgend einen Zufall abgedrungenen, ſchleunigen Sorge für das Ganze. — Sollte nun nicht auch in dieſer Hinſicht das: ſequere naturam: ſich als ſicherſter Führer zur Sittlichkeit rechtfertigen laſſen? — Mich deucht. Folge der Natur, unterwirf, wie ſie, den Theil allemal dem Ganzen, nie das Ganze einem bloßen Theile: iſt in meinen Augen das naturmäßigſte, verſtändlichſte, und auf alle Fälle eben ſo probehältige Princip der Sittlichkeit, als manches bisher auserkohrene; wiewohl ich deswegen

nicht läugnen will, daß es mit einem oder dem anderen der bisherigen in Verwandtschaft stehen dürfte. — Wo der Theil das Ganze überwältiget, da reden wir Menschen von Unordnungen in der Natur. Das Feuer ist ein Theil der Körper in allen Reichen der Natur. Ueberwältiget dieser Theil das Ganze, so wird der Körper zerstört. — Eßlust, Geschlechtslust ist ein Theil der menschlichen Natur, wird ihm das Ganze unterworfen, so entstehen moralische Unordnungen. Ziehe ich mein Interesse, als das Interesse eines Theils, dem Interesse des Ganzen vor, so übertrete ich meine Pflichten als Nebenmensch und Bürger, und betrüge mich zugleich um den Beruhigungsgrund des weisen Antonin's, der sich überall im Mißgeschicke damit tröstete: der Theil muß um des Ganzen willen leiden; denn der umgekehrte Fall wäre gegen die Natur, und der Weise folgt der Natur, gern leidet er folglich als Theil um des Ganzen willen. — Meine Menschheit ist — die Entelechie an mir, d. i. sie ist die mich, als Menschen, vollendende Hauptform und das Resultat alles dessen, was zu mir, als diesem Individuum, gehört, sie ist das Ganze, alles andere an mir bloßer Theil. Der Menschheit, wie sie auch an meiner Person als vollendende Hauptform meiner Wesenklasse vorkommt, muß demnach alles untergeordnet werden, wenn der Theil naturmäßig unter dem

Ganzen

stehen soll. Endlich fühl' ich mich von innen und aussen angeregt, auch diese Menschheit als bloßen Theil wieder einem gewißen Ganzen, wovon auch sie nur ein Theilchen ist, unterzuordnen, wenn ich nicht an mir, diesem hülfelosen Summum *), geradezu wieder abwärts sehen, und in die Natur, — wie in eine Todtengruft hinunterschauen will; — ich muß einen Gott anbeten! —

C. G. Bardili.

III.

Bemerkungen über das Verfahren der Advokaten bei peinlichen Prozessen.

In einem Schreiben an den Herausgeber.

Verehrtester Freund,

Es ist nicht schwer, die Ursache zu enträthseln, warum Sie in den Plan Ihres Repertoriums Auszüge aus Criminalprotocollen aufgenommen haben, und warum Sie diesem Plane zufolge z. B. in dem 1. Bd. die Geschichte eines in der Trunkenheit begangenen Mordes beschrieben und

*) Ein solches dürftiges, verlassenes Summum, müßte man alsdann eher die Summam virium naturalium cooperantium nennen.

mit Ihren Anmerkungen beleuchtet haben. Es kann wol keine andere seyn, als Beförderung der Moralität und richtigere Schätzung des moralischen Gehalts menschlicher Handlungen. Sie wollen auf der einen Seite, wenn ich mich nicht sehr in Ihrem Gesichtspunkte irre, der die Menschheit entehrenden Gefühllosigkeit gegen solche Personen, die man nur gemeinhin Maleficanten nennt, steuren. Sie wollen in Beispielen zeigen, wie sehr man sich irren würde, wenn man in Jedem, über den man das Malefizglökchen läuten hört, gleich den verruchtesten habituellsten Bösewicht argwohnen wollte. (Sie haben diese edle Bemühung mit einem Meißner und andern gemein.) Auf der andern Seite aber wollen Sie, dünkt mich, auch die Abstufungen zeigen, auf welchen das unverwahrte menschliche Herz unvermerkt gradweise zu den auffallendsten Verbrechen gerathen könnte. Sie wollen es machen, wie der Diätetiker, der die Veranlassungen, woraus Krankheiten entstehen, kennen lehrt, um sie desto eher vermeiden zu können, wie der Arzt, der den Gang der Krankheit von ihrem ersten fast unbemerkbaren Anfange an beschreibt, um diesen Anfang erkennen, und dem Fortgange desto besser vorbeugen zu können. Daß diese Ihre Absicht sehr lobenswerth seie, und ihre Ausführung von Nutzen seyn könne, wird Niemand bezweifeln, aber der Nutzen kann nur auf die

Sphäre

Sphäre der Leser Ihres Repertoriums wirken. Sollte die gleiche Absicht nicht auch bei dem grössern Publikum bezwekt werden können, wenn die Sachwalter bei der Behandlung der peinlichen Processe mit Ihnen zu gleichem Zwecke arbeiteten? Ich zweifle an der Ausführbarkeit dieses meines Vorschlags um so weniger, da ich selbst schon sehr philosophisch ausgearbeitete Schriften der Sachwalter mit anhörte, die ihren Gegenstand aus dem nämlichen Gesichtspunkte behandelten. Um so mehr verdroß es mich auf der andern Seite, daß ich zugleich eine Verfahrensart bemerken mußte, die diesem Zwecke und der Natur des zu behandelnden Gegenstandes ganz entgegen ist. Ich will hier etliche Bemerkungen mittheilen, welche Sie zur Prüfung des unpartheiischen Kenners, hauptsächlich aber philosophischer Sachwalter selbst Ihrem Repertorium einverleiben mögen.

Zuerst mißfällt mir bei den öffentlichen Verhandlungen an peinlichen Rechtstägen die offenbare Komödie, die gemeiniglich die beiderseitige Sachwalter vor den Ohren des Publikums gegen einander spielen. Der Ankläger trägt bei Jedem, den er peinlich anzuklagen hat, auf Galgen und Rad an, wenn er auch den ihm natürlich am besten bekannten Umständen, Gesetzen und der Rechtspraxi nach gar wohl weiß, daß die Strafe keine andere, als etlichjährige Zucht-

hausstrafe seyn wird und kann. Der Vertheidiger, der meines Erachtens nicht deswegen aufgestellt ist, um zu behaupten, daß der Verbrecher ganz unschuldig seie, da er es nie (wenigstens in unserm Vaterlande, wenn ein peinlicher Proceß erkennt wird, gewiß nie) ist, sondern nur die Entschuldigungs- und Milderungsgründe rechtlich darthun soll, der Vertheidiger, sage ich, dringt auf gänzliche Lossprechung. Hielten wol Sie, kann irgend ein Unbefangener dieses für eine schikliche Methode halten, einen so wichtigen Gegenstand, als ein peinliches Verbrechen ist, zu behandeln? Hat es nicht das Ansehen, als ob hier ein Handel mit einem Schacherjuden wäre, der dreimal so viel fordert, als er selbst für seine Waare haben will, und dem man denn auch verhältnißmäßig ungleich weniger bietet, als man zu geben gesonnen ist, um in einem billigen Mittelpreise zusammenzukommen? Wird dieses nicht einen übeln Eindruk auf die Moralität des großen Haufens, der immer Zuhörer bei dergleichen Verhandlungen ist, haben?

Noch schlimmer aber, — und dieses seie meine zweite Bemerkung — ist der Einfluß, den es auf gemeine Moralität haben muß, wenn der Vertheidiger aus den Verbrechen, die der Gegenstand crimineller Ahndungen sind, Späßchen, wenn er aus dem Todschläger seines Weibs einen

ungalan-

ungalanten Ehemann macht, wenn er den fremden Körper, den eine, ihrem vorhergegangenen Geständnisse nach, vorsezliche Kindsmörderin, dem Kinde in die Rachenhöle stoßt, und damit den Schlundkopf zerstört, zu einem Werkzeuge umschafft, womit sie das Kind habe stillen wollen, wenn er von dem Vatermörder, der nach vollbrachter That den Geldkasten aufbricht, um sich Geld zur Flucht zu nehmen, sagt: er habe gewußt, daß so eben sein Vater gestorben seie, und sich einen Theil des Erbtheils zugeeignet, ohne die Solennitäten der Theilung abzuwarten. Wenn so etwas an einem peinlichen Rechtstage vorgetragen wird, was geschieht? Es entsteht ein allgemeines Gelächter, auch der ernsthafte Mann muß mitlachen, wenigstens lächeln. Noch mehr, man bewundert den Wiz des Sachwalters, man findet seinen Vortrag unterhaltend, man drängt sich zu, wenn man weiß, daß ein solcher vor die Schranken tritt. Aber war das der Zwek? Ist es nicht eben so unschiklich, wenn ein Sachwalter an einem peinlichen Rechtstage seinem Auditorium ein lautschallendes Gelächter abdringt, als wenn ein Kanzelredner (wie es wol ehmals in unerleuchteten Winkeln des katholischen Teutschlands gewesen seyn soll) so schnakisch predigt, daß man sich den Bauch halten muß? War, wenn der Sachwalter Wiz gezeigt, dieser hier am rechten Orte, führt er nicht durch

solche auffallende, unwillkührlich anziehende Tiraden, die Aufmerksamkeit des Zuhörers von dem Punkte ab, auf den er sie eigentlich hätte leiten sollen? Ist der Geschmak des Publikums wirklich so verderbt, daß es nur gerne solche Züge hört, belacht und beklatscht, und bei den gründlichsten Ausführungen der Materie, bei den am meisten psychologischen Blicken in das menschliche Herz gähnt, versündigt er sich dann nicht durch geflissentliche Befriedigung dieses verderbten Geschmaks eben so sehr an diesem Publikum, als sich ein Arzt an einem Kranken versündigen würde, von dem er weiß, daß seine Säfte sich zur Fäulniß neigen *), wenn er ihm dann noch solche Speisen und Arzneien reichen würde, die diese Neigung unterhielten und vermehrten? — Daß Jeder Beifall sucht, ist natürlich und löblich, aber hier fragt sich, welcher Beifall mehr werth ist, der Beifall der Menge, den sich ein Sachwalter auf diese Weise auf Kosten der Moralität und des richtigen Geschmaks erkaufen muß, oder der Beifall des wiewol seltneren Kenners, der ihm nie entgehen wird, wenn er seinen Gegenstand mit einer hier angemessenen Gleichmüthigkeit, Gründlichkeit und philosophischem Scharfsinne abhandelt. Vielleicht aber, denkt man,

können

*) Den etwa medicinischen Leser dieses Aufsatzes bitte ich, aus dieser Stelle keinen voreiligen Schluß auf meine Humoralpathologie zu machen.

können Beide befriedigt werden, die ganze Anlage einer Schrift könne auf diese angegebene Art seyn, und daneben könne doch durch hin und wieder eingestreuten Witz die Unterhaltung des grössern Publikums bezwekt werden. Aber hierinnen liegt eben, meines Erachtens, die Hauptsache. Wie durch ein poßierliches Nachspiel die ganze Wirkung des rührendsten Trauerspiels zerstört wird, so ist es in einem solchen Falle. Ein einiger solcher anffallender Gedanke lenkt die Aufmerksamkeit von allem Uebrigen ab, und verhindert die Wirkung, die eine Schrift, die in einem planen, schmuklosen und Jedem einleuchtenden und verständlichen Tone die Verirrungen des menschlichen Herzens darlegte, thun könnte, welche dem, der noch steht, die Möglichkeit und Leichtigkeit, wie auch er fallen könnte, zeigte, welche den, der mit kalter Entfernung auf einen sogenannten Maleficanten herabsieht, darauf aufmerksam machen könnte, daß der Keim des Lasters, das bei diesem Maleficanten zu einem groben Ausbruche gekommen, auch vielleicht in seiner Brust liege, und es vielleicht nur den veranlassenden Umständen zuzuschreiben seie, daß er zu keiner solchen Entwickelung gekommen. —

Nun, theuerster Freund, mit Ihrer Nachsicht darf ich mir zwar wol bei dem Gegenstande dieses Schreibens schmeicheln, wenn Sie es aber, meinem Wunsche gemäß, in Ihr Repertorium

einrücken, und mir ein fremder Leser den Vorwurf machte, ich hätte hier einestheils mich in ein mir nicht zuständiges Feld gewagt, anderntheils wärmer gesprochen, als ich gesollt hätte, so weiß ich dann zu meiner Rechtfertigung nichts als das Terenzische: „Homo sum, nihil humani a me alienum puto" anzuführen.

D. Elvert.

Schlußanmerkung des Herausgebers.

Das wichtigste, was sich gewöhnlich die Advocaten bei peinlichen Processen zu Schulden kommen lassen, und was wirklich einmal eine solche Rüge verdiente, dergleichen das voranstehende Sendschreiben enthält, ist das Irreleiten des Urtheils der Menge über die Moralität des Verbrechens, das sie vertheidigen, statt es blos zu entschuldigen, und das alsdann in den Augen des Pöbels seine Wichtigkeit verliert, und beinahe zur gleichgültigen Sache herabsinkt, was freilich kein Wunder ist, wenn er sieht, daß damit eine belustigende Farce gespielt, oder wol gar der Missethäter als ein bedaurenswürdiger Unschuldiger dargestellt wird.

Eben so schädlich für Moralität aber sind noch

zween

zween andere Umstände, die bei dergleichen Fällen vorzukommen pflegen.

Der eine ist die Abbildung berüchtigter Missethäter in Kupferstichen u. dgl., womit man offenbar weit sparsamer und vorsichtiger seyn sollte, weil dadurch theils in dem Verbrecher selbst gar leicht ein für seine Besserung sehr schädlicher Stolz auf seine Frevelthaten erwekt, theils andere zur Bewunderung des Verbrechers, und, wozu der Uebergang nach den bekannten Associationsgesetzen so leicht ist, auch der Verbrechen, die sie verabscheuen sollten, verleitet werden.

Der andere ist das Gepränge, das man bei öffentlichen Hinrichtungen zu treiben pflegt, womit der Missethäter wie im Triumphe zu seiner Richtstätte geführt wird. Die gewöhnliche Folge hievon ist dann, daß der begleitende Pöbel den Missethäter schon halb als einen Heiligen betrachtet, und vom Hochgerichte, wenn nicht ganz gefühllos, alsdann mit der erbaulichen Nuzanwendung hinweggeht: wie schön der arme Sünder gestorben sey, eine Betrachtung, die, wenn der natürliche Schauer vor gewaltsamen Todesarten nicht wäre, am Ende gar den Wunsch erregen könnte, auch einst zu sterben den Tod dieses Gerechten, eine Betrachtung aber, die hier wenigstens, wo das Verbrechen Schauer und Abscheu erregen sollte, (denn dieß wird doch als der Zwek öffent-

öffentlicher Hinrichtungen angegeben) ganz am unrechten Orte ist. — „Ach!" hörte ich einst eine empfindsame Seele nach einer solchen Hinrichtung sagen: „wie schön und selig ist doch der arme Sünder gestorben, die Sonne hatte einen rechten Hof über ihm!"

IV.

Geschichte meiner moralischen Grundsätze.

(Aus Bekers Vorlesungen über die Rechte und die Pflichten des Menschen. 1r B.)

Meine Jugend war kein Gewebe frölicher Spiele und goldner Träume, wie die Jugend der meisten Kinder. Sie fiel in die Zeiten des siebenjährigen Schlesischen Krieges, wo ich meine Eltern oft das Brod mit Thränen netzen sah, das sie uns Kindern, bei der allgemeinen Noth und Theurung, nur spärlich reichen konnten. Mein Vater war ein Schulmann: Grund genug zu der Vermuthung, daß er für seine nüzliche Berufsarbeit einen geringen Lohn erhielt, und daß seine Kinder die mannigfaltigen Leiden und Bekümmernisse des Erdenlebens früher und näher, als seine Herr-

Herrlichkeiten kennen lernten. Aber eben dieser Umstand war Ursache, daß ich schon als Knabe gewisse Handarbeiten um Lohn verrichten mußte, und das Vergnügen hatte, durch meinen Fleiß zur Unterhaltung meiner Eltern und Geschwister einen kleinen Beitrag zu thun. Und dadurch lernte ich frühzeitig den Werth der Arbeit aller Art schätzen, und kein menschliches Geschäft verachten, wenn es Menschen nützet. Auch machte ich bald die Erfahrung, daß verdientes Brod besser schmekt, als ererbtes, und daß nach vollbrachtem Tagewerk der Schlaf des Arbeitsamen süßer ist, als die Ruhe des Müßiggängers nach dem nächtlichen Schmause. Könnte ich wieder Kind werden, und hätte die Wahl, als ein reicher Erbe im Schooße des Wohllebens wild aufzuwachsen, oder von den Händen einer künstlichen Pädagogik geformt zu werden: ich wählte keines von beiden, sondern nähme die zwar beschwerliche und mit nicht geringern Gefahren für die Sittlichkeit verbundene, aber freie Dürftigkeit, die mir zum Mentor diente, ohne Bedenken wieder.

Das Bedürfniß ist die große Triebfeder, die den einzelnen Menschen sowohl, als ganze Nationen, auf die Stufe der Ausbildung erhebt, die sie erreichen; und die Reihe der Umstände und Lagen, welche jeder von der Geburt an durchgeht — oft ein einziger das Gemüth nachdrüklich erschütternder Vorfall — bestimmt unsre

Art

Art und Weise zu empfinden, zu denken und zu handeln, für das ganze Leben. Wahres Bedürfniß richtet aber unstreitig mehr aus, als erdichtetes, und künstliche Lagen, in die man den jungen Menschen versezt, können nie so tiefe Eindrücke auf sein Gemüth machen, als wirkliche Begebenheiten, woran er selbst als handelnde Person Antheil nimmt.

Ich erfuhr dieses an mir selbst etwa im 10ten Jahre meines Alters. Als ich einmal in der Strasse, wo wir wohnten, an dem Pumpbrunnen beschäftigt war, Trinkwasser zu hohlen, kam ein alter Mann mit Sense und Rechen auf der Schulter zu mir. Es war am Abend eines heissen Erndtetages, und die Schweißtropfen auf den Wangen und der Stirn des Greises bezeugten, wie sauer es ihm geworden war. Die wenigen Silberhaare, die von seinem kahlen Scheitel die braunen Schläfe herabhingen, ließen vermuthen, daß er die Erde viele Jahre lang im Schweiß seines Angesichts gebaut hatte: und dieser Greis zog ein Stük gänzlich verschimmeltes und vertroknetes Brod aus seiner Tasche, hielt es unter die Brunnenröhre und bat mich, ihm Wasser darauf zu pumpen, um es zu erweichen. Ich gab ihm stillschweigend den Rest von meinem Abendbrod, das ich in der Hand hatte, gieng bei Seite und weinte, ohne auf sein: Gott vergelte dirs liebes Kind! zu achten.

Ich

Ich erinnere mich nur weniger von den kleinen Begebenheiten meiner ersten Jugend: aber das Bild dieses Greises, wie er sich mit dem Geräthe, das dem Menschen Ueberfluß verschaft, am Abend des heißen Tages, da er für Andere gearbeitet, über die Brunnenröhre bükt, und mit einem Seufzer das schimmelichte Brod herausziehet, schwebt noch so lebhaft in meiner Phantasie, daß ich keinen Zug daran verfehlen würde, wenn ich zeichnen könnte; und doch sah ich ihn nie wieder.

Von diesem Tage an gewöhnte ich mich unvermerkt daran, bei allen Menschen, die mir vorkamen, zu bemerken: was jeder zum Besten anderer arbeite, was er dafür an Bequemlichkeiten und Freuden des Lebens zu genießen, und was er für Bekümmernisse und Leiden zu tragen habe? Ich fand auf diesem Wege bald, daß gegen Einen, der im Ueberflußе lebt, Hunderte und Tausende Mangel leiden, oder doch Mühe haben, sich durch anhaltende saure Arbeit kaum das Nothdürftige zu verschaffen. Ich fand, daß die Bequemlichkeiten und Vergnügungen des Lebens nicht selten im umgekehrten Verhältniß gegen die Würdigkeit der Menschen ausgetheilt sind; daß der nüzliche, arbeitsame Erdenbürger oft der gedrükte leidende Theil ist, und hingegen der unnüze und träge diejenigen Vorzüge, welche der Lohn der Gemeinnüzigkeit seyn sollten, durch Geburt, Erbrecht, Herrengunst und andere Zufälle

besizt. Ich fand aber auch, daß diejenigen, die ich für glüklich genug, und in Rükſicht ihrer Verdienſte für hinlänglich belohnt hielt, doch ſelbſt anderer Meinung, und mit ihrem Zuſtande nicht zufrieden waren.

Ich bemerkte bald, daß auch den Söhnen des Glückes, deren Leben ein Gewebe von lauter günſtigen Vorfällen zu ſeyn ſcheint, unbefriedigte Wünſche genug übrig bleiben, und daß die Sorgen für den Glanz und Aufwand, für den Hochmuth, die Herrſchſucht, Wolluſt und andere vornehme Leidenſchaften, nicht weniger empfindlich am Herzen nagen, als die Sorge für die Nothdurft. Ich wurde gewahr, daß unter manchem Stern und Ordensband ein unruhigeres Herz ſchlägt, als unter dem gröbſten Kittel, und daß die meiſten Leiden und Mühſeligkeiten des Lebens, daß Unglüksfälle aller Art, fehlgeſchlagene Hoffnungen, Demüthigungen, Krankheiten und zulezt der Tod das gemeinſchaftliche Loos der Sterblichen ſind, welches die Höchſten mit den Niedrigſten theilen. Ja, ich ſahe Beiſpiele davon, daß man im Schein des gröſten Ueberfluſſes von Nahrungsſorgen gequält, daß der Herr an voller Tafel ärmer und unglüklicher ſeyn kann, als der Diener, der hinter ſeinem Stuhle ſteht.

Ich bemerkte, daß überhaupt die Befriedigung auch des ſehnlichſten Wunſches das Gemüth nicht dauerhaft beruhigt: ſondern daß aus

einer

einer gesättigten Begierde immer wieder neue entspringen; daß dem unersättlichen Herzen des Menschen, auch im selbst geträumten Himmel, nicht länger wohl ist, als beim ersten Eintritt. Ich machte die Erfahrung an mir selbst, daß die Erfüllung eines Verlangens meiner Seele niemals diejenige Befriedigung ganz gewährte, die ich mir davon versprochen hatte: sondern daß der Genuß des Verlangten bald neuen Wünschen Raum machte.

Endlich schloß ich aus diesen Erfahrungen: es sei kein Zustand auf Erden möglich, wo der Mensch, ganz frei von Leiden, Sorgen und Bekümmernissen, die Zufriedenheit, die er unaufhörlich begehrt, finden und ungestört genießen könne. Mit Wehmuth fragte ich dann: woher kommt diese traurige Erscheinung in der Welt des Gottes, der den kleinsten Wurm mit allen Erfordernissen zu seiner Glükseligkeit ausgerüstet hat? der die Feldblume prächtiger, als Könige im Purpur kleidet? ohne dessen Willen kein Sperling auf die Erde fällt? Sollte der Allgütige den Menschen allein zum Unglük erschaffen haben? Und was ist dann der Endzwek meines Lebens? Wozu habe ich den künstlichen Leib, und die denkende Seele?

Solche Betrachtungen waren, von meinem zehnten Jahre an, mein gewöhnlicher Zeitvertreib auf der Schulbank, wo ich oft halbe Tage

lang unbeschäftigt angefesselt sitzen mußte, und auf den einsamen Spaziergängen, die ich in den Zwischenstunden besuchte. Bei der vollen Freiheit, die mir meine Eltern ausser der Schulzeit liessen, irrte ich oft, mit einem Stük Brod in der Tasche, Stundenweit in Wald und Feld umher, lag an Bächen und Quellen, und bewunderte die Herrlichkeiten der Natur. Ich sah hier die kleinste Pflanze blühen und Saamen tragen, und das geringste Insect seines Daseyns froh werden. Dabei fühlte ich jenen unersättlichen Trieb nach Glükseligkeit in meinem Busen immer stärker, und fand nichts, ihn zu befriedigen. Einige Gespielen, denen ich die zärtlichste Freundschaft widmete, liessen mich den Schmerz, von Freunden getäuscht zu werden, frühzeitig empfinden, und die bittere Erfahrung machen, daß die süßesten Bande des Herzens die tiefsten Wunden schneiden, wenn sie zerrissen werden.

Während daß ich nun auf diese Art den Gang des menschlichen Lebens selbst erfuhr, wurde mir in Schulen und Kirchen, anstatt der Religion Jesu, die Schultheologie eingeprägt, wobei man anfangs den im 34sten Stük 1788. der deutschen Zeitung beschriebenen Katechismus, und hernach das bekannte Hutteri Compendium S. S. Theologiæ zum Grunde legte. Ob es nun Mangel an Empfänglichkeit auf meiner Seite, oder an

Ge-

Geschiklichkeit der Lehrer, und an Zwekmäßigkeit der Lehrbücher war, will ich nicht entscheiden: aber ich fand bei diesem Unterricht den Seelenfrieden nicht, den ich suchte; sondern wurde dadurch noch schwankender in meinen Begriffen von der menschlichen Bestimmung und Glükseligkeit.

Der Religionslehrer, der mich zu der für das ganze Leben so wichtigen Feierlichkeit der ersten Communion vorbereitete, bediente sich unter andern in der gewöhnlichen Lehre von der Reue und Buße so starker Uebertreibungen, daß sie eher für verurtheilte Mörder und Strassenräuber, als für Kinder ehrlicher Eltern taugte. Er verwies mich wegen der zu bewirkenden Zerknirschung meines Herzens und der Erweckung eines, wie er ihn verlangte, stokblinden Glaubens, auf ausserordentliche Einflüsse der Gnade, die ich, wahrhaftig mit redlichem Verlangen, aber immer vergebens erwartete. Ueberhaupt war seine fehlerhafte Behandlung die erste Ursache, daß ich an der Richtigkeit seines Weges zur Glükseligkeit zweifeln mußte; wozu noch der Umstand kam, daß er selbst und einige andere Eiferer für diese unthätige Besserungsart, weder sichtbare Spuren eines dadurch gebesserten Sinnes in ihren Handlungen blicken liessen, noch die Ruhe der Seele selbst besassen, nach der ich mich so ängstlich sehnte.

Ich suchte nun in Büchern, was mir die Menschen nicht geben konnten, und bekam frühzeitig Schriften in die Hände, wo die Religion mit dem theologischen System vermenget, und das schönste Kind der Wahrheit mit dem schmutzigen Bade, womit es die eitle Vielwisserei und die stolze Unwissenheit überschwemmet haben, ausgeschüttet wird. Diese machten desto mehr Eindruk auf mich, da ich nicht jene boshafte Feindschaft gegen die Wahrheit, die ihren Verfassern beigelegt worden war, sondern zum Theil ein redliches Streben nach Licht und Beruhigung in denselben fand, welches sich mit dem Bekenntnisse eines Sokrates und Paulus endigte: all' unser Wissen ist Stükwerk.

Da ich nun in meinen Schuljahren die eigentliche Religion Jesu von dem gelehrten Dunst, der ihre himmlische Schönheit dem Auge des flüchtigen Beobachters verhüllet, nicht zu entkleiden gelernt hatte: so fieng ich an, überhaupt zu zweifeln, ob sie dem Gemüthe eine dauerhafte Beruhigung in dem Wirrwarr des Erdenlebens gewähren könne? Und meine Vorstellung von dem Zwecke, den ich als ein Mensch zu erreichen, so wie von den Mitteln, die ich dazu anzuwenden hätte, wurde immer verwirrter und ungewißer.

Ich hörte in der Folge philosophische Sittenlehre und natürliche Religion auf Universitäten, und las alte und neue moralische Schriften. Hier

fand

fand ich, daß die meisten Sittenlehrer Glükseligkeit, das ist, einen dauerhaften Zustand angenehmer Empfindungen, oder ununterbrochene Zufriedenheit des Gemüths, zum lezten Zwek des menschlichen Daseyns machen: ich fand aber, bei meiner zunehmenden Bekanntschaft mit der Vorwelt und der jetzigen Beschaffenheit unsers Geschlechts, keine glükliche Menschen, fand keinen, der dauerhafte Ruhe der Seele besaß — auch nicht unter den Philosophen. Ich versuchte die scheinbarste und edelste der bekannten Glükseligkeitslehren, die Stoische, durch Uebung — und gelangte nicht zum Ziel.

Damals trat die empfindsame Periode der deutschen Litteratur ein. Werthers Leiden, Adolphs Briefe, Siegwart und ähnliche die Empfindlichkeit eines jungen reizbaren Herzens leicht überspannende Schriften, wurden auch meine Lieblingslectüre. Ich empfindelte aber nicht: ich fühlte wirklich fremde Leiden, wie meine eigenen, in einem höhern Grade, als es seyn sollte, und redte nicht allein, sondern — handelte auch gelegentlich so, als wäre ich in einem andern Planeten zu Hause, welches eine Folge meiner oben erzählten Jugendgeschichte war. Gleichwohl ließ ich mich durch eine gewiße Behaglichkeit, welche jener reizbare Zustand des Gemüths mit sich führet, und durch den großen Gedanken, mit dem ganzen Universum sympathi-

siren zu können, ebenfalls verleiten, der erhöhten Empfänglichkeit des Empfindungsvermögens einen größern Werth beizulegen, als ihr gebühret. Die Erfahrung, daß der Mensch im Ganzen nur wenig ausrichten kann, daß ihm, bei dem besten Willen, überall durch die Natur der Dinge, und noch mehr durch die bürgerliche Gesellschaft und die Leidenschaften seiner Mitbürger Schranken gesezt sind, brachte mich endlich auf den Schluß: die Glükseligkeit und der Zwek des Menschen bestehe in der möglichst ausgebildeten Empfindung. Derjenige sei der vollkommenste, der alles Fühlbare im höchsten Grade empfinde, und der Glüklichste sei, dessen Schiksal ihm alle mögliche Freuden und Leiden der Menschheit im höchsten Maaß zu Theil werden lasse. Diese falsche Vorstellung führte mich so irre, daß ich einige der besten Jahre meines Lebens in empfindsamer Unzufriedenheit mit der Welt zubrachte, wo ich auch nicht ein einziges Buch las, meine Kenntnisse zu erweitern.

Unterdessen leitete die Vorsehung meine Schiksale wirklich so, daß ich alle Arten menschlicher Leiden, wenigstens mit Personen, die mir lieb waren, mit zu empfinden bekam; daß ich bei dem höchsten Grad der zärtlichsten und reinsten Freundschaft betrogen, und von Personen, denen ich mich aufopferte, mit Undank belohnt wurde; daß mein Traum eines paradiesischen Lebens,

im

Wonnegefühl der höchsten und ausgebreitetesten Sympathie, plözlich — wie ein Traum — verschwand. Nun erfuhr ich, daß die Verfeinerung, ja selbst die Veredlung des Empfindungsvermögens, den Menschen wenigstens nicht allein glüklich machen könne: denn ich stand in dunkler Nacht am Rande eines Abgrundes, in den mich die Verzweiflung zu stürzen drohte; und um mich her war alles öde, kein Freund reichte mir die Hand, keine trostreiche Wahrheit zeigte mir einen Weg zu neuen Hoffnungen und Aussichten, als — jenseit des Grabes.

Was mich vom Verderben rettete, war nichts anders, als das Bewußtseyn, daß ich eben noch einigen Menschen nothwendig war; daß diese ohne mich unglüklicher geworden wären, als sie schon waren; daß sie ihr ganzes Glük von mir erwarteten.

Dieser Gedanke, nur mir, nicht der Welt unnüz, und, wenn schon für mich keine Glükseligkeit auf Erden zu finden wäre, noch für das Glük Anderer wirksam zu seyn, erhielt meinen Muth — zwar nicht ganz aufrecht; weil die Gründe, worauf er beruhte, mir nicht ganz hell waren: aber er unterstüzte mich doch, daß ich nicht ganz zu Boden sank, und Zeit gewann, diese Gründe in der Folge zur Deutlichkeit zu bringen.

Er trug dazu bei, daß ich (1779.) es wagte, die Preisfrage der königl. Preußischen Akademie

der Wissenschaften: „Ist es nüzlich das Volk zu täuschen?" zu bearbeiten, und daß meine Antwort des Beifalls der Akademie gewürdigt wurde, wodurch jener Gedanke den Grund zu meinem wahren Glük legte. Denn, um bestimmen zu können, was dem Menschen überhaupt und unter allen Umständen nüzlich sei, mußte ich eine allgemeine und wesentliche Eigenschaft der menschlichen Natur, aus welcher dieses zu entscheiden sei, aufsuchen. Diese Bemühung wurde mir dadurch sehr erschwert, daß ich, nach meiner erlernten Seelenkunde, widersprechende Triebfedern im Menschen annehmen mußte: nemlich einen Hang zur Geselligkeit und Güte, und zugleich eine ziemlich nahe an Eigennuz grenzende Selbstliebe; dann auch einen Trieb zur Thätigkeit, und eine Neigung zur Ruhe. Ich fand beides durch fremde und eigene Erfahrung bestätigt, und konnte mir doch nicht vorstellen, daß die Natur, die überall Einheit und Harmonie in ihre Werke gelegt hat, den Menschen allein zu einem verwirrten Spiel entgegengesezter Triebe gemacht haben sollte.

Endlich erschien mir in der schwärzesten Nacht der Zweifel, wo meine Seele zwischen den Klippen des Widerspruchs herumgetrieben wurde, ein Lichtstrahl, wie vom Himmel gesendet. Ich fand einen Vereinigungspunkt für jene dem Ansehen nach entgegengesezten Eigenschaften des Menschen im innersten seines Wesens. Ich baute auf

denselben

denselben den Beweis, daß Vorurtheil und Irrthum durchaus schädlich sey. Ich wurde durch den Beistand der Akademie und vieler redlichen Wahrheitsfreunde — vor andern eines Iselin — in meiner Ueberzeugung bestätigt. Und von nun an verschwand alle Dunkelheit aus meinem Moralsystem: es wurde mir hell, wie die Sonne am Mittag; kein Zweifel blieb mir übrig. Ich fand auch nun die Ruhe des Gemüthes, die ich so lange vergebens gesucht hatte; oder vielmehr, ich hörte auf, sie zu suchen.

Ich erfuhr seitdem noch grössere Seelenleiden und Bekümmernisse, und ertrug sie mit Hülfe dieses Systems. Ich arbeitete viel und mit Freuden für einen mäßigen Lohn, und fand nun doch, daß der Gang der Dinge nicht besser gehen kann und darf, als er wirklich geht. Ich sehnte mich vollkommen mit demselben aus, und wurde glüklich, ohne eine ununterbrochene Zufriedenheit des Gemüths weiter zu verlangen. Ich fand auch bald, daß der grosse Menschenbesserer Jesus auf denselben einfachen Weg zur Glükseligkeit deutlich hingewiesen hat, der von seinen spätern Nachfolgern unter den Trümmern des Juden- und Heidenthums verschüttet wurde.

Ich fand, daß wenn die Gesezgebung, die Religion und Erziehung von jeher auf den ersten Grundsaz meiner Pflichtenlehre gebaut gewesen wäre: so müßte es um die Menschen im Staate

ganz anders aussehen, als bisher, und verwunderte mich, daß es noch bei keiner Nation der der Erde, auch bei den kultivirtesten nicht, geschehen war. Ich bemerkte aber auch, daß die bisher geschehene Fortschritte des Menschengeschlechts in der Erkenntniß und Tugend es dem glükseligen Zustande immer mehr genähert haben, wo jene erhabne Wahrheit als Mittelpunkt alles menschlichen Wissens und Thuns anerkannt werden kann und wird, so entfernt er auch seyn möchte.

Ich erstaunte, daß auch gelehrte Recensenten meine Darstellung derselben in jener Preisschrift mißverstehen konnten. Und um so mehr fühlte ich mich, weil mich die Vorsehung so führte, daß ich die Schriftstellerei zu meinem Unterhaltsmittel wählen mußte, dazu berufen, diesen Grundsaz zum Hauptgegenstand meiner Arbeiten in diesem Fache, und dessen Verbreitung zum grossen Geschäft meines Lebens zu machen. Ich wählte dazu ein periodisches historisches Blatt, die deutsche Zeitung, und hatte bald die Freude, durch die damit verknüpfte weitläufige Correspondenz zu erfahren, daß ich den rechten Weg zu meiner Absicht eingeschlagen hatte. Doch erfuhr ich auch, daß es manchem meiner Leser von sonst gutem Verstande schwer wurde, meinen ersten moralischen Grundsaz auf diejenige Art zu fassen und sich eigen zu machen, wie ich es wünschte. Dieser Umstand trug mit dazu bei, daß ich in dem Noth-

und

und Hilfsbüchlein versuchte, die ersten Linien dieses Systems sogar für Landleute faßlich vorzutragen, und auf ihren Wirkungskreis anzupassen, und die Freude hatte, meine Bemühungen durch einigen Erfolg belohnt zu sehen.

Seit einigen Jahren mußte nun der Fortgang der Kantischen Philosophie, deren Freunde alle bisher angenommene Moralprincipe für unbefriedigend erklären, mir bange machen, daß meine Ueberzeugung dadurch ebenfalls erschüttert werden möchte. Allein, ob ich gleich noch nicht die gewünschte Muße gehabt habe, das scharfsinnige Kantische System so zu studiren, wie es von jedem Wahrheitsfreunde studirt zu werden verdient: so glaube ich doch, so viel davon eingesehen zu haben, daß das erste Moralgesez desselben dem meinigen nicht widerspricht, oder es überflüßig macht, sondern ihm zur Ergänzung dient.

Einige Anmerkungen zu der voranstehenden Geschichte.

Die voranstehende Geschichte hat mehrere merkwürdige Seiten, von denen sie sich betrachten läßt, und die sie dem Psychologen interessant machen. — Der Gang, nach welchem sich Hrn. Bekers Grundsätze nach und nach entwickelten

und

und ausbildeten, und sich am Ende auf ein allgemeines Princip reducirten, ist in der That sehr merkwürdig, und verdient eine etwas genauere Zergliederung. Schon in seiner frühesten Jugend findet man die Grundlage seines ganzen nachmaligen Moralsystems, und die Quelle des allgemeinen Princips, von welchem es ausgeht. Die Armuth seiner Eltern verursachte, daß er schon in seiner frühesten Jugend um Lohn arbeiten mußte, und er gesteht selbst, daß er dadurch schon frühzeitig den Werth menschlicher Geschäfte, wodurch man andern nüzt, schätzen gelernt, und sich darum in seiner Lage glüklich gefühlt habe. Wie sehr harmonirt diß mit dem nachmaligen Grundsaz, auf den er am Ende, nachdem er durch manchfaltige innere und äussere Veränderungen von dem ursprünglichen Wege der Natur, oft gewaltsam genug, abgestoßen worden war, doch wieder zurük kam, und der dann auch seine lange gesuchte Glükseligkeit zu gründen anfing! Ich meyne den, den er in den Worten: „Dieser Gedanke, nur mir ꝛc. — zur Deutlichkeit zu bringen" beschreibt. — Ein Beweis, wie wirksam aufs ganze Leben in der ersten Jugend empfangene Eindrücke und Wahrheiten, die sich zu jener Zeit in der Seele festgesezt haben, sind, eine Erfahrung, die zwar schon tausendmal gemacht und gesagt, aber doch noch nie genug beherzigt worden ist, man würde sonst, wenn diß

wäre,

wäre, nicht noch heut zu Tag so sorglos in Gegenwart kleiner Kinder Dinge unternehmen und sagen, die man sich vor grösseren zu verrichten oder zu sagen scheut.

Der Vorfall mit dem Greis am Pumpbrunnen gab denn aber freilich schon dieser Schäzung nüzlicher Geschäfte, und der daraus entspringenden Glükseligkeit den ersten Stoß. Er leitete Hrn. B. zu Beobachtungen, deren Resultat war, daß Glük gewöhnlich im umgekehrten Verhältniß gegen die Würdigkeit der Menschen steht; — aber er fand zugleich auch, daß selbst diese unwürdigen Glüklichen, mit so vollen Händen ihnen auch das Schikſal Vergnügen, Glük und Bequemlichkeiten zugeworfen zu haben schien, doch nicht vergnügt sind, und keine wahre Glükseligkeit genießen, weil auch ihnen so manche Wünsche unbefriedigt bleiben.

Erfahrungen leiteten ihn noch weiter, und ließen ihn finden, daß selbst befriedigte Wünsche keine Glükseligkeit gewähren, sondern jeder befriedigter Wunsch die Quelle eines neuen ist, der uns wieder quält. Die endliche Wirkung dieses so oft schon betrogenen heißen Durstes nach Glükseligkeit war nun Verzweiflung an der Möglichkeit einer daurenden Glükseligkeit überhaupt.

In der Religion konnte er wieder keine Befriedigung finden, weil sie ihm auf eine schiefe und zwekwidrige Art, durch akroamatischen Wust

verun-

verunstaltet und unschmakhaft gemacht, vorgetragen wurde; — und in der philosophischen Sittenlehre eben so wenig, denn seine Sittenlehrer machten ununterbrochene Zufriedenheit zum lezten Zwek des menschlichen Daseyns, und doch fand er sie in keinem Menschen, selbst in seinen Philosophen nicht.

Doch nun schien ihm ein Lichtstrahl aus der Finsterniß hervorzubrechen. Die empfindsame Periode der Werther und Sigwarte erschien, und riß ihn auch in ihrem Strudel mit sich fort. Er empfand bald wirklich, ohne zu empfindeln, die Leiden anderer Menschen in einem höhern Grade, als es die gleichmäßige Ruhe erlaubt, welche die Grundlage der Zufriedenheit ist, aber weit entfernt, sich dabei unglüklich zu fühlen, glaubte er nun vielmehr das Wesen der Glükseligkeit in den Zustand erhöhter und verfeinerter Empfindungen setzen zu müssen. — Doch bald entdekte er, daß auch diß nichts als ein täuschendes Irrlicht war, das ihn, anstatt zum Ziele, so sehr irre führte, daß seine erhöhte Empfindungen ihm zur Qual wurden, und ihn so weit brachten, daß er abermal auf alle mögliche Glükseligkeit Verzicht that.

Aber diß war nun auch gerade der Punkt, bis zu welchem er gebracht werden mußte, um zu wirklicher Glükseligkeit überzugehen, und ein festes daurendes Moralsystem darauf bauen zu können.

können. — Wer sieht nicht, daß es den Gesetzen und Erscheinungen der menschlichen Seele völlig gemäs ist, daß eine gewisse, wenn schon hoffnungslose, Resignation vorhergehen, und daß das unruhige leidenschaftliche Streben nach Glükseligkeit gemäßigt oder vielmehr beinahe ganz unterdrükt werden mußte, wenn die Möglichkeit, diese zu erreichen, nicht ganz aufgehoben werden soll? Zufriedenheit ist Glükseligkeit, jene aber kann unmöglich ohne eine gleichmäßige Ruhe der Seele, die keinen zu heftigen Wunsch und keine zu unbändige Leidenschaft aufkommen läßt, statt finden, es muß also, um Zufriedenheit hervorzubringen, eine gewisse Gleichgiltigkeit, eine gewisse Resignation vorhergehen, welche diese Ruhe bewirkt. Was konnte aber in Hrn. Bs. Falle diese Resignation besser hervorbringen, als die zweimalige Ueberzeugung, daß alles heißen Strebens darnach ungeachtet, keine wahre Glükseligkeit möglich sey?

So ging es auch. Er wurde nun ruhiger, indem er, wie er sich ausdrükt, die Ruhe des Gemüths dadurch fand, daß er aufhörte, sie zu suchen; — und überzeugt, daß er für eigene Glükseligkeit nichts mehr thun könnte, fing er nun an, für die Glükseligkeit anderer wirksam zu werden, und damit öfnete sich ihm denn zugleich auch eine neue, und jezt nicht mehr trügliche Quelle seines Glückes. Er war nun

auf jenen ersten Grundsaz wieder zurükgekommen, und indem er nicht mehr suchte, als sich finden ließ, ward er zufrieden mit dem, was er fand, und sah ein, daß richtige Erkenntniß ihn auf diesen Weg gebracht hatte, und glüklich machte. Diß machte es ihm zur angenehmen Pflicht, auch auf anderer Glükseligkeit wohlthätig zu wirken, und was konnte er hiezu besseres thun, als für Berichtigung der Erkenntniß thätig zu seyn? — Dadurch fand er, daß richtige Erkenntniß, die ihn ruhiger und moralisch besser gemacht hatte, eine nothwendige Bedingung der Sittlichkeit sei, und baute auf dieses allgemeine Princip sein ganzes Moral-System. — Sehr bescheiden sezt er nun noch hinzu, er glaube, daß sein Princip mit dem Kantischen vereinbar sei, und daß dieses jenem zur Ergänzung diene. — Ehe wir aber auch diß noch untersuchen, sei es mir erlaubt, noch einige andere Anmerkungen hier einzuschieben.

Es ist eine sehr schöne Beobachtung, die Hr. B. macht, daß die Befriedigung des liebsten Wunsches nicht glüklich macht. Sie beruht auf der Erfahrung, daß das Vergnügen nicht im Genusse der Gegenwart, sondern in der Erwartung der Zukunft, oder um es allgemeiner auszudrücken, nicht im Genusse selbst, sondern im Streben darnach liegt. Daraus folgt nothwendig, daß das Vergnügen mit dem Streben

ben ersterben, und aufhören muß, sobald das sehnlichst gewünschte und erstrebte Gut wirklich erreicht ist, wenigstens dann gewiß aufhören muß, wann auch vollends der Reiz der Neuheit im Genusse verschwindet. — Klugheit wäre es daher, sich am Vergnügen der Erwartung genügen zu lassen, und vom Genusse selbst nicht mehr so viel zu hoffen, als man gewöhnlich thut, dann würde der so beleidigende Abstich auch nicht mehr so groß seyn *). — Freilich scheint diese Erscheinung in unserer Natur äusserst widersprechend zu seyn, mit allen Kräften nach etwas zu ringen, das man, wann es errungen ist, verächtlich von sich wirft, und doch ist eben diese Erscheinung in der Hauptsache nichts anders, als was jedem Vergnügen zum Grunde liegt. Jedes Vergnügen hört auf, sobald es unsere Kräfte nicht mehr in Thätigkeit sezt; — und dann ist eben diese Erscheinung selbst nothwendig, und unser Streben nach immer grösserer Vollkommenheit zu befördern, und verdient also in dieser Rükſicht auch teleologisch beurtheilt zu werden.

Merkwürdig ist auch die Wirkung, welche die empfindsame Periode unserer deutschen Litteratur auf Hrn. B. hatte. Man sieht daraus, mit welcher Gewalt sie auf junge reizbare Seelen gewirkt haben muß, und auf welch' richtige psy-

*) Vergl. den vorherg. Band dieses Repert. ꝛc. S. 55. 56. 78 — 80.

chologische Beobachtungen die Verfasser der Wertheriaden und Sigwartiaden die Wirkungen ihrer Schriften calculirt hatten, wenn anders diese Wirkungen ihre Absicht waren. Was kann geschikter seyn, den höchsten bis an Ekstase gränzenden Zustand des Vergnügens hervorzubringen, als möglichst exaltirte Empfindungen, und was, die Empfindungen so hoch zu schrauben, als eine in ihren geheimsten Winkeln aufgeregte Sympathie? Aber eben so begreiflich ist aus den nämlichen Gründen die daraus entstandene Empfindelei, die über dem Krümmen jedes Wurmes in Ohnmacht fiel, und bei den schreklichsten Leiden der Menschheit unthätig bleiben konnte. Ein so erschüttertes Empfindungssystem mußte nothwendig übermäßige Reizbarkeit und Schwäche der Nerven nach sich ziehen, auf die so gereizte Nerven mußte jedes Lüftchen eine widrige Wirkung thun, und ihre Schwäche mußte doch jede Thätigkeit niederschlagen, die sonst Folge sympathetischer Empfindungen ist. Wie viele Jünglinge und Mädchen, deren Geschichte nicht auf die Nachwelt kam, mögen, an Leib und Seele zerrüttet, Opfer dieser empfindsamen Periode geworden seyn! Hr. B. wurde es auch, aber auf eine andere und edlere Art. Sein gesunder Verstand, seine früh gelernte richtige Schätzung des Werthes aller Dinge, verwahrten ihn vor jener unthätigen Empfindelei, er wurde nur für

seine

seine subjective Glükseligkeit ein Opfer, auf anderer Wohl zu wirken hinderte ihn diese Periode nicht, sie bahnte ihm vielmehr den Weg dazu. — Aber auch das neue Labyrinth, worein er durch diese Periode gestürzt wurde, war durch seine ganze vorhergegangene Jugendgeschichte sehr natürlich vorbereitet. Der tiefe und unauslöschliche Eindruk, den jene Scene mit dem Greis am Pumpbrunnen, seiner eigenen Angabe nach, bei ihm zurük gelassen, hatte ihn schon frühe für anderer Leiden empfindlicher gemacht, als man es gewöhnlich in jenen Jahren ist, er hatte selbst in früher Jugend schon mit eigenen Leiden zu kämpfen, kein Wunder, wenn die Lectüre jener empfindsamen Schriften nicht nur bald seine Lieblings-Lectüre wurde, sondern ihn auch dahin brachte, daß er die Leiden anderer in höherem Grade empfand, als es hätte geschehen sollen. Auf der andern Seite aber war es bei seinem beständigen eifrigen und doch bisher so oft betrogenen Streben nach Glükseligkeit eben so natürlich, daß er nun diese in dem Zustand erhöhter und verfeinerter Empfindungen zu finden glaubte. Das wollüstige Aufregen aller Gefühle, die wonnige und hinschmelzende Empfindungen, die durch das Lesen jener Schriften bewirkt wurde, mußten ihn in den Zustand einer gewißen ekstatischen Trunkenheit, und damit einer Behaglichkeit versetzen, in der er nichts als angenehme Empfin-

dungen, die einander drängten, hatte; wie natürlich alsdann der Wahn, erhöhte Empfindlichkeit sei das höchste Ziel menschlicher Glükseligkeit. Aber kein Wunder abermal, wenn er, erwacht aus diesem Traume, sich so schreklich und bis zur Verzweiflung getäuscht fand.

Noch sei es mir erlaubt, die Uebereinstimmung des Bekerischen Moralprincips mit dem Kantischen mit einigen Worten zu zeigen. — Hr. B. drükt sich darüber sehr bescheiden so aus: er glaube, daß das Kantische Moralprincip dem seinigen zur Ergänzung diene, ich glaube aber hinzusetzen zu dürfen, daß das Kantische das Bekerische in sich schliesse, und das leztere eine nothwendige Bedingung für die Allgemeingiltigkeit des erstern sei, daß mithin eben hier auf die Uebereinstimmung beider miteinander beruhe.

Das Kantische Moralprincip sagt: Handle so, daß du wünschen kannst, deine Handlungsart möchte allgemeine Maxime werden.

Man sieht aber leicht, daß die Befolgung dieses Sittengesetzes Ueberzeugung von dem, was recht und gut ist, und was deswegen die Vernunft fordert, voraussezt. Ich kann nur dann wünschen, daß alle Menschen handeln möchten, wie ich handle, wenn ich überzeugt bin, daß meine Handlungsweise gut ist, wünschte

ich

te ich das nämliche ohne diese Ueberzeugung, so wünschte ich etwas ohne zureichenden Grund, was am Ende auf eine Absurdität hinauslauft.

Nun ist es aber möglich, daß meine Ueberzeugung fehlerhaft ist, daß sie auf falschen Prämissen beruht, deren Ungrund ich bis jezt noch nicht eingesehen habe; — und der Erfahrung zufolge ist diese Ueberzeugung wirklich oft fehlerhaft, wie diß die Beispiele beweisen, welche Aberglauben und Fanatismus uns an die Hand geben. — So lange ich nun nach dieser meiner — wenn schon fehlerhaften — Ueberzeugung handle, so handle ich subjectiv sittlich-gut, weil ich die Forderungen der Vernunft, so wie ich sie jezt erkenne, erfülle; aber doch ist es diese Ueberzeugung nicht werth, zur Würde eines allgemeingiltigen Gesetzes erhoben zu werden, weil man bei ihr vernünftigerweise nicht wünschen kann, daß eine nach ihr angestellte Handlungsart allgemeine Maxime werden möchte.

Daraus folgt nun ganz ungezwungen, daß zur Allgemeingiltigkeit des von Kant aufgestellten höchsten Gesetzes der Sittlichkeit, richtige Erkenntniß nothwendig erfordert wird, und daß der Irrthum der Sittlichkeit objectiv betrachtet, schädlich ist. Es ergiebt sich also daraus, daß, was ich oben behauptet habe, das Kantische Moralprincip das Bekerische involvirt, daß also beide vortreflich miteinander übereinstimmen.

Aber sehr merkwürdig ist es dabei immer, daß Hr. B. durch das Glükseligkeitssystem auf dieses Princip geleitet wurde. Erst, nachdem er durch eine lange Reihe von Veränderungen auf eine verzweifelnde Art überzeugt worden war, es gäbe keine vollkommene Glükseligkeit, erst nachdem er durch diese Vorstellung und eine daraus entsprungene Resignation, eine Glükseligkeit zu suchen aufhörte, von deren Unmöglichkeit, sie zu finden, er nun überzeugt war, und nachdem er durch diese Resignation die Ruhe der Seele erhalten hatte, die ihn nun erst glüklich machte, erst da fieng er an, ganz sittlich-gut zu werden. Und von nun an machte er sichs zum Gesez, auch auf die Glükseligkeit anderer wohlthätig zu wirken, und diesen Zwek glaubte er durch Berichtigung ihrer Erkenntniß am gewißesten zu erreichen. Er selbst also wurde glüklich, nachdem er richtige Erkenntniß bekommen hatte, und sittlich-gut, nachdem er diese Glükseligkeit (Ruhe und Zufriedenheit) erlangt hatte, und die Erkenntniß anderer berichtigte er nun, um sie auch sittlich-gut und glükselig zu machen. — Ein offenbarer Beweis, wie untauglich das Princip der eigenen Glükseligkeit zu einem obersten Moralprincip ist, und daß überhaupt in das leztere nichts materiales herein gehört.

M.

III. Päda-

III.

Pädagogik.

Digitized by Google

I.

Ueber die Hinderniſſe einer guten Erziehung.

(Fortſetzung.)

(den Anfang ſ. im vorhergehenden Bande S. 237.)

Wir müſſen jedoch, um die Hinderniſſe einer guten Erziehung, welche in den Eltern ſelbſt liegen, vollſtändig aufzuzählen, nun auch noch diejenigen insbeſondere betrachten, welche von den Vätern, und welche von den Müttern herkommen. Beide nämlich begünſtigen und erzeugen theils durch die Eigenthümlichkeiten und Verſchiedenheit ihrer Natur, theils der beſondern äuſſern Lage, worin ſich beide befinden, gewiſſe eigenthümliche Hinderniſſe, welche eben dieſe Naturbeſchaffenheit oder äuſſere Lage einer guten in allen ihren Theilen harmoniſch zuſammenſtimmenden Erziehung in den Weg legt.

Die Mütter pflegen den Vätern vorzuwerfen, ſie ſeyen zu ſtreng und zu hart gegen die Kinder, und die Väter den Müttern, ſie ſeyen zu weich und zu nachgiebig. Beide machen einander hierüber in gewiſſem Betracht nicht ungegründete Vorwürfe.

Es

Es ist wirklich ein eben nicht seltener Fehler der meisten Väter, daß sie öfters gegen ihre Kinder zu streng und zu hart sind. Sie versagen ihnen entweder aus mißverstandenen Erziehungsgrundsätzen, oder aus Unfähigkeit, sich in die Lage eines Kindes zu versetzen, dem manches von großer Wichtigkeit ist, was uns Erwachsenen höchst unbedeutend scheint, mithin am Ende aus Gleichgiltigkeit gegen ihre Wünsche, manche unschuldige Begehrungen, die sie ihnen wohl gestatten könnten und öfters auch sollten. Oder sie fordern aus Ungeduld, die nicht warten kann, bis der Saame allmählig keimt, und die Früchte reifen, zu viel auf einmal von den Kindern, wollen Gewohnheiten, die erst zu entstehen anfangen, zur Fertigkeit haben, ehe dieß psychologisch möglich ist, strafen deswegen die Kinder nicht selten zu hart über kleinen Vergehungen, und verwandeln oft die Festigkeit, womit sie über ihren Grundsätzen halten, in Hartnäkigkeit, die durchaus keine Ausnahme, und keine Modification in der Anwendung zugiebt, welche doch öfters innere und äussere Umstände nothwendig machen. — Eine der vornehmsten Ursachen dieses Fehlers ist wohl die, daß die Väter nicht, wie die Mütter, durch die Sorge für die kleinern Bedürfnisse der Kinder, durch die Pflege und das Warten derselben, an ausharrende Geduld gewöhnt worden sind.

In

In der That ein groſses Hinderniß einer guten Erziehung. Denn durch eine solche allzugroſse Strenge und Härte werden die Kinder leicht allzuscheu, es bildet sich in ihrem Charaktere ein Zug von allzugroſser Schüchternheit im Umgange mit andern, der ihnen in ihrem künftigen gesellschaftlichem Leben, oder von allzugroſsem Mißtrauen in sich selbst, das ihnen in ihrer geistigen und sittlichen Bildung sehr nachtheilig werden kann. Oder es entsteht im Gegentheil Erbitterung gegen den strengen Vater, und das kindliche uneingeschränkte Zutrauen verliert sich. Ist aber dieses verloren, so ist viel verloren. Denn das offenherzige Zutrauen der Kinder zu den Eltern, womit sie alle ihre Gedanken, Wünsche, Vorsätze und Hoffnungen in den Busen der leztern niederlegen, ist sehr oft das einzige Verwahrungsmittel vor nachmaligen Verführungen; so bald also das Herz des Kindes dem Vater oder der Mutter verschlossen wird, so steht es dann Verführern nur desto mehr offen.

Ein anderes Hinderniß und zwar von gedoppelter Art, liegt gewöhnlich in den Berufsgeschäften des Vaters. Wir haben oben schon von den Hindernissen gesprochen, welche die Berufsgeschäfte einer guten Erziehung in den Weg legen *), es kommen hier aber noch besonders

zwo

*) s. den vorherg. Band S. 253. ff.

zwo schlimme Folgen in Betracht, welche daraus herfließen, und vornemlich auf die Väter für das Erziehungsgeschäfte schädlich wirken.

Die eine ist der Unwille, der so leicht bei — vornemlich vielbeschäftigten — Vätern zu entstehen pflegt, wenn sie durch die Kinder in ihren Geschäften gestört werden, ein Fall, der in jeder Familie täglich eintreten kann. Bald lärmen die munteren Kinder in ihren tumultuarischen Spielen um den Vater herum, daß er keinen klugen Gedanken haben kann; — bald kommt jezt eines, und dann wieder eines, um ihn über dieses oder jenes zu fragen; — bald soll er den Schiedsrichter in den kleinen Streitigkeiten machen, die unter ihnen entstanden sind; — bald dem Ansehen der Mutter, die mit den ungestümen Kleinen nicht mehr fertig werden kann, zu Hülfe kommen. Dadurch wird er dann alle Augenblicke in seinen Geschäften unterbrochen, und diß erregt Unwillen in ihm über die obigen Vorfälle, die doch alle an sich recht gut und heilsam sind, ein Unwille, der übrigens um so leichter verzeihlich ist, da wirklich manche Arbeiten nicht gut gedeihen, wenn man ihnen nicht seine anhaltende Aufmerksamkeit widmen kann. — Indessen aber wird durch eben denselben doch manches in der Erziehung verdorben, und es entspringen daraus eben die schlimmen Folgen, die oben aus

der

der Ungleichheit der Laune hergeleitet worden sind *).

Einen andern schlimmen Einfluß auf die Erziehung haben die Berufsarbeiten des Vaters dadurch, daß sie ihn zu oft nöthigen, von den Kindern abwesend zu seyn. Die Mutter kann endlich ihre Geschäfte meistens in der Gegenwart ihrer Kinder verrichten, aber den Vater rufen dieselben öfters von seinem Hause, je nachdem sein Amt oder Beruf ist, sogar aus seinem Wohnorte, hinweg, und halten ihn Tage, oft Wochen und Monathe lang von seiner Familie entfernt, oder er ist genöthiget, den gröften Theil des Tages wenigstens in seinem Arbeitszimmer zuzubringen. Da kann er dann nur selten, nur abgerissen und stükweise sich seinen Kindern widmen, kann das wichtige Geschäft der Erziehung, das doch mehr als irgend ein anderes eine systematische und methodische Behandlung fordert, nur fragmentarisch betreiben, und muß den gröften Theil der Aufsicht über seine Kinder der Mutter überlassen, wodurch er nicht selten, wenn er die Augenblicke, die ihm zu diesem Zwecke übrig bleiben, nicht weislich zu benutzen versteht, zur wahren Nulle bei der Erziehung wird.

Von der Seite der Müttern stehen dann einer guten Erziehung wieder Hindernisse von anderer Art entgegen.

Begehen

*) s. den vorherg. Bd. S. 247 — 249.

Begehen die Väter dadurch einen Fehler, daß sie mit zu viel Hartnäckigkeit auf ihren Grundsätzen beharren, so fallen dagegen die Mütter gemeiniglich in den entgegengesezten. Ohne daß wir uns hier auf eine ausführliche Untersuchung einzulassen nöthig haben, obschon in der natürlichen Anlage des Weibes diese merkliche Verschiedenheit von dem Manne in dem hernach anzuführenden Puncte liegt, oder ob sie nur Folge ihrer Erziehung und der bürgerlichen Verfassung ist, so ist es nun einmal Thatsache, die sich, wenige Ausnahmen abgerechnet, bei den meisten Weibern erprobt, daß man bei den meisten einen leidigen Mangel an überdachten und vesten Grundsätzen, und eine eben so traurige Unfähigkeit, sich durch Vernunftgründe überzeugen und von Vorurtheilen abbringen zu lassen findet. Diß hat aber auf die Erziehung einen sehr nachtheiligen Einfluß. Die meisten Mütter erziehen nach Vorurtheilen *), die sie vielleicht mit der Muttermilch schon eingesogen haben, und nach der herrschenden Gewohnheit, deren Beispiele sie vor sich sehen, und es ist auch in Rükficht auf sie ein vortreflicher Gedanke von Leibniz, daß nichts der

Tugend

*) Ich nehme hier Vorurtheile im weiteren Sinne, in welchem auch richtige Meinungen, sobald sie nur ungeprüft angenommen werden, darunter gehören.

Tugend (und was hindert uns, hier anstatt dieses Wortes gute Erziehung zu setzen?) leichteren Eingang verschaffen könnte, als wenn sie einmal herrschende Mode würde.

Enthalten nun jene vorgefaßten Meinungen zufälligerweise richtige Grundsätze, ist die herrschende Gewohnheit gerade gut, so werden die Mütter auch gut erziehen, sind aber, wie es denn wohl meistens der Fall ist, denn

raro sapit vulgus,

jene oder diese unrichtig und fehlerhaft, so werden die Mütter eben diese Fehler auch auf ihre ausübende Erziehungsmethode übertragen, und dabei so lange beharren, bis eine andere Methode Mode wird. — Vernunftgründe finden dann meistens keinen Eingang bei ihnen; wenn man ihnen durch dieselben auch noch so oft und lange das thörigte, schädliche oder zwekwidrige in ihrer Methode zu zeigen sich bemüht hat, so ist man nicht selten am Ende wieder auf eben demselben Puncte, von welchem man ausgegangen war, sogar, wenn man ihnen die nachtheiligen Folgen davon anschaulich vor Augen legt, so ist öfters ihre gewöhnliche Ausflucht diese: „das „kommt nicht daher." — Wie viele Beispiele dieser eigensinnigen Beharrlichkeit auf Vorurtheilen und Gewohnheiten findet man nicht vornehmlich in der körperlichen Erziehung! Wie schwer hält es, eine Mutter, die einmal daran ge-

wöhnt ist, vom Wickeln der Kinder, vom Wiegen, von untauglichen Speisen u. dgl. abzubringen! — Aber welch einen schlimmern Einfluß muß eben dieser Mangel an vesten Grundsätzen auf die Erziehung haben, die doch den Müttern, vornehmlich in den ersten Jahren des Kindes, auf welche so viel ankommt, beinahe allein anvertraut ist!

Ein anderer gewöhnlicher Fehler der Mütter ist ihre allzugrosse Weichherzigkeit. So zwekmäßig diese weichen Gefühle den Müttern von der Natur gegeben worden sind, um die oft so mühsam und mit so vielen Beschwerlichkeiten verbundene Pflege der hilfelosen Kleinen zu erleichtern und zu unterstützen, so leicht arten sie doch bei der Erziehung in eine schädliche allzugrosse Weichherzigkeit aus, deren Folgen auf die körperliche sowohl, als auf die geistige und sittliche Erziehung oft sehr nachtheilig einwirken.

Für die körperliche Erziehung hat diese Weichherzigkeit die schlimmen Folgen, daß nun die Mutter das Kind vor jeder, auch der leichtesten, oft nur eingebildeten, unangenehmen Empfindung sorgfältig zu verwahren sucht, ohne zu bedenken, daß manche unangenehme Empfindung in der Kindheit das Mittel ist, um nicht nur die unvermeidlichen Uebel im reiferen Alter leichter ertragen zu lernen, sondern selbst vor manchen gänzlich verwahrt zu bleiben. — Gewöh-

nung

nung an jede Art der Witterung ist z. B. gewiß eines der sichersten Mittel, um sich für sein ganzes Leben den Einfluß auch der schlimmsten Witterung unschädlich zu machen, aber wie schwer kommt es die zärtliche Mutter an, ihren Liebling der freien Luft auszusetzen, auch, wenn es stürmt, regnet, schneit, sehr kalt oder sehr heiß ist! Wie zittert sie vor der Gefahr, das Kind möchte sich erkälten, erhitzen, den Schnupfen bekommen, u. s. w. Da wird es denn eingesperrt, vor jedem rauhen Lüftchen verwahrt, in eine Menge warmer Kleider und (noch dazu gewärmte) Federbetten eingehüllt, und ihm die rauhe Witterung als etwas schreckliches vorgestellt, so daß es bald die Lust selbst verliert, sie zu versuchen. — Und was ist die Folge davon? Der so verweichlichte Körper wird nun in der Zukunft das Opfer jeder Witterung, der man eben doch nicht immer ausweichen kann, und Siechthum und früher Tod ist der Lohn der so ängstlich verwahrten und gepflegten Kindheit, statt daß allmähliche Abhärtung eine dauerhafte Leibesconstitution, eine veste Gesundheit, und ein hohes Alter gegeben hätten *). — Ich enthalte mich, die Sache durch noch mehrere Beispiele zu erläutern, weil diese leicht beinahe bis in's Unendliche vervielfältigt werden können.

*) Vergl. Allg. Revision des Schul- und Erziehungswesens II. B. S. 121 — 124.

Aber nicht blos auf die körperliche, sondern auch auf die geistige und sittliche Erziehung der Kinder hat die allzugroße Weichherzigkeit der Mütter einen schädlichen Einfluß. Davon abgesehen, daß beide miteinander in genauer Verbindung stehen, und daß in einem verweichlichten Leibe auch keine starke Seele wohnen kann, so zeigt sich überdiß der schlimme Einfluß einer allzugrossen Weichherzigkeit auch noch auf eine besondere Weise in der geistigen und sittlichen Bildung. — Solche Mütter — und ihre Anzahl ist Legion — können es nämlich nicht über sich erhalten, ihren Kindern etwas zu versagen, was sie mit lebhafter Begierde verlangen, und wenn es ihnen auch noch so schädlich wäre, und wenn sie auch gleich wissen, daß jede Begierde, je öfter man sie befriedigt, desto ungestümer und heftiger wird. „Das arme Würmchen will es doch so sehr", diß ist ihr einziger Bestimmungsgrund, und nun darf es nur vollends weinen, schreyen, und sich ungebärdig stellen, so eilt man, so sehr man kann, sein Verlangen zu erfüllen, um es nur wieder zu besänftigen. Aber was ist die Folge davon? Das Kind wird recht frühe von dem doch so nothwendigen Gefühle seiner Unmacht und Abhängigkeit entwöhnt, gewöhnt sich recht frühe an eine immer unerträglicher werdende Herrschsucht, die es in späteren Jahren zu einem ganz abscheulichen Menschen macht, und beherrscht bald die

schwache

schwache Mutter so ganz, daß es nur winken darf, um sie zu seinen Befehlen zu sehen, denn sie hat es ja selbst frühe genug gelehrt, daß es nur ungestüm fordern, nur weinen und schreien darf, um alles zu erhalten, was es wünscht. — Daneben wachsen die Begierden des Kindes durch eben diese Behandlung immer mehr, und erreichen zulezt eine solche Stärke und einen solchen Umfang, daß am Ende nichts in der Welt mehr im Stande ist, sie zu befriedigen, und das Kind wächst einem freudenleeren Leben entgegen, dem nichts mehr genügt, grämt sich bis an seinen Tod über fehlgeschlagene Wünsche und Erwartungen, die nicht befriedigt werden können, weil sie zu exorbitant sind, und lebt sich und andern zur Last *). Diß ist dann die Glükseligkeit, zu welcher die weichherzige Mutter ihren Liebling erzog!

Eben dieß ist gewöhnlich auch bei dem Eigensinne der Fall. Befiehlt die allzuweichherzige Mutter dem Kinde etwas, das ihm lästig und unangenehm ist, so darf dieses der Mutter nur entweder schmeicheln oder trotzen, je nachdem gerade die Laune ist, und es wird von der Ausrichtung des unangenehmen Befehls dispensirt, denn lieber gibt die Mutter nach, als daß sie dem Lieblinge ihres Herzens wehe thun sollte. — Oder das Kind macht Einwendungen und widerspricht, und die Mutter, statt mit kurzen Worten den

*) Vergl. Allg. Rev. II. B. S. 163 — 173.

Befehl zu wiederholen, und auf seiner schleunigen Vollziehung zu bestehen, läßt sich auf's Raisonniren ein, mit einem Kinde, das die Gründe des Befehls noch nicht zu fassen fähig ist. Hundertmal sind mir die Mütter schon wie Regenten vorgekommen, die keine Alleinherrschaft, sondern ein Parlament oder Landstände an der Seite haben, die auch vorher gefragt werden müssen, ehe ein neues Gesez gegeben wird. — So die Mütter. Sie paciſciren recht eigentlich mit den Kindern, wobei eben nicht selten diese entscheiden, und wenn auch einmal geschieht, was die Mutter wollte, so geschieht es wenigstens nun nicht mehr ex mandato, sondern ex pacto. — Und die Kinder? Die befinden sich recht wohl dabei, denn ihr Eigenwille wird dadurch treflich genährt, und es entsteht in ihnen fein frühe die selbstsüchtige Meinung, als ob sie auch eine Stimme dabei hätten, wenn etwas gethan werden soll. Eine unleidliche Herrschsucht, eine Neigung zum naseweisen Dareinschwatzen, keimt dann freilich schnell in der jungen Seele, und schlägt am Ende unaustilgbare Wurzeln.

Wir kommen nun auf ein neues Capitel.

Nicht immer sind die Hindernisse, welche einer guten Erziehung im Wege stehen, in den Eltern allein zu suchen, oft liegen sie vielmehr auch

in

in den Kindern selbst, nicht zwar in Ansehung ihrer ursprünglichen Naturbeschaffenheit, denn die Natur bildet kein Kind so, daß es nicht, wenn es nach der vernünftigsten Methode behandelt wird, gut erzogen werden könnte, sondern in Ansehung gewißer Zufälligkeiten, denen die Kinder zuweilen unterworfen sind. Hieher gehören vornehmlich die Krankheiten, welche die Kinder auszustehen haben, und die wir nach ihrem Einfluße auf die Erziehung in zweifacher Rüksicht betrachten müssen, insofern es nemlich entweder bald vorübergehende oder chronische Krankheiten sind.

Ist das Kind von Natur schwächlich, entweder weil es von einem schwächlichen Vater gezeugt oder von einer schwächlichen Mutter geboren worden ist, oder weil von seiner ersten Entstehung an schon vor oder gleich nach der Geburt nachtheilige Umstände auf dasselbe eingewirkt haben, welche die Entwickelung seiner Kräfte verhindernd *), so hat diese Schwächlichkeit auf die

*) Man hat z. B. neuerlich die Bemerkung gemacht, daß während des jetzigen Krieges viele schwächliche, auch todte Kinder von sonst gesunden Müttern geboren, und andere erst nach der Geburt schwächlich wurden, oder starben, weil die Angst und die Schrecken des Krieges einen schädlichen Einfluß auf die schwangern oder säugenden Müttern, und damit auch auf ihre Kinder hatten.

körperliche und geistige Erziehung desselben sogleich einen nachtheiligen Einfluß.

Bei der körperlichen Erziehung steht ein solches Kind mehr als ein anderes in Gefahr, daß es verzärtelt, und seine schwächliche Constitution, welche vielleicht durch eine vernünftige und naturgemäße Behandlung verbessert werden könnte, schwächlich erhalten, oder sogar vielleicht noch mehr geschwächt wird. — Denn wenn schon auch ein schwacher Körperbau durch allmählige, stuffenweise fortschreitende, Abhärtung und unter Anwendung der gehörigen Vorsicht gestärkt und verbessert werden kann, so ist diese bei einem schwächlichen Kinde doch immer mehr Bedenklichkeiten unterworfen, als bei einem von Natur gesunden und starken. Die Gefahr, das gehörige Maas und den richtigen Grad im Fortschreiten nicht immer zu treffen, und dadurch leicht zuviel zu thun, mithin dem Kinde anstatt nüzlich, vielmehr schädlich zu werden, ist dort ungleich grösser, und die Vorstellung dieser Gefahr wirkt auf das elterliche Gefühl um so stärker, je grösser bei einem schwächlichen Kinde die Gefahr, es zu verlieren, an sich ist, und je lebhafter hiedurch auch die ängstliche Sorgfalt der Eltern, es zu erhalten, aufgeregt wird. Eine jede Sorgfalt aber, so bald sie ängstlich ist, verfährt in der Wahl der Mittel zu ihrem Zwecke eben nicht mit vernünftiger Klugheit. Die Eltern eines schwächlichen

chen Kindes werden daher aus eben diesem Grunde nur selten sich entschließen, Mittel zu seiner Abhärtung anzuwenden, bei denen auch nur die entfernte Möglichkeit einer Gefahr übrig bleibt, und so wird das Kind verzärtelt und verweichlicht, und dadurch, was es von Natur schon war, zu einem Schwächling vollends erzogen.

Aber auch auf die geistige und sittliche Erziehung hat die natürliche Schwächlichkeit eines Kindes schädlichen Einfluß. Schwächliche Kinder sind gewöhnlich auch übermäßig reizbar und empfindlich. Alles afficirt sie im höchsten Grade. Natürlich also auch die Versagungen. Nehmet einem solchen Kinde etwas, oder verweigeret ihm etwas, das es nicht haben soll, es wird ein Geschrei erheben, wobei selbst dem unintereßirten Zuschauer, wie vielmehr den mitfühlenden Eltern die Haare zu Berge stehen, und man wird befürchten müßen, es in Convulsionen gerathen, oder sich zu Tode schreien zu sehen. Wirklich ist auch bei einem schwächlichen Kinde jede aufgeregte heftige Leidenschaft ungleich schädlicher und gefährlicher, als bei einem gesunden, und man kann es nicht so leicht, wie bei diesem, darauf ankommen lassen, daß es sich vertobe, aber sie durch Abwendung der Aufmerksamkeit von dem begehrten Gegenstande zu verhüten, ist um so schwerer, weil der Grund und die Veranlassung dazu schon in seiner Leibesconstitution liegt. Um

sätze hat *), wie leicht kann oder muß vielmehr auch die Körperdisposition in Krankheiten Einfluß auf die Neigungen und Leidenschaften der Kinder haben, wie leicht das ganze System ihrer Gefühl- und Begehrungskräfte umändern. Wirklich ist es auch der Erfahrung gemäß, daß öfters Krankheiten Leidenschaften in Kindern erwecken, zu denen sie von Natur auch nicht die entfernteste Anlage zu haben schienen. Wie oft macht z. B., unerachtet diß nicht einmal eine eigentliche Krankheit ist, nur die Zahnarbeit aus einem sanften Kinde ein heftiges, aus einem frohen und muntern ein mürrisches! Ich habe selbst einmal in meiner Familie ein merkwürdiges Beispiel dieser Art von Wirkungen einer Krankheit erlebt. Ich hatte ein Kind, das an einer langwierigen Krankheit starb, ein Kind, an dessen Verlust ich nie ohne tiefe Wehmuth denken kann, weil es mir die entzückendste Hoffnung gab, daß ich mir meine gröste Freude an ihm erziehen würde. Dieses Kind war unter seinen Geschwistern ohne Vergleichung, bei weitem das gutmüthigste, es konnte kein anderes Kind weinen sehen, ohne alles hervorzusuchen, um es zu trösten,

*) Vergl. Abels Erläuterungen wichtiger Gegenstände aus der philos. und christl. Moral, besonders der Ascetik, durch Beobachtungen aus der Seelenlehre, S. 191. — Allg. Repert. für empir. Psych. ꝛc. I. B. S. 105. ff.

sten, und, was hier das merkwürdigste ist, durchaus nichts geniessen, ohne seinen Geschwistern davon mitzutheilen. Und eben dieses gutmüthige Kind wurde während der Krankheit, die ihm das Leben kostete, so neidisch, daß es nicht einmal mehr die Liebkosungen leiden konnte, die ich oder seine Mutter unsern übrigen Kindern erwiesen. Es war unwillkührlicher Neid, das sah man wohl, aber diese feindselige Leidenschaft war nun doch einmal durch die Krankheit erwekt worden. — Und in welcher Familie giebt es nicht ähnliche Beispiele?

Für die Erziehung aber immer eine traurige Erscheinung! Denn eine Leidenschaft, wenn sie einmal durch irgend eine Ursache erregt, noch mehr, wenn sie durch lange Fortwirkung eben dieser Ursache unterhalten und dadurch verstärkt worden ist, wurzelt leicht so tief ein, daß sie auch dann noch fortdauert, wann die erste Ursache zu wirken aufgehört hat, oder ist wenigstens schwer, und nur mit vieler Mühe und grossem Zeitverluste wieder auszurotten.

So viel von den Hindernissen einer guten Erziehung, die in den Kindern zu suchen sind. Wir kommen auf eine neue, leider sehr ergiebige Quelle derselben; ich meyne diejenigen, welche von andern Menschen herkommen.

Und

Und hier treffen wir gleich auf eine Menschenclasse, welche schon sehr viel Unheil in der Erziehung angerichtet hat, und oft den vernünftigsten Erziehungsplan der Eltern durch ihre Thorheiten durchkreuzt. Man erräth schon, daß ich hiedurch das Gesinde bezeichnen will.

Es ist traurig, aber eine unvermeidliche Folge menschlicher Schwäche und der bürgerlichen Einrichtung, daß auch die sorgfältigsten Eltern die Lieblinge ihres Herzens, zum Theil wenigstens und zuweilen, Menschen anvertrauen müssen, die (im Durchschnitte genommen) ihre Vernunft von Jugend auf uncultivirt gelassen haben, und sie in den gemeinsten Fällen nicht anzuwenden wissen, von der Erziehung aber vollends gar nichts verstehen, mithin sehr häufig Kinder nicht nur selbst nicht zu behandeln, sondern oft auch die einfachsten Vorschriften, die man ihnen darüber giebt, nicht anzuwenden wissen, wenigstens ihre Gründe und ihre Nothwendigkeit nicht einsehen können, und sie daher auch meistens nicht befolgen, überhaupt von Vorurtheilen so eingenommen sind, daß ihnen ihre Thorheit Weisheit, und die Weisheit und Klugheit der Eltern Thorheit oder Pedanterei scheint.

Durch Leute dieser Art wird unglaublich viel an den Kindern verdorben, was oft nachher keine Erziehung wieder gut machen kann. Ich

will

will aus den vielen nur einige der gewöhnlichsten und zugleich wichtigsten dieser Verderbnisse aufzählen.

Wie häufig hört man von dem Gesinde, indem es mit Kindern umgeht, das albernste Geschwäz, womit es diese zu unterhalten oder zu besänftigen und zu stillen sucht. Es erzählt ihnen, womit seine groteske Phantasie so gerne selbst sich beschäftigt, und wovon sein abergläubischer Kopf so voll ist, Hexen- und Gespenstergeschichten, und zwar die abentheuerlichsten und schauerlichsten am liebsten. Damit pflanzt es in die jungen Seelen eine peinliche Furcht vor Phantomen der Einbildungskraft, welche sie nicht selten in ihrem ganzen Leben nicht wieder verläßt, und über welche nachher keine Vernunft die Herrschaft wieder ganz erhalten kann. — Oder es schwäzt ihnen in einer andern Absicht, um sie nämlich zu besänftigen und zum Schweigen oder zum Schlafe zu bringen, von Kobolden und Fürchtemännern vor, welche die Kinder, die nicht schweigen oder schlafen wollen, wegnehmen und in den Wald tragen. Da zittern dann die bedaurenswürdigen Kleinen am ganzen Leibe, und schweigen nun zwar, leiden aber eine Angst, die der eines Missethäters am Hochgerichte nichts nachgiebt, und ihre Seele wird zu einer peinlichen Furchtsamkeit verstimmt, die ihnen für ihr ganzes künftiges Leben jeden finstern

stern Ort zur Hölle, und jeden Schatten zum furchtbaren Riesen macht *).

Eine andere nicht minder gewöhnliche Art des albernen Geschwätzes, das die Kindsmägde und Wärterinnen mit den Kindern zu führen pflegen, ist das meistens auch mit Schlagen verbundene Schelten unschuldiger Gegenstände, wenn dem Kinde irgend ein Leid widerfahren ist. Hat es etwas von seinen Spielsachen zerbrochen, und will nun darüber anfangen zu weinen, so muß es, um das Kind zu besänftigen, der unschuldige Hund oder die Kaze gethan haben, die eben im Zimmer sind. Diese werden nun weidlich darüber ausgescholten, es wird ihnen gedroht, oder sie werden wol gar unter heftigen Vorwürfen geschlagen.

Oder das Kind stößt sich im Gehen an einen Tisch oder Stuhl, so wird es nun sogleich von der Wärterin aufgemuntert, den bösen Tisch zu schlagen, und sie selbst hilft ihm dazu, indem sie den Tisch schilt: du böser Tisch! hast das arme Kind an den Kopf gestossen! ungeachtet der unschuldige Tisch sich nicht von der Stelle bewegt hat. — Eine vortrefliche Methode, um das Kind recht frühe zu gewöhnen, die Schuld seiner Thorheiten und Vergehungen auf andere zu schieben.

*) Merkwürdige Beispiele hievon sind Hobbes, und was Hr. Rath Campe in der Allgem. Rev. III. B. S. 188—199. erzählt.

schieben, wozu das Herz ohnedieß so geneigt ist! „Ein ganz abscheulicher Unterricht!" sagt Hr. Rath Campe. Wenn man es darauf anlegte, einen Unhold von Tyrannen zu bilden, der, wenn er selbst einen dummen Streich gemacht hat, andere mit dem Leben dafür büßen läßt: fürwahr! man könnte nicht zwekmäßiger dabei verfahren, als wenn man es so machte *)." — Ja wahrlich!

Doch dieß ist nicht die einzige Art einer nachtheiligen Einwirkung des Gesindes auf die Erziehung der Kinder. Eine andere eben so schlimme, wo nicht noch schlimmere, ist, wenn es sie zu Zeugen seiner Ausschweifungen macht. Wollüstige und unkeusche Mägde und Wärterinnen, die der Befriedigung ihrer unreinen Begierden öfters nur dann nachgehen können, wenn sie, mit dem Kinde auf dem Arme, ohnediß aus dem Hause geschikt werden, um etwas zu verrichten oder herbeizuschaffen, tragen dabei häufig kein Bedenken, das Kind ihre Schändlichkeiten mit ansehen zu lassen, in der Meinung, als ob es noch nichts davon verstände. Freilich versteht es das ganze Ensemble der schändlichen Auftritte noch nicht, aber was es dabei sieht und hört, macht doch auf die junge offene Seele einen lebhaften Eindruk, der sich tief einprägt,

*) Allg. Rev. II. Th. S. 211.

prägt, und fest haftet, und daher leicht in spätern Jahren allzufrühzeitig Vorstellungen und Begierden erwekt, die noch lange in tiefem Schlummer begraben bleiben sollten.

Dazu kommt noch, daß solche Wärterinnen, wenn das Kind einmal so weit ist, daß es sprechen, mithin zu Hause wieder erzählen kann, was es gesehen und gehört hat, und sie also Entdeckung ihrer Ausschweifungen durch dasselbe zu befürchten haben, es auf irgend eine Weise zu bewegen suchen, geheim zu halten, was es gesehen hat. Da wird denn dem Kinde entweder geschmeichelt, es wird mit Lekerbissen gefüttert, man thut ihm in allem seinen Willen; oder im Gegentheile man droht ihm, und sucht es durch Furcht dahin zu bringen, wohin man es durch Schmeicheleien nicht bringen konnte oder wollte; oder es wird, falls es wirklich schon einmal etwas den Eltern gesagt hat, thätlich mißhandelt, und hiedurch in Furcht gesezt, daß es nichts mehr verräth. — Den Schaden, der aus der Schmeichelei, aus dem heimlichen Zustecken, oder aus dem Furchteinjagen entsteht, abgerechnet, so wird das Kind hauptsächlich dadurch verdorben, daß sein Charakter zur Heuchelei und Verheimlichung verbildet wird; — und wenn man oft nicht errathen kann, woher doch das scheue und furchtsame Wesen eines Kindes, oder sein Hang zu Verheimlichungen kommt,

so

so dürfte man oft nur das Gesinde belauschen, um die traurige Quelle bald zu entdecken. — Eben diß ist auch, nur mit wenig veränderten Umständen, bei untreuem und diebischem Gesinde der Fall.

Endlich begehen diese Leute sehr häufig noch einen andern Fehler, der oft die vernünftigsten Erziehungsplane der Eltern durchkreuzt, und ihren Erfolg vereitelt; Dieß ist der, wenn sie die Kinder gegen die Eltern in Schuz nehmen. Wenn das Kind von den Eltern wegen irgend eines Fehlers einen Verweis erhalten hat, oder gezüchtigt worden ist: so sind nicht selten die Bedienten und Mägde auf der Stelle bereit, es durch Liebkosungen dafür schadlos zu halten, es zu bedauren, oder wol gar den Vater oder die Mutter in seiner Gegenwart darüber zu tadeln. Da nimmt dann natürlich das gezüchtigte Kind sogleich seine Zuflucht zu ihnen, und was ist die Folge davon? Anstatt daß alle Personen, die in Einem Hause zusammen leben, eine Erziehungsfamilie mit einander ausmachen, und eine der andern in die Hände arbeiten sollten: so wird durch ein solches Betragen gerade wieder von der einen verdorben, was die andere so eben gut zu machen angefangen hatte, das Kind kommt nie zur Erkenntniß seines Fehlers und Unrechts, sondern glaubt, durch das Gesinde hierin bestärkt, man habe

ihm Unrecht gethan, und lernt hiedurch die Eltern hassen, die es züchtigten, wo es, seiner Meinung nach, keine Züchtigung verdient hatte.

Doch es giebt auch ausser dem Gesinde noch andern Pöbel, der uns eine gute Erziehung erschwert, oder gar verhindert, und wir finden denselben nicht selten unter unsern nächsten Verwandten und Bekannten. — Jeder Mensch hat seine eigene Weise und seine eigenen Grnndsätze, aber je schwächer einer ist, desto mehr bildet er sich auf die Vortreflichkeit und Untrüglichkeit der seinigen ein, und glaubt, jeder Mensch müsse auch nach seinen Grundsäzen verfahren, und seine Weise befolgen. Daher giebt es immer eine Menge zudringlicher und unberufener Vettern und Basen, welche sich, vornemlich wenn sie etwa das Präjudiz des Alters vor uns voraushaben, berufen glauben, uns in unsere Erziehungsgrundsäze drein zu schwazen, und uns zu Proselyten der ihrigen zu machen. Da dürfen wir denn nur einmal etwas auffallendes, von der gemeinen Meinung und Mode abweichendes mit unsern Kindern vornehmen, so erheben sie gleich ein großes Geschrei und schlagen die Hände über dem Kopfe zusammen. „Was?" schreien sie, „Sie lassen das Kind in der Kälte mit unbedektem Haupte gehen? Das arme Würmchen! Was? das Kind fängt noch nicht an zu

buch-

buchstabiren, und ist schon sechs Jahre alt? Es betet noch nicht, und kann doch sprechen? Ei du mein Himmel! Ich will nichts sagen, aber — u. s. w."

Wenn nun diese unberufenen Pädagogen uns dieses alles unter vier Augen sagten, so möchte es hingehen, wir könnten sie schwatzen lassen, und hinterdrein thun, was wir wollten, aber das schlimmste bei der Sache ist, daß sie gewöhnlich unsre Erziehungsmethode im Angesichte unserer Kinder abkanzeln, wodurch, wenn wir nicht diese auf der Stelle entfernen können, das elterliche Ansehen leicht einen gewaltigen Stoß leidet.

Ueberdies ist es selbst in gesitteten Familien recht eigentlich zur Mode geworden, die Kinder gerade zum Gegentheile davon anzuweisen, was ihnen die Eltern befehlen. Wenn z. B. bei Besuchen den Kindern etwas zu thun befohlen, oder etwas verboten wird, so rufen sogleich alle, die zu Besuche bei uns sind, wie aus einem Munde zusammen: „o lassen sie doch das Kind machen, was es will, dispensiren sie es doch davon, nein, nein, das sollst du nicht thun!" — Und dieß ist so allgemein, daß man es für den grösten Verstoß gegen die Gesetze der Höflichkeit halten würde, wenn man nicht sogleich gegen die den Kindern gegebenen Befehle der Eltern protestirte.

Oder sie erlauben den Kindern, was wir ihnen verbieten. Wir können unsre guten Gründe haben, warum wir gerade jezt unsern Kindern etwas verbieten, was andere Eltern den ihrigen erlauben, Gründe, die in unsrer oder unsrer Kinder individuellen Beschaffenheit und Lage liegen, und andern unbekannt sind. Wie naseweise ist es nun, was doch so gewöhnlich geschieht, wenn diese andern, von unsern Gründen nicht unterrichtet, gegen unsern ausdrüklichen Willen unsern Kindern eben das erlauben, was wir ihnen so eben verboten! — Und doch wie gewöhnlich ist eben diese Naseweisheit! Sind sie bei uns, so sind sie sogleich mit dem voreiligen Urtheile da: warum wollen sie doch dem guten Kleinen dies nicht erlauben? Nein, setze dich immerhin hieher, gehe immerhin da oder dorthin, und nun eine Liebkosung dazu, und das Kind thut gegen unser ausdrükliches Verbot, was es wollte, aber wir — ärgern uns und schweigen, weil wir — ich weiß nicht soll ich sagen: schwach oder höflich genug sind, den Fremden nicht öffentlich zu widersprechen. — Sind aber unsre Kinder in jener ihren Häusern, so erlauben sie ihnen abermals entweder aus Mißbilligung unsrer Grundsätze, oder aus mißverstandener Höflichkeit alles, was sie nur verlangen.

Oder

Oder sie stecken unsern Kindern zu, was wir ihnen verweigern. Abermal eine bei Besuchen ganz gewöhnliche Verfahrensart. Das Kind sieht das Backwerk ꝛc., das wir unsern Gästen vorgesezt haben, und gelüstet sogleich darnach, weil der Trieb der Sinnlichkeit bei ihm noch unter allen der stärkste ist. Wir geben ihm auch davon, um seine Lust zu befriedigen, so viel wir ihm ohne Schaden geben zu können glauben; aber das Kind hat daran noch nicht genug, sondern begehrt noch mehr, und wir finden es nothwendig, ihm seine Bitte jezt zu verweigern. Natürlich geht dies nicht ohne unangenehme Empfindungen für das Kind ab. Sogleich sind nun die allzudienstfertigen Gäste bereit, uns darüber zu tadeln. „Warum wollen Sie dem guten Kinde nichts mehr geben? Es wird ihm ja nicht schaden. Komm her, zu mir, siehe da hast du noch ein Stük." — Und nun erhält das Kind, wol gar noch mit schmeichelndem Bedauren und einem Kusse dazu, aus der Hand des Fremden, was ihm der Vater oder die Mutter verweigert hatte.

Es ist wahr, diese zur Mode gewordene thörichte Verfahrensart kommt zum Theile von den Eltern selbst her, denn manche Eltern befehlen, verbieten, verweigern den Kindern in Gegenwart der Fremden vieles nur zum Scheine, nur aus

Höflichkeit gegen diese, und man würde solchen Eltern oft einen schlechten Dienst erweisen, wenn man es sogleich für Ernst nähme, und nicht dagegen protestirte. Allein es bleibt nichts desto weniger anmaßend genug von Fremden, wenn sie sogleich und überall sich einbilden, alles, was wir unsern Kindern in ihrer Gegenwart befehlen, verbieten, oder versagen, geschehe blos um ihretwillen, und sich deswegen herausnehmen, jede unsrer Anordnungen zu reformiren, — und die ganze Mode ist mir so ärgerlich, daß ich mich nie überwinden kann, auch zu ihrer Fahne zu schwören, sondern lieber in diesem Punkte bei unvernünftigen Eltern gegen die Gesetze der Höflichkeit verstoßen, als vernünftige durch Dareinreden ärgern und beleidigen will.

Denn eine Beleidigung bleibt es immer um des Schadens willen, der dadurch angerichtet wird. Nicht nur wird hiedurch eine für das Ganze der Erziehung immer höchst schädliche Ungleichheit in derselben veranlaßt, welche die doch so nothwendige Harmonie ihrer einzelnen Theile untereinander stört, nicht nur geschieht auf diese Art manches, was vernünftige Eltern zum Besten ihrer Kinder so gerne verhüten möchten, — sondern es hat auch insbesondere die für die Erziehung sehr nachtheilige Folge, daß die Kinder dadurch an den Eltern irre gemacht werden.

den. Indem die gütigen Fremden ihnen erlauben oder geben, was ihnen die Eltern verboten oder versagt hatten, so werden sie dadurch geneigt, diese für liebevoller und für ihr Bestes besorgter zu halten, als ihre Eltern, und glauben am Ende, indem sie von diesen Verboten und Versagungen den — wenn schon übereilten, doch dem Verstande eines Kindes verzeihlichen — Schluß auch auf die übrigen machen, alles, was ihnen ihre Eltern befehlen, verbieten, oder versagen, fließe nicht aus überdachten Grundsätzen, oder aus der Sorge für ihr wahres Wohl her, sondern aus Eigensinn und Tyrannei. Was aber dieß, wenn die Kinder einmal erst diesen Gedanken gefaßt haben, auf die Erziehung für einen Einfluß haben müsse, liegt am Tage, und bedarf keiner weitern Erörterung.

Endlich sind es auch noch gewisse äussere Umstände, die in der Natur selbst, oder in der bürgerlichen Verfassung liegen, die wir aber eben darum nicht in unsrer Gewalt haben, und denen wir uns daher oft genug selbst wider unsern Willen unterwerfen müssen, was einer guten Erziehung nicht selten mächtige Hindernisse in den Weg legt.

Einer dieser Umstände sind z. B. gewisse Gefahren, um derenwillen man die Kinder oft zu

viel, und mehr, als nach einer vernünftigen Erziehungsmethode geschehen sollte, beschränken muß. — Es ist eine der ersten und vornehmsten Regeln einer guten Erziehung, das freie Spiel der Selbstthätigkeit bei Kindern ja nicht zu stören, sondern vielmehr nach Möglichkeit und auf jedem der Natur gemässen Wege zu befördern. Dahin gehört denn auch die Veranstaltung aller Arten von Leibesübungen, Baden, Schwimmen, Laufen, Springen, Schlittschuhlaufen, Reiten u. d. gl. — Aber alle diese Uebungen, wie viel Gefahren sind sie nicht unterworfen! Wie manches Kind ist schon beim Baden ertrunken, hat sich durch Springen die Auszehrung zugezogen, auf dem Eise ein Bein gebrochen u. d. gl., und wie viele Vorsicht erfordern wenigstens diese Uebungen, vornemlich im Anfange, wenn das Kind nicht dabei verunglücken soll! — Ist nun aber der Vater oder Erzieher nicht in der Lage, bei solchen Uebungen immer selbst gegenwärtig seyn, und sein Kind dazu anleiten zu können, entweder weil er selbst in seiner Jugend keine Anleitung dazu bekommen hatte, oder weil seine Berufsgeschäfte es ihm nicht erlauben, sich so ganz und überall seinem Kinde zu widmen, wird er sich wol so leicht entschließen, seinem Kinde diese Uebungen zu gestatten, die es so manchen Gefahren aussetzen? Wird ihn nicht vielmehr die Vorstellung dieser Gefahren bewegen,

seine

seine Kinder davon abzuhalten, aber eben damit ihnen eine der nüzlichsten Gelegenheiten zu ihrer körperlichen, und mittelbar auch zu ihrer geistigen Bildung zu entziehen?

Ein anderer für die Erziehung oft sehr verderblicher Umstand ist der Umgang unsrer Kinder mit andern Kindern ausser unsrer Gegenwart. Es ist unmöglich, Kinder blos unter Erwachsenen aufwachsen zu lassen, und wenn es auch möglich wäre, so wäre es die gröste Thorheit, es zu thun, denn nur unter ihres Gleichen kann der Charakter der Kinder so, wie er soll, sich bilden, unter lauter Erwachsenen würde er verschroben werden, und das Unbefangene und Kindliche verlieren, das ihm so gut läßt, und eine nothwendige Eigenschaft des kindischen Alters ist.

Aber es giebt der Kinder vielerlei, und nicht unter allen nimmt die Charakterbildung der unsern, wenn sie mit ihnen umgehen, diejenige Richtung, die ihr am vortheilhaftesten ist. In vielen, wo nicht gar den meisten, Häusern herrscht noch eine schiefe und zwekwidrige Erziehung, in vielen findet man Kinder, vor deren Sitten wir die unsern zu verwahren wünschen müßen. Aber es ist nicht immer möglich, sie auch vom Umgange mit diesen ganz entfernt zu halten, wenn wir ihn schon so selten, als es seyn

kann,

kann, zu machen suchen. Sind nun solche mehr oder minder verdorbene Kinder bei den unsern in unsrer Gegenwart, so geht es noch immer an, so kann vieles verhütet werden, aber oft müßen wir, um nicht offenbar zu beleidigen, unsre Kinder auch in die Häuser der andern kommen lassen, wo sie unsrer Aufsicht entbehren, und von wo sie nicht selten Gewohnheiten und Sitten mit nach Hause bringen, die wir nur mit Mühe, und je öfter sie dieselben sehen und nachahmen, desto weniger wieder auszurotten vermögen.

Ein besonders schlimmer Umstand hiebei ist, daß wir oft die Kinder, wodurch die unsern verdorben werden können, gerade nicht von der Seite kennen, von welcher sie ihnen am gefährlichsten werden können. Wir freuen uns oft, daß wir Kinder, die das (wenn man es recht bedächte, bei Kindern beinahe immer verdächtige, aber gemeinhin für ein günstiges angenommene) Vorurtheil eines manierlichen, gesezten und stillen Betragens für sich haben, zu Gesellschaftern für die unsern gefunden haben; aber zu spät erfahren wir dann oft hinterdrein, daß hinter jener stillen Artigkeit Tücke oder geheime Laster verborgen waren, wovon wir nichts ahndeten, wovon aber unsre Kinder unvermerkt auch angestekt wurden. Man hat ja Beispiele von

Knaben,

Knaben, welche vom Umgange mit andern von den Eltern selbst, um ihrer Artigkeit willen, ihnen empfohlenen, keine andere Früchte hatten, als einen schändlichen Unterricht in der Selbstbefleckung.

In diesen bisher angegebenen Rükſichten sind insbesondere auch die öffentliche Schulen nicht selten ein großes Hinderniß einer guten Erziehung. Hier gerade kommen Kinder von jedem Schlage zusammen, und mitunter also auch in hohem Grade verdorbene. Hier ist die Gefahr der Verführung am größten, und die Schule der Weißheit wird nicht selten zugleich eine Schule des Lasters. Schon das unnatürliche lange Stillesitzen in denselben ist ein Beförderungsmittel mancher Laster, und daneben leitet die Langeweile so leicht zu einem wechselseitigen Unterrichte der Kinder untereinander, der ihnen oft ungleich interessanter ist, als der des Lehrers, wobei aber manche Unschuld frühe zu Grabe geht.

Denn es ist überhaupt ein wesentlicher Fehler der meisten öffentlichen Schulen, daß in ihnen auf die Bildung des Verstandes, oder vielmehr auf das Einsammeln einer Menge von Kenntnissen, alle, auf die Bildung des Herzens und der Sitten aber beinahe gar keine Zeit und Mühe verwandt wird. — Die meisten Lehrer glauben

glauben ihre Pflicht ganz erfüllt zu haben, wenn sie das erste thun, und meynen, es liege ausser ihrem Berufe, auch an der sittlichen Bildung ihrer Schüler zu arbeiten. Daher dann die gerechte Klage, die ich schon von so vielen Eltern gehört habe, ihre Kinder seien nie so ungezogen und ungeschliffen gewesen, als seitdem sie in die Schule gehen. Und Glüks genug, wenn nur in den äussern Sitten dieser schlimme Einfluß zu bemerken ist.

Endlich mag eine der ergiebigsten Quellen, wie so mancher Thorheit und manches Schadens überhaupt, so insbesondere auch der Hindernisse einer guten Erziehung den Schluß machen. Ich meyne die Mode und Vorurtheile. — Was bei der Erziehung auch nicht der eigenen Bequemlichkeit, nicht einer relativen Nothwendigkeit, nicht den weichen Gefühlen der Eltern u. s. w. aufgeopfert wurde, das muß am Ende noch der Mode und den gangbaren Vorurtheilen weichen. Es ist hier abermals, um des Raumes zu schonen, nicht möglich, die Sache anders als durch einige Beispiele aus den vielen zu erläutern. — Als es noch Mode war, die Kinder entweder mit dicht verhülltem Kopfe, in Hauben und Mützen, oder in künstlich gekräuselten Locken einhergehen zu lassen, welche Eltern hätten es da, wenn sie nicht samt ihren Kindern für ungezogen gehalten werden wollten, wagen dürfen,

die

die leztern mit unbedektem Haupte und schlicht herabhängenden Haaren öffentlich erscheinen zu lassen, was jezt jeder, seitdem es Mode geworden ist, ohne jene Gefahr thut und thun kann? — Oder: Man ist so ziemlich darüber einverstanden, daß Beinkleider für Kinder vor dem zwölften Jahre eine schädliche Bekleidung sind, weil sie zu viel Wärme geben, und dadurch den Geschlechtstrieb zu frühe wecken, und Hr. Hofrath Faust zu Bükeburg hat deßwegen bekanntlich eine eigene zwekmäßige Kleidung für dieses Alter vorgeschlagen; — aber welche Eltern werden nun wohl ihre acht- bis zehnjährige Knaben ohne Beinkleider herumgehen lassen, und sich und sie dadurch, so lange diß noch nicht Mode ist, dem Gespötte des Pöbels und ihrer Gespielen aussetzen?

Ferner: Es ist gewiß, daß manche Kenntnisse, vornehmlich die von abstracter und blos discursiver Art, besser, und mit mehr Vortheil für die zwekmäßige Ausbildung der Geistes- und Körperkräfte, in einem reiferen Alter, als in den ersten Jahren der Kindheit gesammelt werden, aber es ist nun einmal ein gangbares, und ja wohl oft auch höherer und höchster Orten authorisirtes Vorurtheil, daß Kinder, vornehmlich je nachdem sie zu einem Stande oder Berufe bestimmt sind, schon in einem gewißen frühen Alter gewiße Kenntnisse besitzen müßen, ein trau-

riges

riges Müßen, das die Eltern selbst gegen ihre eigene Ueberzeugung, selbst bei der Einsicht in den Schaden, der dadurch gestiftet wird, nöthigt, sich mit ihren Kindern dem Vorurtheile zu fügen, wenn sie diesen anderst ihre politische Existenz für die Zukunft sichern wollen.

Ich breche hier ab, denn exempla sunt odiosa. Aber ist es nicht traurig, daß Mode und Vorurtheile eine solche Macht auch über vernünftige Menschen haben? Denn wie viele Eltern und Erzieher wird es wohl geben, die stark, und um dieses seyn zu können, auch unabhängig genug sind, um sich über das qu'en dira-t-on in ihrer Erziehungsmethode immer hinweg zu setzen?

Vous savés, sagt, ich weiß wirklich nicht gewiß, ob Voltaire oder Rousseau? comment les hommes sont faits, ils écrivent (und warum dürften wir dafür nicht auch setzen: ils agissent, ils elevent?) presque touts contre leur propre sentiment, de peur de choquer le prejugé reçu.

M.

(Der Schluß folgt künftig.)

II. Noch

II.

Noch ein Tagbuch über ein kleines Kind; zweites Jahr.

Von einem andern Beobachter.

Ihrem Aufruf zufolge sende ich Ihnen den Anfang meines Tagbuchs über eines meiner Kinder in seinem zweiten Jahre. Das erste Jahr ist, wie Sie wissen, im Braunschweigischen Journal St. II. 1789. und St. III. 1790. abgedrukt. Wenn dergleichen Bemühungen auch keinen andern Nutzen hätten, als daß sie die Behauptungen der alten und neuen Philosophen über die Aeusserungen, und Entwiklungen der Fähigkeiten und Triebe der Kinder entweder bestätigten oder berichtigten, so wäre es schon der Mühe werth, sie bekannter zu machen. Denn man muß sich in der That wundern, wie einseitig und unbestimmt die Stoiker und Epicureer bei Aufzählung der primorum naturæ, oder ursprünglichen Naturdinge (wie sich Garve ausdrükt) ja selbst Kant in seiner Anthropologie von dieser Sache reden.

Ich setze nun mein im Braunschweigischen

Journal angefangenes Tagbuch fort, und wende mich zum

zweiten Jahre,

in welches meine Kleine am 31. Jan. 1787. eingetreten ist.

Den 2. Febr. 1787.

Wenn sie seit mehreren Tagen auf dem Thurme blasen hört, macht sie „heh, heh!" mit Aufhebung des Zeigefingerchens, und continuirt solches, so lang man bläst.

*

Als ich sie diesen Mittag auf dem Arme hatte, und mit ihr zu ihrer Schwester A B C Täfelchen hinkam, sagte sie: A B — Sie erinnert sich also, was ihre Schwester thut, die sie öfters lernen sieht.

Den 4. Febr.

Seit einigen Tagen will sie bei niemand, als bei ihr Mutter seyn. So gar zu mir geht sie nicht gern. Doch gelang es mir diesen Nachmittag, sie durch Erweckung einer stärkern Idee, indem ich mit ihr zu meinen Büchern gieng, eine Stunde lang bei mir zu behalten, ohne daß sie zu ihrer Mutter wollte. Ich zeigte ihr aber allerlei, wodurch sie so sehr fixirt wurde, daß sie alles andere vergaß.

Den

Den 7. Febr.

Was sie hat, das zeigt sie mir mit den Worten: „Papa dsieh" und freut sich, wenn ich auch mein Wohlgefallen daran bezeuge.

Mit Spielen beschäftigt sie sich in ihrem Schemel sitzend Stundenlang, und heftet ihre ganze Aufmerksamkeit darauf.

Das Wasser nennt sie: „Wa, Wa" das sie häufig trinkt, und mit diesen Worten fordert.

Den 9. Febr.

Von ihrer Mutter will sie zu niemand. Wenn aber die Magd sagt: Adieu, dann rekt sie beide Aermchen aus, und will mit ihr fort. Die Veränderung des Orts verdrängt also die Anhänglichkeit an ihre Mutter, und nirgends ist sie vergnügter, als auf der Gasse, wenn es sie auch noch sehr friert, weil sie da so viele neue Dinge sieht.

*

Wenn ich mit ihr zanke, gibt sie gleich darauf.

*

So bald man anfangt zu beten, legt sie gleich ihre Händchen auch zusammen. Bisher that sie es nicht: jezt aber ohne Geheiß. So viel thut die Nachahmung!

Den 12. Febr.

Noch immer will sie allein bei ihrer Mutter

seyn. Und so bald sie von ihr weggeht, schreit sie gewaltig. Heute machte sie es so arg, daß ich endlich bös wurde, und mit ihr zankte. Weil aber diß nichts half, so gab ich ihr einen Streich auf den Hintern, worauf sie still wurde.

*

Diesen Abend merke ich, daß sie mit mir truzt, indem sie mir auf mein Verlangen keinen Patsch gibt, mich nicht lieb hat ꝛc. Welche merkliche Aeußerung des Unwillens! Manet alta mente repostum!

Den 14. Febr.

Heute stellte sie ihre Mutter neben sich an einen Stuhl hin, weil sie ihrer kranken Schwester etwas zu geben hatte. Allein, ehe sie sichs versah, lief sie von ihr weg, ohne sich, wie bisher, zu fürchten. Sie scheint also ihre Kräfte jezt besser zu fühlen.

*

Seitdem will sie auch nicht mehr in den Läufer oder Rollwagen. Diese Einschränkung macht ihr vermuthlich das Gefühl ihrer Kräfte verhast.

*

Ihrer Mutter, bei der sie immer seyn will, schmeichelt sie ausserordentlich. Oefters nimmt sie ihre Hand, oder einen Lappen von ihrem Kittel, und hat ihn lieb.

Da

*

Da sie ihre Schwester krank im Bett liegen sah, wollte sie mit Gewalt zu ihr hin. Und da man ihren Willen erfüllte, lachte und krägelte sie mit ihr, um sie gleichsam zu trösten. Deutliches Mitleiden und Wohlwollen, wodurch die Meinung Rousseau's berichtigt, und die Behauptung Villaume's (S. Revisionswerk 2 Thl. S. 564.) bestätigt wird.

*

Ihr Trutzen ist nun vorbei, und hielt nur obigen Tag (12. Febr.) an. Villaume hat daher Recht, wenn er a. a. Ort S. 568. schreibt: daß daurender Widerwille der Kindern nicht natürlich seie. Doch will sie weder zu mir, noch zu jemand anders, ausser der Magd, wenn sie Adieu sagt, d. i. fortgehen will. Dann strekt sie beede Hände nach ihr aus, und vergißt die Mutter ganz.

Den 17. Febr.

Nun schreit sie nicht mehr so sehr nach ihrer Mutter, weil sie 1) wieder munterer ist, (denn seit einigen Tagen schien sie irgendwo Schmerzen zu haben, wobei es ihr dann am wohlsten bei ihrer Mutter war:) 2) weil ich mir alle Mühe gebe, sie durch Spielen ꝛc. an mich zu ziehen: 3) weil sich ihre Mutter etwas mehr von ihr abzuziehen sucht. Durch diese Behandlung scheint

ihre Anhänglichkeit an die Mutter ziemlich geschwächt zu werden.

Den 19. Febr.

Sie läuft zwar jezt allein: aber — wie ein berauschter Mann, der kein Gleichgewicht zu halten weiß. Doch ist sie noch nicht gefallen, sondern hält sich, wenn sie gaukelt, an ihrem Röckgen, und faßt neuen Muth. Wenn daher der edle Garve (in seinen Anmerk. zum Cicero II. 32.) sagt: das Kind wird beherzter, wenn seine Wärterin in der Nähe ist, so kann ich zur Bestätigung dieses Satzes hinzufügen: wenn es sich nur an — seinem Röckchen hält.

*

Wenn ihre Schwestern ins Bett liegen, so sieht und hört sie, daß sie beten. Und auch mit ihr, oder besser für sie, betet ihre Mutter, wenn sie sie ins Bett legt. Heute hingegen vergaß sie es, worauf das Kind seine Händchen zusammenlegte, und „ah, ah, lirl, lirl" sagte, womit sie sie ohne Zweifel daran erinnern wollte. Was die Gewohnheit und Nachahmung nicht thut?

Den 23. Febr.

Wenn ich Clavier spiele, und ihre Mutter dazu singt, so singt sie allemal mit, und ist ausserordentlich vergnügt. Besonders gefällt ihr Schuharts Wiegenlied wohl.

Jezt

*

Jezt sagt sie deutlich: „Nana" zu ihrer ältern Schwester Christiana, und „Li" (statt Lise) zu der Magd. Das s allein bringt sie noch nicht heraus, vermuthlich weil sie noch nicht Zähne genug dazu hat.

*

Wenn man sie fragt, wie sie heisse, so antwortet sie: „Likele" (statt Nikele) wobei aber ihre Zunge noch viel Mühe hat, ungeachtet sie sonst leicht redet.

*

Immer will sie beschäftigt seyn. Und — wenn ich ihr etwas zeige, mit ihr spiele, so hat sie mich dafür einmal über das andere lieb. Ist das nicht Dankbarkeit, daß ich mich mit ihr unterhalte?

Den 25. Febr.

Wenn sie zu Friedrichs und Josephs II. Porträten hinkommt, so zeigt sie darauf mit den Worten: „hä da" (d. i. ein Herr ist da!)

*

Wenn sie ein sauber gebundenes Buch bei mir sieht, fährt sie geschwind darauf hin, und sagt: „ah, ah!" (das Zeichen der Verwunderung!) dann aber macht sie: „ahe, ahe" und hat es lieb.

Den 27. Febr.

Da ich heute Clavier spielte, drang sie mit

Gewalt dazu hin, drükte meine Hände weg, und schlug mit aller Macht darauf los. Weil sie aber diß bei ihrer Mutter nicht recht thun konnte, so wollte sie zu mir, so gern sie sonst bei jener ist. Eine Bestätigung meines obigen Sazes, daß die stärkere Idee die schwächere verdringe, und daß man jene erwecken müsse, wenn man eine andere verdringen will.

*

Da ihre Mutter ihr nicht that, was sie wollte, hob sie die Hände auf, und sagte: „du, du!" So — ich bin: „du, du" antwortete die Mutter etwas ernsthaft, und geschwind hatte sie sie wieder lieb.

Den 3. Merz.

Womit sie spielt, das besieht sie auf allen Seiten. Ich zeige ihrs auch, um ihr, so viel möglich, jezt schon deutliche Begriffe davon beizubringen, und ihren Verstand zu wecken. Denn mit Recht sagt D. Miller in der Vorrede zu seinen moralischen Schilderungen: Kinder, mit denen ihre Mütter oder Ammen, schon da sie noch an der Brust lagen, viel gesprochen, und gespielt haben, wachen insgemein bald auf. Wie viel mehr ist diß nöthig im zweiten Jahre!

*

Heute Vormittag wollte sie nicht ins Bett: (ich

(ich kanns ihr nicht übel nehmen, denn es schläferte sie nicht:) man legte sie aber nach Gewohnheit doch hinein, worauf sie anfieng heftig zu schreien. Ich kam dazu, und zankte mit ihr, ließ auch aufhören zu wiegen. Dann schwieg sie, so lange ich bei ihrem Bette stund. Kaum aber war ich davon weg, so schrie sie ärger, als zuvor. Ich zankte abermals mit ihr, und sie ward wieder stille. Als ich wieder weggieng, fieng sie wieder an zu schreien, und machte so anderthalb Stunden fort, bis sie nimmer konnte, und endlich dennoch einschlief, ohne daß sie uns abgezwungen hatte. Hieraus erhellet, wie weit es die Leidenschaften treiben, wo die Vernunft nicht herrscht. Die bloße Leidenschaft fährt fort, bis sie nimmer kann.

*

Wenn sie mich etwas essen oder trinken sieht, das sie auch gern hätte, so deutet sie zuerst darauf hin, dann reicht sie mir ihre Hand, nimmt die meine, und hat sie lieb, bietet mir auch ihren Backen hin. Welche feine Forderung von einem Kinde!

*

Diesen Nachmittag wollte sie in ihrem Männele Milch; man gab ihr aber Wasser, weil man gerade keine Milch hätte. Kaum fieng sie an, es zu kosten, so rief sie hastig aus: „du, du"

d. i. ich wills nicht; weg damit: und trank auch keinen Tropfen mehr.

Den 4. Merz.

Als sie heute ihrer Mutter aus Begierde eine Tasse aus der Hand schlug, zankte dieselbe ernstlich mit ihr. Sie schien nun zwar ihr Unrecht zu fühlen, machte aber dennoch ein finsteres Gesicht gegen ihre Mutter, und truzte mit ihr. Allein — kaum hatte dieselbe eine andre Tasse in die Hand genommen, woraus sie Milch zu bekommen hofte, so schmeichelte sie ihr wieder, und hatte sie lieb.

*

Wenn ich in meinem Kämmerchen sitze, und sie mich nicht in der Stube sieht, so kommt sie zur Thüre hin, gukt hinein, und ruft: „Papa!" Nehme ich sie dann, so hat sie die größte Freude an meinen Büchern, und deutet mit ihrem: „dsieh!" bald auf dieses, bald auf jenes hin.

*

Ihre Milch, die sie des Morgens bekommt, fordert sie durch "Bu, Bu" das Wasser aber, wie oben erinnert wurde, durch: „Wa, Wa!" Sie weiß also beide wohl von einander zu unterscheiden. Und wenn man ihr eins oder das andere nicht gleich gibt, so winkt sie mit Einbiegung der Fingerchen, und sagt: „gomm, gomm" d. i. komm, gib mirs! das k spricht sie der Zeit noch nicht recht aus.

Den

Den 5. Merz.

Heute sahe man einen neuen Stokzahn, (den neunten im ganzen) ohne bisher eine besondere Unlittigkeit an ihr zu merken. Aber den Durchlauf hatte sie schon mehrere Tage.

*

Heute stund ihre Mutter mit ihr vor zwei Silhouetten, zeigte ihr sie, und sagte: „Herr da!" worauf sie nichts antwortete, sondern nur dieselben aufmerksam ansah. Endlich drehte sich die Mutter um, und die Kleine sah Friedrichs des II. Porträt (in einem illuminirten Kupferstich.) Schnell rief sie aus: „Hå (rr) da!" um gleichsam die Mutter zu corrigiren, und wollte zu ihm hin. Sie besahe es, und sagte: „Hå (rr) da, Adieu!" (Der König hat einen Hut auf, und Stock in der Hand, wie einer, der fortgehen will. Weil sie nun mich, wenn ich ausgehen will, die Kleider anziehen, den Hut aufsetzen, und den Stock nehmen sieht, und dann „Adieu" sagt, so wollte sie wahrscheinlich mit obigen Worten sagen: „der Herr da will fortgehen.")

Den 6. Merz.

Jezt plaudert sie immer: es soll alles zumal heraus: aber man versteht sie nicht alles, sondern muß nur rathen, was sie will, worüber sie öfters sehr ungehalten wird.

Von

*

Von ihrer Mutter will sie jezt oft zu mir, da sie es vorher sehr ungerne that. Es ist mir also gelungen, ihren Eigensinn oder Laune zu verbessern. Wo es ihr am behaglichsten ist, wo sie das meiste Vergnügen geniest, da ist sie gern. Gerade wie die Erwachsenen.

*

Sie versteht das gewöhnliche, so man mit ihr redet. Wenn ich z. E. zu ihr sage: Küß mich: Komm her; Bring mir jenes ꝛc. so thut sie es.

Den 12. Merz.

Da ich heute zu ihr hinkam, indem die Magd sie wusch, sagte sie zu dieser: „Papa da!“ d. i. der Papa ist da: um ihr gleichsam zu sagen: wer ich seie.

*

„Nana Guche“ (lezteres geht aber noch schwer) sagt sie, wenn sie ihre ältere Schwester in der Küche hört.

*

Sobald sie des Morgens aufsteht, strekt sie mir die Hand hin, um mir einen guten Morgen zu geben.

Den 16. Merz.

Heute sahe man den zehnten Zahn bei ihr, links oben, einen Cameraden des vorigen.

Mit

Mit dem Laufen gehts nun wieder etwas gemächer, als vor einigen Wochen.

*

Da sie eins ihrer Spielzeuge wollte, bog sie ihre Finger ein, und sagte: „gommen, gommen!" d. i. komm, komm, oder, gebt mir's her.

Den 18. Merz.

Weil sie den Kopf immer umdrehte, da ihr die Magd heute zu essen gab, sagte diese: „her da!" allein sie drehte sich um, deutete auf Friedrichs II. Porträt hin, und sagte: „Hå (rr) da!" als ob sie die Magd corrigiren wollte, daß sie es nicht recht gewußt habe.

Den 20. Merz.

Wenn sie aufwacht, ruft sie: Mama, Papa!

Wann sie die Musikprobe hört, hebt sie den Zeigefinger auf, und sagt: „he!" ruht auch nicht eher, bis man sie dahin trägt, wo sie alsdann ausserordentlich vergnügt ist, und wenn sie wieder zurükkommt, nicht genug erzehlen kann, das man aber nicht versteht.

Den 23. Merz.

Seit 8 Tagen läuft sie nimmer allein. Das Zahnen schwächt vermuthlich ihre Kräfte. Zudem hat sie seit einigen Tagen ein starkes Leibweh.

Beschäf-

*

Beschäftigung ist ihre beste Unterhaltung. Und dabei vergißt sie ohne Zweifel auch manchen Schmerzen. Ich gebe mir also Mühe, ihr, so viel möglich, Beschäftigung zu verschaffen. Während dieser plaudert sie immer, und nennt alles, was sie vor sich hat, mit Namen, z. E. „Voala," (Vögelen) „Buala" (Büchlen.) Diß alles thut sie von selbst, und aus innerem Drang, und von mir und den Meinigen geschieht nichts dabei, als daß wir alle Worte recht aussprechen, welches sie denn nach und nach auch lernt.

Ich bin hiebei nicht der Meinung des Rousseau, welcher schreibt: „Ein Mißbrauch von einer noch grösseren Wichtigkeit ist es, daß man gar zu sehr eilt, die Kinder reden zu lassen; (Kann man diß wohl hindern? und wie?) gleichsam, als wenn man besorgte, sie möchten für sich selbst nie reden lernen. (Kinder lernen es durch Nachahmung, und aus innerem Drang, sich mitzutheilen, diß, jenes, zu fordern ꝛc. Und mir wenigstens ist kein Exempel bekannt, daß man die Kinder das Reden lehrt, wie einen Papagey.) Dieser unbesonnene Eifer bringt eine Wirkung hervor, welche derjenigen, die man erwartet, gerade entgegen gesezt ist. (Diß scheint mir von

einigen

einigen besondern Fällen ohne hinlänglichen Grund aufs Allgemeine angewendet zu werden.) Die ungemeine Aufmerksamkeit, welche man auf alles dasjenige wendet, was sie sagen, befreiet sie von der Nothwendigkeit, deutlich auszusprechen; und, weil sie es kaum werth achten, den Mund aufzuthun, (diß ist wider meine Erfahrung): so behalten viele unter ihnen ihr ganzes Lebenlang einen Fehler der Aussprache, und ein verwirrtes Gerede, welches sie fast unverständlich macht." (Diß ist entweder Fehler der Eltern und Lehrer, oder der Sprachorgane, oder, wie bei manchen Vornehmen gar Affectation.) Ich führe diese Stelle aus dem Revisionswerk, Thl. 2. S. 249. an, wo noch mehr über diese Materie vorkommt, das ich ebenfalls nicht durchaus unterschreiben kann.

*

Vergangene Nacht schlief sie von 11 — 2 Uhr nicht, und war dabei unruhig. Ohne Zweifel haben ihr Zahnschmerzen den Schlaf geraubt. Denn daß es kein Eigensinn war, sahe ich aus ihrem Verhalten ganz deutlich.

Den 24. Merz.

Heute war sie munterer, als ich gestern vermuthete, und sagte, da sie angezogen war: „Ga!" Ich stellte mich, als ob ich sie nicht verstünde, und fragte sie: was willst du? Hierauf antwor-

antwortetete sie mir: „Ade!" d. i. Adieu, auf die Gasse.

*

Wenn man ihr etwas gibt, so sagt sie: „sam!" d. i. ich danke gehorsam. Wenn jemand kommt oder geht, sagt sie eben so, d. i. ich empfehle mich gehorsam. Ist ersteres Nachahmung, weil sie es von ihren Schwestern sieht? oder ists, wie Gesner in seiner Isagoge ed. Niclas, T. II. 482. behauptet, Naturtrieb, den man selbst bei unvernünftigen Thieren wahrnimmt?

S. Gellius, V, 13. Gesneri Chrest. Plin. XXXII. Cicero pro Planco, 33.

Den 26. Merz.

Da ihre Mutter heute mit ihr zankte, weil sie nicht schlafen wollte, sagte sie ganz unwillig: „du, du!" Wer ist „du, du," fragte die Mutter hastig. „Nana" (ihre Schwester) antwortete die Boshafte lächlend. Aber sicher hat sie ihre Mutter gemeint. Es ist also ganz richtig, was Villaume (im Revisions-Werk Thl. 2, 456.) schreibt: schon vor dem dritten Jahre (mein Kind im fünften Vierteljahre) sind Kinder einiger Verstellung fähig. Ob man sie aber lieber Bösheit als Bosheit nennen solle, ob sie nicht tadelnswürdig seie? lasse ich jezt dahin gestellt seyn. Uebrigens antwortete ihr ihre

Mutter:

Mutter: „du Schelm, Nana hat dir ja nichts gethan!" und sie schien ihr Unrecht ordentlich zu fühlen.

Den 1. April.

„Gokke" nennt sie ihre Halbstiefelchen. Ein von ihr selbst gemachtes Wort! Aus welcher Veranlassung, und aus welchem Grunde, weiß ich nicht.

*

Zur Magd, die über 8 Tag krank war, will sie nun nicht mehr, so gern sie vorher zu ihr gieng. Uebrigens kennt sie sie, und scheint sich blos an ihrem üblen Aussehen zu stoßen.

*

Da sie heute aufwachte, und ihre Mutter nicht sahe, rief sie: „Mamma!" als ob sie fragen wollte: wo ist die Mamma!

*

Haube nennt sie alles, was den Kopf bedekt, als: einen Hut, eine Kappe, ja so gar eine Perüque. Sie scheint also die Aehnlichkeit dieser Dinge, wenn gleich dunkel, einzusehen.

Den 5. April.

Diesen Morgen wollte ich sie aufheben. Sie hingegen wollte von ihrer Mutter aufgehoben seyn, und schlug nach mir. Indessen aber

mußte ihr eingefallen seyn, daß sie mich nicht schlagen dürfe. Sie gab mir daher schmeichlend einen Patsch, und zwar mit dem nämlichen Zug der Hand, womit sie mich schlagen wollte.

*

„Gommen, goummen" sagt sie; wenn ihre Mutter zu ihr kommen soll, aber auch, wenn sie essen, trinken, oder sonst was will. Der Infinitiv ist also, wie Hr. Rector Bauer, und Pobels (S. Moriz Magazin zur Erfahrungs-Seelenkunde, B. 4. St. I. S. 55.) richtig bemerken, der Kindermodus.

Den 6. April.

Wenn sie Morgens die Vögel singen hört: sagt sie: „heh, Vö" mit Aufhebung des Zeigefingers, und singt ihnen nach: „ih, ih, pip, pip!"

*

Den Ofen neunt sie „Mahn" warum, weiß ich nicht.

*

Wenn sie nimmer gern im Schemel sizt, weiß sie nicht, wie sie freundlich genug seyn solle, daß man sie herausnimmt. Nimmt mans nicht gleich wahr, so ruft sie ganz schmeichlend: „gommen, gommen!" Sollte man einem so kleinen Geschöpf schon so viele Klugheit, oder List zutrauen? das schon mehrmals erfahren hat, daß seine Gewalt und Schreien nichts nüzt?

Ihre

*

Ihre Wißbegierde wächst immer mehr. Sie will alles sehen, und zwar genau. Diese Gelegenheit benutze ich sorgfältig, ihr alles, so gut immer möglich, zu zeigen, und dadurch ihre Begriffe immer mehr zu berichtigen. Ist diß nicht schon Unterricht, und zwar der ungezwungenste, und diesem Alter angemessenste? Cicero de Fin. V, 18. verdient hier verglichen zu werden.

Den 8 April.

Heute schlug sie ihre Mutter auf die Hand. Die Mutter schlug sie wieder, und zwar etwas stärker. Sie schlug zwölfmal nach, bekam aber, ohne etwas zu reden, die Schläge mit Wucher zurük. Endlich hörte sie, ohne zu weinen, auf, gab ihrer Mutter die Hand, und hatte sie lieb. Ist diß nicht ein sinnlicher Beweis des Satzes: was du nicht willst ꝛc. und die beste Einschränkung des Rach- und Vertheidigungs-Triebs? Gesner sagt: (Isagoge ed. Niclas, T. II, 473.) Infans debet sentire non intelligere. Ich aber möchte die Worte so verändern: Infans sentiendo discat intelligere.

*

Wenn sie Hunger hat, und Essen sieht, ha! da jauchzet sie, und winkt mit den Fingern, und sagt: „gömmen, gömmen" bis man ihr

giebt. Der Selbsterhaltungs-Trieb scheint mir der stärkste unter allen zu seyn, und die meiste Aufmerksamkeit zu erfordern, wenn er nicht in Epicurismus, wie bei so vielen, ausarten, sondern in gehöriger Harmonie mit den übrigen Trieben bleiben soll.

*

Zwo Stunden unterhält sie sich öfters mit ihren Spielsachen, indem sie sie bald da bald dorthin legt, bald so bald anders stellt, und nicht gern hat, wenn ihr jemand etwas verrükt, oder sie unterbricht. Dieser Beschäftigungstrieb muß nur immer auf die gehörigen Objecte gerichtet werden.

*

Da sie zum Fenster hinaussahe, und ein starker Wind sie anwehte, zog sie sich lachend zurük, weil sie meynen mochte, es blase sie jemand an, und spiele mit ihr. Darauf blies sie auch zum Fenster hinaus, um — dem Wind sein Blasen heimzugeben.

*

„We" nennt sie den Wecken (Semmel) „Fe" den Caffee und Thee. Ueberhaupt versucht sie es, alle Worte nachzusagen, die sie hört.

Den 10. April.

So bald sie aufsteht, ruft sie: „Papa!" streckt

ſtrekt mir die Hand hin, um mir einen Patſch zu geben, und hat mich lieb. Ueberhaupt iſt ſie unausſprechlich vergnügt, wenn ich und ihre Mutter um ſie ſind.

*

Wenn man ſie ins Bett legt, und ihre Mutter giebt ihr die Hand, ſo iſt ſie ſtille, ſpielt damit, und ſchläft, ohne gewiegt zu werden, ein.

*

„Nana ade We!" d. i. die Chriſtiane iſt fortgegangen, um einen Wecken zu hohlen, ſagte ſie heute freudig zu mir. Und da derſelbe gebracht wurde, ſo rief ſie: „gommen — We — gommen!" d. i. Gieb mir den Wecken!

Den 13. April.

Heute war ſie in einem fremden Hauſe. Da ſie aber nicht mehr gern da war, ſagte ſie: „Ade — Mamma — gommen!" d. i. ich will heim zu meiner Mamma!

Darf ich wohl aus dem bisherigen Gebrauch der Sprache bei meinem Kinde den Schluß ziehen, daß es eine ſchon ziemlich geübte Vernunft habe, wie Hr. Schröckh in ſeinem Lehrbuche S. 90. Jeruſalem (Betr. II, 105.) und Sulzer (vermiſchte philoſoph. Schriften, I, 168.) thun, wo ſie behaupten: daß der Gebrauch der Sprache eine ſchon ziem-

lich geübte Vernunft voraussetze? Mich dünkt, wenn man die Worte nicht in der strengsten Bedeutung nimmt, und völligen Gebrauch der Sprache, vom Gebrauch der Sprache überhaupt, Kinder von Erwachsenen, (dergleichen Adam war) unterscheidet, so ist die Behauptung nicht unrichtig.

*

Diesen Morgen nahm man sie nicht gleich aus dem Bette. Darüber wurde sie unwillig, und gab mir keinen Patsch, wie sonst. Da ihre Mutter sie es hieß, that sie es doch nicht, so stark war ihr Unwille und Eigensinn. Indessen nahm ich ihr Frühstük (Milch) in die Hand, und stellte mich, gar nicht auf sie zu achten. Sobald sie dieses sahe, drang sie zu mir hin, und bot mir einen Patsch an. Ich that wieder, als ob ich sie nicht sähe. Allein sie ließ nicht nach, bis ich zuerst einen Patsch von ihr annahm, und dann erst winkte sie um die Milch. Durch eine solche Erweckung eines stärkern Triebs habe ich sie schon oft gelenkt, und sie von mir, nicht mich von ihr abhängig gemacht.

*

Sie versteht schon meine Blicke. Wenn sie etwas unartiges thut, und ich blicke sie nur unwillig an, so hört sie auf.

Wenn

*

Wenn sie unartig gewesen ist, oder lange geweint hat, so hat sie ihre Mutter und mich hernach wieder lieb, und giebt uns einen Patsch, um uns gleichsam wieder zu versöhnen. Sieht sie dann, daß dieses geschehen seie, so ist sie ruhig und vergnügt. Dieser Zug freut mich sehr an ihr, daß ihr an unsrer Zufriedenheit mit ihr so viel gelegen zu seyn scheint.

Den 19. April.

Wen sie schlägt, der schlägt nach, die Mutter, Schwestern, Magd. (Natürlich mit Maße!) Daher schlägt sie nun weit seltener, und, wenn sie es thut, scheint es sie gleich wieder zu reuen: indem sie zuerst wieder aufhört, weil sie fühlt, daß sie es mit Stärkeren zu thun hat. Vergl. mein Pädagogisches Glaubensbekenntniß, Stuttg. 1792. Seite 16. f.

*

„Auf!" sagt sie, wenn sie aufstehen,
„Boden" wenn sie auf den Boden will.
„Balen han!" (ein neues Wort!) wenn sie den Ball will, mit dem sie gar gerne spielt!

*

Um ihren Verstand zu bilden, zeige ich ihr die Kupfer in Weisse's A, B, C, Büchlein, und andre: und erzähle ihr von jedem, was ich

glaube, daß sie verstehe. Sie betrachtet alles mit gröstem Vergnügen, bewundert es mit: ah, ah! (leise,) und plaudert mit mir darüber, das ich aber nicht alles verstehe, z. E. „ah, ah, Papa, han!" (d. i. vielleicht) Gelt Papa, es ist schön?

*

Wann sie thut, was recht ist, gebe ich ihr mein Wohlgefallen durch: „ah! ah! das ist schön!" zu erkennen, welches sie allemal sehr freut. Ist sie hingegen unartig, so sage ich: „äh, äh, das ist wüst!" So glaube ich sie am besten zum Guten zu gewöhnen, und vor dem Bösen zu warnen. Und ohne Zweifel ist dieses die erste, mögliche, moralische Bildung, die man einem Kinde geben kann. Vergl. Resewiz Gedanken und Vorschläge zur Verbesserung der öffentlichen Erziehung, I, 3, 44. und Gesners Isagoge II, 498. f. So machten es auch die alten Philosophen, welche die Tugend τὸ καλὸν nannten. Vergl. Garve Anmerkungen zum Cicero, I, 29.

*

„Ade" heißt bei ihr: Geh mit mir auf die Gasse. „Nem=me" nimm mich!

Sie sieht sich also jezt schon als ein Ich an; und diese Erfahrung ist der Behauptung des Hrn. O. C. R. Gedike's (Aristoteles und Basedow

sedow S. 61.) entgegen, welcher am angeführten Orte schreibt: „Kinder fühlen ihre Ichheit erst nach 4 Jahren." Sie wissen sich nur nicht recht auszudrücken, eignen sich aber immer zu, was sie für's Rikchen fordern. Folglich wissen sie, daß sie mit Rikchen, Carl ꝛc. einerlei Person sind.

Den 21. April.

Diesen Morgen nahm ich sie zu mir ins Bett. Ich weiß nicht, worüber sie unwillig seyn mochte. Da ich einen Patsch und Kuß von ihr verlangte, wandte sie sich um, legte sich mit dem Gesicht aufs Küssen hin, und sagte so oft: „nan" als ich sprach: Küß mich. Ich ließ sie gehen. Endlich drehte sie sich um, sahe ihr Frühstück neben mir stehen, und gab mir augenbliklich einen Patsch und Kuß. So viel vermochte die Begierde nach dem Trinken über ihren Unwillen und Eigensinn, der auf einmal wie weggeblasen war. Nun aber schien ich unwillig, und gab ihr das Trinken nicht gleich, worauf sie mit Schmeicheln so lange fortfuhr, bis ich freundlich wurde, und ihr das Trinken gab.

Den 26. April.

Das Gehorchen geht immer besser. Wann ich ihr nur winke, so unterläßt sie, was sie that. Dabei fällt mir öfters das Exempel ein,

welches Gesner (Isagoge II, 472.) von einem Schiffscapitain erzehlt. Dieser befand sich in der grösten Gefahr vor den Feinden, und hatte beschlossen, wenn er keinen andern Ausweg fände, das Schiff anzuzünden und in die Luft zu sprengen. In dieser Absicht stellte er seinen kleinen Sohn mit dem Befehl zu einem Pulverfaß hin, so bald er ihm ein Zeichen gebe, dasselbe anzuzünden. Der Knabe fragte immer: „Vater, soll ich dippen, soll ich dippen?" so, daß er ihn mußte weggehen heissen.

*

Da sie heute mit dem Weisse'schen A, B, C, Büchlein spielte, rief sie mir mit den Worten: „Papa dsieh Bübala!" und deutete auf ein Bübchen hin. Dann zeigte sie mir auch andere Bilder, und nannte sie, und freute sich, wenn ich es mit einem: Ja! bestätigte.

*

Gehen will sie nicht mehr allein. Theils hat sie das Zahnen wieder etwas zurükgeworfen; theils aber vermuthe ich, daß sie durch die Unvorsichtigkeit der Magd einmal gefallen ist. Und diß scheint sie ängstlich und besorgt zu machen.

Den 28. April.

Gestern Abend war sie sehr unartig. Da man ihr nicht that, was sie wollte, schrie, schlug, stampfte

stampfte sie, so sehr sie konnte. Da ihre Mutter mit ihr zankte, schrie sie noch heftiger. Ich kam dazu, und ließ sie schreyen, wurde aber freilich des Geschrey's früher überdrüßig, als sie. Zu gutem Glücke saß ihre Schwester neben ihr, und beschäftigte sich mit etwas. Hierauf wurde sie zuerst aufmerksam, dann still, und endlich schmeichelte sie ihrer Schwester, daß sie sie auch an ihrer Beschäftigung Antheil nehmen ließ. Hieraus erhellet, daß man ein Kind vielleicht am ehesten schweigt, ohne es zu verderben, wenn eine dritte Person vor seinen Augen sich mit etwas beschäftiget, und dessen Aufmerksamkeit auf sich ziehet.

*

Beim Gehen ist sie äusserst vorsichtig. Wenn sie sich aber nur an einem Finger halten kann, so geht sie ganz fertig fort.

*

Wenn sie ein Buch sieht: so sagt sie: „Büala Be" d. i. diß ist ein Buch, worinn man A B C lernt.

*

Auf der Gasse ist sie so gern, daß sie ganz unwillig wird, wenn man mit ihr in die Stube geht. Oft wehrt sie sich gar dagegen mit ihrem: „Du, Du!" d. i. ich will nicht. Kein Wunder; denn auf der Gasse sieht sie so viele neue Gegenstände, die sie unterhalten und vergnügen.

Den

Den 30. April.

Wenn sie lange genug allein gespielt hat, so sieht sie sich endlich nach jemand um, dem sie ihre Spielsachen zeigen, und mit ihm davon plaudern kann. Und sie freut sich dann weit mehr darüber, als da sie allein damit spielte. Welche deutliche Aeusserung des Triebs zur Geselligkeit! Und, wie wahr sagt Cicero (de amic. 6.) Quis esset tantus fructus in prosperis rebus, nisi haberes, qui illis aeque ac tu ipse gauderet?

M. Dilleuius,
Pfr. zu Baltmannsweiler.

(Die Fortsetzung folgt.)

IV.

Aesthetik.

I.

Dramaturgische Miscellen *).

1.

Ueber Leßings Nathan.

Leßings Nathan scheint mir nicht sowohl, wie Engel will, ein didaktisches Gedicht in dramatischer Form zu seyn, als ein didaktisches Drama, d. h. ein wirkliches dramatisches Gedicht, wie es der Verf. auch überschrieb, das nebenher mit dem dramatischen Zwecke einen didaktischen vereinigt, was mehr und etwas anderes sagt, als Engel will. Der Schein, als ob der dramatisch-ästhetische Zwek, Interesse der Handlung, hier nur dem der Unterrichtung, der Absicht, Vernunftreligion als die Eine wahre Religion, (wie es denn auch nur Eine Religion giebt) herauszuheben, dienen müsse, als ob die Handlung selber durch jenen nur herbeigeführt worden sei,

*) Man betrachte diese Miscellen nur als einzelne Bemerkungen, die vielleicht als Stoff zu weiterem Nachdenken für andere nicht unbrauchbar sind; der Verf. hat sie gelegenheitlich, wie der Gang seiner Lektüre es mit sich brachte, aufgezeichnet, und anfänglich zu weiterer Ausführung bestimmt, die ihm nun seine anderweitigen Geschäfte nicht erlauben.

sei, und am Faden derselben fortlaufe, ist wenigstens durch die subjektive Kunst des Verfassers, die allen Anforderungen seiner eigentlichen (objektiven) Kunst, vollkommen Genüge thut, hinlänglich entfernt. Beide Absichten gehen nebeneinander hin, und die didaktische scheint gar jener unterworfen. — Sie scheint aus jener blos hervorzugehen: die Personen die vorzüglich hier die Aufmerksamkeit erwecken, Nathan *), Saladin, der Tempelherr, Recha, besitzen solche Charaktere, daß durch sie die didaktische Absicht am besten konnte verfolgt werden.

Die Handlung, daß der Tempelherr die Pflegetochter des Nathan, die Recha, rettet, sich in der Folge in sie verliebt, sie zum Weibe haben will, daß Nathan, als er hört, der Tempelherr heisse Curd von Stauffen, wegen seines Geheimnisses Bedenklichkeiten hat, dieser darum an ihm irre wird, und den in der öffentlichen Meinung allgemein als grosmüthig und edel anerkannten Mann für einen Heuchler und Christenmäkler nimmt, sofort einen raschen Schritt thut, der beinahe den wackern Nathan ins Verderben hätte stürzen können, diese Handlung sage ich, ist schon

an

*) Zu seinem Nathan scheint Leßing einige Züge von Boccazens Nathan, von dem man in den Schillerschen Horen (96) eine Uebersetzung findet, geborgt zu haben, so wie auch die Fabel vom Ringe aus Boccaz entlehnt ist.

an sich anziehend genug und ächt dramatisch: Eben so die Auflösung der ganzen Katastrophe, als wir bereits für den Ausgang und für das Schiksal Nathans fürchten, da sich der Knoten durch die Dazwischenkunft des Klosterbruders und Saladins, der diesen Tempelherrn das Leben aus der Ursache geschenkt hatte, weil er einige Aehnlichkeit zwischen ihm und seinem verstorbenen Bruder, Assad, entdekt hatte, aufs befriedigendste zur Rechtfertigung des Juden, damit löst, daß es kund wird: der Tempelherr sei ein Sohn eben des Assads, der unter dem Namen: Wolf von Filneck insgeheim mit einer Christin, einer Stauffin, verlobt gewesen, und daß Recha die Schwester des Tempelherrn, beide also Neffen des Saladins seien*).

Die ganze Fabel ist für sich selbstständig und für die Anregung unsrer Theilnahme höchst geschikt. Sie scheint mir, wie ich schon gesagt habe, nicht um des belehrenden Zweckes erfunden worden zu seyn; sondern dieser schließt sich nur ganz natürlich an sie an. Aber eben diese Vereinigung zweier Zwecke scheint doch das Stük zur Aufführung nicht ganz geschikt zu machen, weil unser

*) Einige Dunkelheit bleibt doch darüber noch, daß Assad, und wie er unter einem gedoppelten Namen auch wirklich, ohne Wissen Saladins, eine gedoppelte Person habe spielen können, daß er, wie das Brevier zu verstehen giebt, Christ geworden, ebenfalls ohne Wissen Saladins u. s. w.

unser intellektuelles Interesse hier zu sehr getheilt wird zwischen dem ästhetischen, und beide sonach bei der vorübergehenden Anschauung einander mehr schaden, als sich wechselseitig unterstützen, da jenes, das intellektuelle, mehr Zeit und Nachdenken erfordert, als die Aufführung zuläßt; keines kann für sich recht bestehen, sie verwirren einander, das eine verschlingt das andere. Dies ist beim Lesen, wo wir länger nach eigener Willkühr verweilen können, und durch Nebengegenstände, die eine Aufführung begleiten, nicht gestört werden, nicht der Fall. Weil die Kunst des Verfassers dafür gesorgt hat, daß die belehrende Absicht mehr aus der andern, zu Vergnügen und Theilnahme zu erwecken, hervorzugehen scheine, so wird jene durch diese hier in der That unterstüzt; unsere Aufmerksamkeit auf die Wahrheiten, die der Verfasser vorträgt, was sie auch mehr Weile koste, wird höher gespannt und befördert durch das Interesse, das uns schon die Charaktere und die durch sie begründete Handlung gewähren. Für ein sehr gebildetes im Denken geübtes Publikum könnte die Vorstellung, wenn sie durch solche Schauspieler geschähe, die ebenfalls im Denken geübt wären, nichts desto weniger sehr interessant seyn, besonders wenn jenes mit dem Inhalte des Stüks schon voraus hinlänglich bekannt wäre.

II.

Entwurf
eines noch ungedrukten Lustspiels:

Der Cassenrest.

Personen:

Der Fürst von ***
von Wildenstein, Steuerdirector.
Steuereinnehmer Biedermann.
Sophie, seine Tochter.
Professor Dieterich.
Steuercaßier Schmid.
Johann, Bedienter des Directors.
Daniel, Biedermanns Bedienter.
Christoph, Schmids Bedienter.
Levi, ein Jude.
Eine Wittwe in Trauer.
Ein Dienstmädchen.
Kammer-Laquayen.

Charaktere.

1. Der Fürst. — Gerechtigkeitliebend; — mild und gütig gegen Rechtschaffene; — mit-

voll gegen schuldlose Unglükliche, und geschäftig, ihnen zu helfen; — unerbittlich streng gegen offenbare Bösewichter; übrigens das Betragen seines Standes.

2. von Wildenstein. — Wollüstling im höchsten Grade, und seinen Lüsten alles aufopfernd; — dabei höflich, zuweilen unterwürfig; — aber heimtükisch und rachsüchtig, wenn man seinen Absichten im Wege steht; — pünktlich in seinem Amte.

3. Biedermann. Durchaus rechtschaffen und ehrlich; — pünktlich in seinem Amte; — still und eingezogen; — bescheiden und demüthig im höchsten Grade; — still duldend; ohne den Muth, Bösewichtern oder seinen Feinden die Stirne zu bieten; — im Glük ohne großen Affect, dankbar, aber ruhig; — melancholisches Temperament.

4. Sophie. Das Ebenbild ihres Vaters, nur mit etwas mehr Affect; — voll Anhänglichkeit an ihn, und bereit, alles für ihn aufzuopfern, bis zur Vergessenheit ihrer selbst; — schwärmerisch in der Liebe; — muthig im Unglük.

5. Dieterich. — Praktischer Philosoph; — edel stolz; — unzufrieden mit den Unvollkommenheiten und Thorheiten der Menschen; — einfach in Sitten, Lebensart und Kleidung; — meist kalt und nicht höflich im Umgange, besonders mit Vornehmen, ohne jedoch zu beleidigen; —

gen; — Enthusiast für Tugend; — unverhohlenen verachtenden Haß gegen Böſewichter; — muthig unternehmend; — ſchwärmeriſch zärtlich in der Liebe.

6. Schmid. Ein Mann von gewöhnlichem Schlage; — jovialiſch; — freundlich und dienſtfertig; — mit dem großen Tone gänzlich unbekannt.

7. Johann. — Klug und liſtig, aber ehrlich dabei, und unzufrieden mit den Ränken und Bosheiten ſeines Herrn.

8. Daniel. Falſch und unredlich; — gewinn- und rachſüchtig, und daher Verräther ſeines Herrn.

9. Levi. Durchaus rechtſchaffen und ehrlich, ohne ſich etwas darauf einzubilden; — übrigens die Eigenheiten ſeiner Nation.

Die übrigen Charaktere werden zu wenig in Handlung geſezt, als daß ſie viele Seiten darbieten könnten.

Fabel.

Steuerdirector von Wildenſtein hatte auf die ſchöne Tochter des Steuereinnehmers Biedermann ein Auge geworfen, und wollte ſich auf eine ehrloſe Art mit ihr verbinden, der Vater aber, der, unerachtet der Director unter dem Scheine, ſie zu ehlichen, um ſie warb, dennoch

seine Absichten muthmaßte, versagte sie ihm um so mehr, da sie schon mit dem Prof. Dieterich verlobt war. — Nun kochte der Director Rache, worin er noch mehr bestärkt wurde, als ihm der Professor einmal über seinen Absichten derb die Wahrheit sagte. — Bei der Cassen-Abnahme führte er diese Rache aus, indem er durch Hilfe eines treulosen Bedienten von Biedermann, der dessen Handschrift nachmachen konnte, eine Rolle mit Vierundzwanzigkreuzerstücken für eine mit Carolinen unterschob, und, um fernere Untersuchung zu verhindern, das vorgefundene Geld gleich an die Hauptsteuer-Casse abgeben ließ. — Biedermann wurde nun ins Gefängniß gesezt, worin ihm seine Tochter Gesellschaft leistete. Der Director sezte auch hier seine Bewerbungen fort, wurde aber wieder abgewiesen, unerachtet er gänzliche Rettung im Bejahungs-, gänzliche Vernichtung aber im Weigerungs-Falle versicherte.

Indessen eilte der Professor, welcher gleich eine Bosheit des Directors bei der Sache argwohnte, zum Steuercaßier, um sich die Rollen in Biedermanns Casse öffnen zu lassen, und das Geld nachzuzählen. Allein zum Unglücke hatte der Caßier kaum zuvor mit demselben Gelde einen Juden befriedigt, welcher für Lieferungen zur Armee Forderungen an die Steuercasse zu machen hatte.

Jedoch

Jedoch das Geld war an den rechten Mann gekommen. Der Jude war so ehrlich, die Rolle mit Carolinen, die er für Silbergeld empfangen hatte, zurükzubringen, und gieng auch mit dem Professor auf dessen Verlangen zum Fürsten, um als Zeuge des vorgegangenen Irrthums zu dienen. — Eben, da sie dieses Vorhaben ausführen wollten, kam der Director, um auch bei dem Steuercaßier Cassenrevision zu halten. Der Professor erzählt ihm frohlockend seine Entdeckung, und sagt ihm sein Vorhaben. Diß zu verhindern, nimmt ihm der Director die Rolle wieder ab, verschließt sie in die Casse, und entfernt sich unter irgend einem Vorwande.

Zu Hause fiel es ihm jedoch ein, daß die Sache unangenehme Folgen für ihn haben könnte, und er suchte deswegen den Juden durch Hilfe eben des Bedienten, der ihm den Einnehmer hatte stürzen helfen, auf seine Seite zu bringen; allein der Bediente war von ihm nicht so belohnt worden, wie er erwartet, und das Schikſal seines Herrn war härter ausgefallen, als er vermuthet hatte, er weigerte sich daher geradezu, dem Director je wieder zu Diensten zu stehen, und beschloß sogar, ihn zu verrathen.

Inzwischen war der Professor dennoch mit dem Juden zum Fürsten geeilt, und erhielt von diesem, nachdem er ihm die Sache vorgetragen hatte, sogleich einen Entlaßbefehl für Bieder-

mann, mit der Ordre, daß alle in der Sache verwickelte Personen noch heute vor dem Fürsten erscheinen sollten, damit die Sache untersucht würde. Bei dieser Untersuchung wußte nun der Director die ganze Geschichte noch glaublich genug als ein Versehen des Einnehmers zu erklären, allein eben als die Untersuchung geschlossen werden sollte, ließen sich die beiden Bedienten, des Directors und des Einnehmers, melden, und verriethen das ganze Gewebe der Bosheit. — Nun sezte der Fürst den Director ab, den Einnehmer an seine Stelle, verurtheilte den treulosen Bedienten des leztern auf die Vestung, nahm den des erstern in seine Dienste, und machte den ehrlichen Juden zum beständigen Hoflieferanten.

Folge der Scenen.

Erster Akt.

Erster Scene.

Zimmer in des Directors Hause; — Wildenstein allein in Berathschlagungen, wie er den Einnehmer stürzen wolle, macht sich allerlei Vorschläge, verwirft sie wieder, sobald sein Amt dabei in Gefahr kommt; — glaubt endlich, den rechten gefunden zu haben, und ruft seinem Bedienten.

2. Sc. Wildenstein sagt dem Bedienten, wenn

wenn Biedermanns Bedienter komme, müße er ohne weitere Anfrage vorgelassen werden. — Der Bediente wird neugierig, und fragt, indem er seinen Herrn erinnert, daß er ja doch um alle seine Schliche wisse. — Wildenstein entdekt sich ihm ohne Rükhalt, doch geht er nicht ins Detail.

3. Sc. Ein Dienstmädchen fragt unter der Thüre, ob sie herein dürfe? Wildenstein heißt sie kommen, und den Bedienten gehen, der sich mit einer spöttischen Anmerkung entfernt. — Das Mädchen bringt Geld von ihrem Herrn, der es bei der Steuercasse anlegen will. Wildenstein ist sehr freundlich gegen sie, und macht ihr Caressen, sie fordert endlich ein Trinkgeld für das gebrachte Geld; welches er ihr unter der Bedingung eines Kusses und künftiger guter Freundschaft giebt. Das Mädchen ab.

4. Sc. Johann meldet eine Dame in Trauer; Wildenstein fragt, ob sie schön sey, und heißt sie kommen.

5. Sc. Die Dame, eine Officierswittwe, bittet um Heimbezahlnng eines von ihrem Manne bei der Steuercasse angelegten Capitals, weil sie in Noth sei. Wildenstein macht ihr den Vorschlag, zu ihm als Haushälterin und Gesellschafterin zu ziehen, und geht darauf auf ehrlose Vorschläge über, welche die Dame mit Abscheu von sich weist. Wildenstein schlägt ihr nun die Heim-

zahlung des Capitals ab, worauf sie wehklagend abgeht.

6. Sc. Wildenstein allein; — ärgert sich über die Wittwe.

7. Sc. Biedermann läßt sich melden, und wird vorgelassen. Er fragt, wann es gefällig wäre, die Cassenrevision vorzunehmen. Wildenstein sagt, heute noch, kommt aber zugleich wieder auf die Materie von Sophien, die ihm Biedermann abermal mit aller Bescheidenheit und Demuth verweigert.

8. Sc. Der Professor läßt sich melden, und wird vorgelassen. Er hält Wildensteinen gleich seine ehrlosen Absichten auf Sophien mit vielem Ernst und Hitze, jedoch ohne zu beleidigen, vor; Biedermann will ihm wehren, er läßt sich aber nicht irre machen. Wildenstein kommt ganz ausser Fassung. Biedermann und der Professor gehen endlich.

9. Sc. Wildenstein allein, grimmig über Biedermann und den Professor, beschließt nun den Untergang des erstern gewiß, und ärgert sich nur, daß er dem leztern nicht auch bei kann.

10. Sc. Daniel kommt, voll Grimm über seinen Herrn, daß er ihm abermal Trinkgelder abgenommen, die ihm Steurende gegeben haben. Kommt Wildensteinen eben recht, der ihm eine leere Papierrolle giebt, worauf er mit seines Herrn Handschrift 50 fl. in 24 kr. Stücken schreiben

ben soll, und theilt ihm seinen Plan mit, diesen zu verderben. — Daniel freut sich über die Gelegenheit, seine Rache zu befriedigen.

Zweiter Akt.

1. Sc. Biedermanns Haus. — Er und Sophie in bangen Besorgnissen über das, was der Director nun thun werde. — Biedermann tadelt des Professors Verfahren, welches Sophie liebevoll vertheidigt.

2. Sc. Der Professor kommt dazu, und vertheidigt sein Verfahren und seine Grundsätze.

3. Sc. Wildenstein läßt sich durch seinen eigenen Bedienten melden. Biedermann geht ihm sogleich entgegen, und führt ihn mit vieler Höflichkeit ein. — Wildenstein verbirgt seinen Groll, ist höflich und freundlich, erkundigt sich nach Familienangelegenheiten u. d. gl. — Endlich will er an die Arbeit. Biedermann mit ihm ab.

4. Sc. Der Professor und Sophie in liebevollen Gesprächen von ihrer künftigen Verbindung und Einrichtung, mitunter auch über den Director.

5. Sc. Biedermann kommt, und befiehlt Sophien, das Mittagessen auf den Director einzurichten, weil er vielleicht da bleiben werde. — Der Professor will nicht bleiben, wenn jener bleibe. — Biedermann gleich wieder ab.

6. Sc. Fortsetzung der 4. Sc.

7. Wil-

7. Wildenstein mit der Casse, hinter ihm Biedermann, todtenblaß. Wildenstein macht theils spöttische, theils bittere Anmerkungen über den gefundenen Defect, Biedermann bittet um nochmaligen Cassensturz, welchen der Director verweigert, und sogleich seinem Bedienten ruft, um die Casse dem Cassier bringen und ihm sagen zu lassen: er wolle auf den Abend auch Cassenrevision bei ihm halten. — Sophie und der Professor werden aufmerksam, und fragen; als sie es erfahren, wehklagt Sophie, und der Professor wird bitter gegen den Director, und giebt ihm geradezu Schuld an dem Defect. Der Director läßt sich nicht aufbringen, spöttelt aber über den Tochtermann eines nun bald abgesezten Einnehmers. — Biedermann steht in stummer, Sophie in wehklagender Betrübniß da. — Lange, und von Seiten des Professors hitzige, von Seiten des Directors kaltblütige, Unterredung. — Sophie fällt dem Director zu Füßen, Biedermann bittet ganz zerschlagen um nochmalige Untersuchung. — Wildenstein wird durch Sophiens Affekt wollüstiger erschüttert, will die Sache unterdrücken, und den Defect selbst ersetzen, wenn man seine Absichten begünstige. Sophie sinkt zusammen, der Professor fährt auf, der Director ruft seinem Bedienten, daß er die Wache holen solle. Unter einem lauten Schrey von Sophien fällt der Vorhang.

Dritter Akt.

1. Sc. Biedermann und Sophie im Gefängnisse. Der Vater in sanften Klagen über sein unverschuldetes Unglük, und Ergiessungen der Liebe und des Bedaurens über seine mit ihm leidende Tochter. — Sophie, das leztere abwehrend, ihren Vater tröstend und aufmunternd, seine Unschuld zu vertheidigen, etwa durch den Professor. — Biedermann hält dieß bei seinen mächtigen Feinden, zumal bei einem beleidigten Wollüstling, für unmöglich. — Sophie jammert der Zustand des Vaters tief, der Gedanke kommt ihr, sich lieber dem Director zu ergeben, und nur ihren Vater zu retten. — Sanfte, aber ernste Zurechtweisung von Seiten des Vaters.

2. Sc. Wildenstein kommt, und versucht es noch einmal, seine Absichten durchzusetzen, indem er Rettung verspricht, im entgegengesezten Falle gänzliche Vernichtung droht. — Sophie weint, ohne zu antworten, Biedermann bleibt sanft, aber standhaft, auf seiner Weigerung, und weist den Director auf die Thränen seiner Tochter, und seine Unschuld. Wildenstein geht endlich, und wiederholt die Drohung.

3. Sc. Fortgesezтes Wehklagen Biedermanns, auch darüber, daß der Professor sie nun ganz verlasse, vielleicht sich ihrer schäme, weil sie im Unglücke seien. Sophie vertheidigt ihn, und glaubt,

er

er werde indessen für sie thätig seyn. Sie vereinigen sich endlich zu standhafter Ertragung des Unglüks, und fallen einander in die Arme.

4. Sc. Zimmer ins Schmids Hause. Dieser in Rechnungen mit Levi über geschehene Lieferungen, scherzend über seinen Gewinn, den der Jude mit edlem Anstand und Bescheidenheit vertheidigt. Schmid erkennt seine Ehrlichkeit an, und bezahlt ihn mit einigen Rollen aus der noch da stehenden Casse Biedermans, worauf der Jude quittirt und wieder abgeht.

5. Sc. Schmid allein, aufräumend, Rechnungen zusammen suchend u. dgl. um sich zur Cassenrevision zu rüsten, — indem er, heiteren Humors, aus Gewohnheit mit sich selbst spricht.

6. Sc. Der Professor läßt sich melden, und wird vorgelassen. Er erzählt die obige Geschichte, und bittet um Oefnung der Rollen in Biedermanns Casse. — Schmid erstaunt über das, was der Professor erzählt, kann's fast nicht glauben, macht nach seiner Art Anmerkungen darüber, und entschuldigt sich endlich, daß er das Geld schon dem Juden gegeben habe. — Der Professor sprudelt vor Verdruß seine Unzufriedenheit über die Ungerechtigkeit des Schiksals, und Verwünschungen der Böswichter heraus, und geht weg.

7. Sc. Schmid kann nicht klug aus dem Professor, und aus dem Antheil, den er an der Sache

che nimmt, werden, und wundert sich über die Geschichte. — Uebrigens Fortsetzung der 5. Sc.

8. Sc. Levi kommt wieder, und bringt eine der erhaltenen Rollen, worinn er Carolinen statt Silbergeld gefunden. — Schmid freut sich über seine Ehrlichkeit, und schikt plözlich zu dem Professor. — Indessen erzählt er dem Juden mit theilnehmender Freude die Geschichte, der sich nun auch mitfreut.

9. Sc. Der Professor kommt; Schmid zeigt ihm die Rolle, und erzählt, was indessen vorgegangen, der Professor, voll enthusiastischer Freude fällt dem Juden um den Hals, und verspricht, ihn herrlich zu belohnen, welches Levi ausschlägt, und dafür nur bittet, seiner Nation Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. — Lobsprüche des Professors, der nun um die Rolle bittet, um sie als ein Document für Biedermann zu gebrauchen. Der Caßier giebt sie ihm, und der Professor will eben eine Quittung dafür schreiben, indem man den Director meldet. — Der Professor freut sich nun gleich über diesen triumphiren zu können.

10. Sc. Der Direktor begrüßt höflich, fragt den Caßier, ob er vielleicht noch ungelegen komme? Der Professor sagt ihm gleich triumphirend seine Entdeckung, wodurch seines Schwiegervaters Ehre werde gerettet, und des Directors Bosheit an den Tag gebracht werden. Schmid wundert sich über den Ausdruk: Schwiegervater,

der

der ihm erklärt wird. — Der Director stellt sich, als glaubte er, der Professor habe das Geld von Levi entlehnt, um Biedermann zu retten, lobt ihn darüber, und thut, als ob es ihm leid wäre, daß es zu spät sei, weil die Sache schon längst höherer Orten anhängig sei; — der Professor protestirt dagegen, und will mit dem Gelde fort, der Director aber beharrt darauf, daß das Geld alles beisammen bleiben müsse, nimmt dem widerstrebenden Professor die Rolle ab, legt sie in die Casse, schließt diese ab, und geht, unter dem Vorwande, wieder zu kommen.

11. Sc. Alles steht erstaunt da. Endlich sammelt sich der Professor, und ruft dem Juden zu, mit ihm zu kommen, um seine schöne That zu vollenden. Beide gehen, der Caßier begleitet.

Vierter Akt.

1. Sc. Wildensteins Haus. Monolog desselben, worin er seine Unruhe über die in Schmids Hause vorgefallene Begebenheit ausdrükt; — tröstet sich nach und nach damit, daß er doch die Rolle wieder zur Hand bekommen, und daß, wenns am schlimmsten gehe, die Sache für ein Versehen des Einnehmers werde gehalten werden. — Wartet mit Ungeduld auf Daniel, durch den er den Juden zu sich bringen will, den er durch Bestechung zu seinem Vortheile zu lenken hofft.

2. Sc.

2. Sc. Daniel kommt, der Director trägt ihm gleich sein Verlangen vor, das Daniel rund abschlägt. Der Director erstaunt, und will die Ursache wissen. Daniel sagt ihm, daß er für eine so lumpige Belohnung nicht zu seinen Diensten sei. Der Director verspricht ihm, was er wolle, aber Daniel bleibt auf seiner Weigerung, weil das Schiksal seines Herrn weit härter ausgefallen, als seine Absicht gewesen sei, und bezeigt Reue, daß er sich dazu habe brauchen lassen. Der Director wird sehr unruhig, und stellt ihm alles vor, aber Daniel beharrt, und reißt sich endlich los; der Director voll Unruhe ihm nach.

3. Sc. Gefängniß. — Biedermann schlummert, an einen Pfeiler gelehnt. Sophie in schwärmerisch zärtlichen Gefühlen über ihres Vaters Unschuld und sein ruhiges Gewissen, und voll religiöser Hofnung eines guten Ausgangs. — Endlich doch auch in Besorgnissen, warum sich der Professor gar nicht mehr sehen lasse.

4. Sc. Der Prof. stürzt hastig herein mit dem lauten Ausrufe: Gottlob! Sophie wehrt ihm, und deutet auf ihren schlafenden Vater. Der Professor zeigt ihr nun den Entlaßbefehl für Biedermann. Schwärmerische Freude beider, die sie endlich auf sich selbst und ihre Vereinigung führt. — Biedermann erwacht, und fragt, ob es schon Morgen sei, man sagt ihm, es sei Abend; er erklärt seinen Schlaf aus der Erschöpfung sei-

ner Kräfte durch den Schrecken, Sophie und der Professor aus seiner Unschuld. — Der Professor giebt ihm den Entlaßbefehl, erzählt, wie er dazu gekommen, und heißt beide mit sich kommen, weil der Fürst gleich die ganze Sache untersuchen wolle. — Freudenthränen Biedermanns; — ruhiger aber herzlicher Dank gegen den Professor; — Ausdruk dankvoller religiöser Empfindungen, unter welchen sie gehen.

5. Sc. Saal im fürstlichen Schlosse. Der Fürst kommt aus einem Seitenzimmer, hinter ihm ein Cammerlaquay mit Biedermanns Casse; der Fürst heißt sie auf einen Tisch stellen, und fragt, ob alle draußen seien, welches der Laquai bejaht. — Der Fürst heißt nun zuerst den Professor und Biedermann kommen.

6. Sc. Der Professor tritt mit freimüthigem Anstand, Biedermann schüchtern und demüthig ein. — Der Fürst geht ihnen entgegen, fängt mit Lobsprüchen auf den Prof. an, und befiehlt Biedermann liebreich, die Geschichte auch zu erzählen. Biedermann thuts, gedenkt jedoch nichts von des Directors Absichten, sondern behauptet nur seine Unschuld in Ansehung des Defects. Der Fürst fragt ihn nach den Absichten des Directors. Nun bekennt er sie, will aber den Director nicht unglüklich machen. — Der Fürst läßt den Director rufen.

7. Sc. Der Director tritt beinahe kriechend ein.

ein. Der Fürst sagt ihm, er (der Director) habe sich geirrt, Biedermann sei unschuldig. Wildenstein erkennt es, weil er es selbst so gefunden habe, und thut, als ob er sich darüber freute. Der Fürst heißt ihn die Casse öfnen, und nachzählen. Er thuts, der Fürst fragt, wo die Louisd'or herkommen? Er antwortet stotternd, es müsse ein Versehen Biedermanns seyn, der die Rollen unrecht bezeichnet habe. Der Fürst ist einstweilen damit zufrieden, fragt ihn aber nach seinen Absichten auf Sophie. Er behauptet, er habe sie heyrathen wollen; als ihm der Fürst die Instanz macht, er wisse doch, daß der Director Mesalliançen nicht billige, antwortet er: er hätte vielleicht hier eine Ausnahme gemacht. Der Fürst urgirt das Vielleicht, und sezt hinzu, er sei immer strafbar, weil er sich um die Braut eines andern beworben habe, und eben dieß und die Weigerung des Vaters mache ihn auch wegen des Defects verdächtig. — Indem ihm aber der Fürst seine Strafe wegen seiner ehrlosen Absichten auf Sophie ankündigen will, meldet ein Laquay zween Bediente, welche, wie sie sagten, Aufklärung in der Sache geben könnten. Der Director erschrikt heftig, der Fürst läßt sie kommen.

8. Sc. Johann und Daniel erzählen, der erste aus Gewissensdrang, was er von seinem Herrn selbst gehört, der andere, was er in des Directors Namen gethan habe. Alles erstaunt.

Der Fürst fragt den Director, ob er's läugnen könne; dieser steht, wie vom Blize gerührt, da, fällt endlich dem Fürsten zu Füßen, und bittet um Gnade. — Der Fürst will endlich das Urtheil sprechen, muß aber auch Sophien und den Juden dabei haben. Der Jude wartet draussen, Sophie ist bei der Fürstin; man holt sie.

9. Sc. Sophie und der Jude kommen. Der Fürst geht Sophien entgegen, und führt sie an der Hand herein, heißt sie zwischen dem Director und Professor wählen. Sie ist in Verlegenheit, sagt aber endlich bescheiden und sittsam, sie sey schon des Professors Verlobte. Der Fürst billigt es, und sagt ihr, sie werde bei diesem Manne den Lohn ihrer Tugend und kindlichen Treue finden. — Nun erklärt er den Director für abgesezt, als eine noch sehr gnädige Strafe, Danieln spricht er auf die Vestung, auf unbestimmte Zeit; — Biedermann macht er zum Steuerdirector, der es nicht annehmen will, und für Wildenstein bittet, der Fürst aber beharrt darauf. — Den Professor will er jezt nicht belohnen, sein Bewußtseyn belohne ihn, aber er soll nicht vergessen werden. — Johann wird Hoflaquay, der Jude beständiger Hoflieferant. — Der Professor dankt im Namen aller dem Fürsten für seine Gerechtigkeitsliebe.

Proben einiger ausgeführten Scenen.

Erster Act. Achte Scene.

Johann. Der Professor Dieterich.

v. Wildenstein. (zu Biedermann) Ihr präsumtiver Tochtermann? (zu Johann) Viel Vergnügen. (Johann ab.)

Der Prof. (tritt mit edlem Anstande, übrigens mehr stolz als bescheiden, ein.) Verzeihen Sie mir, mein Herr Director, wenn mein ungewohnter Besuch Ihnen beschwerlich fällt. Indessen — es trifft sich ja wohl, daß zuweilen auch Leute zusammen kommen müßen, die sich sonst nicht zu sehen pflegen, (mit Nachdruk) wenn etwan ein gemeinschaftliches Interesse, worin sie beide collidiren, sie dazu nöthigt.

v. Wildenstein. (höflich, aber ein wenig auffer Fassung) Was steht zu Befehl, mein lieber Herr Professor? Setzen Sie sich. (will Stühle geben.)

Der Prof. (wehrt es ab) Bemühen Sie sich nicht, die Sache kann stehend abgemacht werden, und läßt sich wirklich besser so abmachen, als auf Stühlen, man sieht einander so gerader ins Gesicht. (zu Biedermann) Recht gut

aber, mein lieber Vater, daß Sie eben auch hier sind. Der Herr Director und ich werden uns in Ihrer Gegenwart besser verständigen. Doch zur Sache: Sie wissen ohne Zweifel, Herr Director, daß dieser rechtschaffene Mann hier die Güte gehabt hat, mir seine Tochter, ein gutes liebes Mädchen, zum Weibe zu versprechen; oder wenn Sie es etwa noch nicht wissen sollten, so bin ich gekommen, es Ihnen zu sagen.

v. Wildenst. Ich weiß es, ich weiß es, aus dem Munde meines Herrn Collegen hier selbsten.

Der Prof. Desto besser. Ich höre aber, daß Sie selbst auch gewiße Absichten auf das gute Mädchen haben. Unerachtet nun die meinigen von ganz anderer Art sind, als die Ihrigen, so scheinen wir doch einander hier im Wege zu stehen.

v. Wildenst. Von anderer Art? Wie verstehen Sie diß? Ich will nicht hoffen —

Der Prof. Das sollen Sie auch nicht. — Ich habe gesagt, Herr Biedermann habe mir seine Tochter zum Weibe versprochen.

v. Wildenst. (nach einer Pause) Nun?

Der Prof. (indem er dem Director starr ins Auge sieht) Meine Absicht ist also, sie zu ehlichen.

v. Wil-

v. Wildenst. Nun? Und die meinige?

Der Prof. Wäre eben dieselbe, mein Herr Director?

v. Wildenst. Freilich, freilich, in alle Wege. Und es steht noch auf der Wage, wer der Glükliche seyn wird, Sie oder ich.

Der Prof. Steht noch auf der Wage? Das verhüte der Himmel. Denn — ich kann mich nun einmal nicht verstellen — Sie, Herr Director, wollen Sophien nicht zum Weibe, sondern zur — Mätresse. Und daraus wird nichts, so lange noch Sophie, Biedermann und Dieterich leben.

Biedermann. O mein Sohn, Sie werden zu hitzig. Mäßigen Sie sich. Wie können Sie dem Herrn Director diesen Vorwurf ins Angesicht machen?

v. Wildenst. Ja, Sie sind sehr beleidigend, Herr Professor! — Muß nicht Hr. Biedermann selbst sagen, daß ich seine liebe Tochter, wie Sie, zum Weibe von ihm begehrt habe? Reden Sie, mein theuerster Herr Collega.

Biederm. (mit einiger Unentschlossenheit) Ich kann es nicht läugnen. Indessen — (sehr höflich) verzeihen es Ew. Excellenz meinem Tochtermanne, wenn er so gerade heraus sagt, was das Gerüchte spricht.

Der Prof. Das Gerücht? — Freilich auch

diß, wenn es allgemein ist, wäre schon hinlänglich, um Verdacht gegen Ihre Absichten zu erwecken. Allein — Dank sei es dem Zufalle, oder vielmehr der Treulosigkeit Ihres Freundes — ich habe Beweise. (indem er ein Billet aus der Tasche zieht) Kennen Sie diese Hand, Herr Director? (hält ihm das Billet vor die Augen.)

v. Wildenst. (greift zu, um das Billet zu nehmen, der Professor zieht es zurük.)

Der Prof. Nicht so, mein Herr. Diß Document Ihrer Schändlichkeit erhalten Sie nicht wieder in ihre Hände. Aber Sie, mein Vater, nehmen Sie es, und lesen Sie laut, damit der arme Sünder erröthe, wenn es noch möglich ist.

Biederm. Ich bitte Sie, mein Sohn, lassen Sie es gut seyn. Brechen Sie ab.

Der Prof. Nun, wenn Sie nicht lesen wollen, so hören Sie. (liest) „Noch habe ich „den alten Biedermann nicht, wo ich ihn wollte. „Nicht einmal zum Weibe will er mir das Mädchen geben; der alte Narr glaubt an ein Wort „gebunden zu seyn, das er dem stolzen Prof. „Dieterich gegeben hat. Nun, zum Weibe will „ich sie auch nicht, wenn ich gleich den Vater „mit einer scheinbaren Ehe getäuscht hätte. Zum „Weibe? Ich muß lachen. Nein, ich werde „nicht die Wildensteinischen Ahnen mit solchem „Bürgerblute beflecken. Rathen Sie mir, was

„nun

„nun zu thun ist. (mit Nachdruk) v. Wilden„stein." — Nun, Herr Director, haben Sie noch dieselben Absichten auf Sophieen, wie ich? Pfuy! Ihre Ahnen mit Bürgerblute beflecken! — Ha! Wissen Sie, was beflecken ist? Kein Biedermann beflekt mit seinem Blute eine Familie, und wenn sie gerade von Kadmus abstammte. Aber ein Wollüstling beflekt mit dem seinigen die reine Seele eines unschuldigen Mädchens, und wenn er auf einem Throne säße.

Biederm. (wehklagt still über diese Entdekung, wagt es aber nicht, dem Director Vorwürfe zu machen.)

v. Wildenst. (ausser Fassung) Ich weiß nicht — woher — Es käme — Ich bitte —

Der Prof. Ersparen Sie sich eine Antwort, die Ihnen so viele Mühe macht, und vielleicht ganz unmöglich ist. Kommen Sie, mein Vater, die Sache ist hoffentlich nun abgethan. — Ihr Diener, mein Herr. (Er nimmt Biedermann bei der Hand, der mit ihm nach einer stummen Verbeugung abgeht.)

Zweiter Act. Siebente Scene.

v. Wildenstein. (mit der Casse unter dem Arme, hinter ihm) Biedermann (mit gesenktem Haupte und todtenblaß.) Prof. Dieterich. Sophie.

Sophie. (als sie ihren Vater erblikt, fährt auf)

Ums Himmels willen, mein Vater! Was ist Ihnen? Sind Sie krank? Sie sehen ja aus, wie eine Leiche. (Biedermann sinkt ihr in die Arme, sie führt ihn auf einen Stuhl.)

Biedermann. Arme Tochter! (er sizt ganz zerschlagen da.)

v. Wildenstein. (spöttisch) Krank? Ja man kann ja wohl krank werden, über eine so unvermuthete Entdeckung. Aber (bitter) wer sich selbst nicht rein weiß, je, der sollte auch nicht so streng gegen andere seyn. Die bittern Anmerkungen, die man diesen Morgen machte, hätte man sich ersparen können.

Biederm. O Ihro Excellenz! ich bin rein, gewiß rein. Ein unerklärliches Versehen — Gnädiger Herr! Wenn Ihnen der ehrliche Name eines Mannes etwas gilt, wenn Sie uns nicht absichtlich zu Grunde richten wollen, o lassen Sie sich die Mühe nicht verdrießen, meine Casse noch einmal zu untersuchen, lassen Sie mich die Rollen öffnen und nachzählen. Ich weiß es gewiß, daß ich eine Rolle mit Doppel-Louisd'or in meiner Casse hatte.

v. Wildenst. Ja, ja, sie mag einmal in der Casse gewesen seyn, und sollte freilich noch drinn seyn, aber wo sie nun ist, das wird der Herr Einnehmer am besten wissen. Haben Sie nicht die Rollen alle selbst bezeichnet?

Bie-

Biederm. Das habe ich. Aber kann ich nicht aus Versehen —

v. Wildenst. Aus Versehen? Ey seht mir doch! Man versieht sich auch bei Doppel-Louisd'oren!

Biederm. Die Oeffnung der Rollen könnte ja hierüber den besten Aufschluß geben.

v. Wildenst. Nein, dazu ist nun keine Zeit mehr. Ich habe mein Amt nicht dazu, um treulosen Cassenverwaltern neue Frist zur Verheimlichung ihrer Untreue zu geben.

Biederm. So bin ich verloren. Barmherziger Himmel!

Sophie. (ängstlich) Was ist denn das? Vater! Vater! Was ist geschehen?

Der Prof. Ich ahnde was es ist, aber noch ist mir's nicht deutlich genug. Reden Sie, lieber Vater, was hat es gegeben?

v. Wildenst. Was es gegeben hat? Hm! Einen kleinen Defect in der Casse von ein paar tausend Thalern.

Sophie. (schlägt die Hände über dem Kopfe zusammen) Ach! daß sich der Himmel erbarme! Nun sind wir verloren, und um meinetwillen verloren!

Der Prof. Ist das wahr, Vater?

Biederm. Leider, ja. Aber wie es zugegangen ist, das weiß nur der, der alles weiß.

Der Prof. Und der, der den Defect zu finden, oder vielmehr zu machen verstand. Dahinter

hinter stekt etwas. Herr Director, ich habe Sie diesen Morgen beleidigt, indem ich Ihre Absichten zu laut an den Tag gab. Ohne Zweifel schwuren Sie uns Rache. Sehen Sie mir in's Gesicht, wie ein ehrlicher Mann dem andern, wenn Sie es können, und antworten Sie mir: (mit Nachdruk) Sind Sie unschuldig an dem Defecte, den Sie gefunden haben?

v. Wildenst. Mein Herr, hier bin ich Richter, der Beklagte (auf Biedermann deutend) sizt dort.

Der Prof. Aber Ihre eigene Ehre fordert Antwort auf meine Frage. Sind Sie unschuldig, so retten Sie Ihre Ehre dadurch, daß Sie die Casse noch einmal öffnen, und das Geld nachzählen lassen, wo nicht —

v. Wildenst. Es kann nicht seyn. Johann! (Johann kommt) Bringt diese Casse dem Herrn Steuercaßier Schmid. Meine Empfehlung, und ich würde auf den Abend auch die Cassen-Revision bei ihm vornehmen.

Sophie. Ist denn keine Rettung mehr möglich?

v. Wildenst. Ich bedaure, mein liebes Kind, daß ich Nein sagen muß.

Der Prof. Und ich — ich sage es Ihnen nun auf den Kopfe zu: Sie sind ein Betrüger! Sie sind Schuld an dem Defecte, nicht dieser ehrliche Mann, und es wird ja wol noch Mittel

und Wege geben, die Betrügerei an den Tag zu bringen.

v. Wildenst. Was Sie nicht alles wissen, mein Herr Philosoph? Aber ich dächte, Sie ereiferten sich nicht allzusehr. Was kann auch die Sache noch für ein großes Interesse für Sie haben? Nun hat doch wohl die Brautschaft der Mademoiselle ein Ende, denn der Tochtermann eines abgesezten Einnehmers wird ja wohl Herr Prof. Dieterich nicht werden wollen?

Sophie. Um's Himmels willen, Herr Director, schonen Sie, schonen Sie. (Biedermann wehklagt still.)

Der Prof. Glauben Sie, ich sey Ihres Gelichters? Ich sey Schurke genug, um mein Wort zu brechen, und Unglükliche zu verlassen, weil sie unglüklich sind?

v. Wildenst. Je nun, thun Sie, was Sie wollen, ich wünsche Glük. Indessen — bin ich Ihr Diener. (will gehen.)

Sophie. (fällt ihm zu Füßen) Gnädiger Herr! Erbarmen Sie sich. Sehen Sie meinen alten zerschlagenen Vater, schonen Sie der grauen Haare, schonen Sie der leidenden Unschuld!

Biederm. (ganz zerschlagen) O Ihro Excellenz! Noch einmal flehe ich unterthänig um Untersuchung.

Der Prof. Herr Director! Ich habe Sie diesen Morgen beleidigt. Um dieser guten Men-

schen

schen willen bitte ich Sie um Verzeihung. Versuchen Sie, ob Sie nicht auch gut seyn können. — Ich will noch mehr thun; ich will Ihnen Ihr Billet zurükgeben, und dafür verlange ich nichts, als — Gerechtigkeit für diesen Mann, den Sie zerschlagen haben.

v. Wildenst. (den Sophiens Affect wollüstig erschüttert, vor sich) Ha! sie wird nur noch reizender in ihrem Unglük. Ich widerstehe nicht mehr. (laut, indem er Sophien aufhebt) Wohlan, Mademoiselle, stehen Sie auf; noch will ich schonen, will die ganze Sache unterdrücken, will den Defect von meinem eigenen Vermögen ersetzen, aber — auf die Bedingung, die Ihnen allen bekannt ist.

Sophie. (sinkt zusammen) Ach! um des Himmels willen! Der Preis ist zu hoch.

v. Wildenst. Nun wollt ihr, oder wollt ihr nicht?

Der Prof. Ungeheuer! Nein! Die Unschuld soll auch ohne dich siegen.

v. Wildenst. Gut. — Johann! (Johann kommt) — Wache!

Sophie. (thut einen kreischenden Schrey, und sinkt zu Boden. Der Vorhang fällt.)

III.

Ueber den Werth des Schönen.

Von dem Verfasser der Abhandlung: über die Tiefe der menschlichen Seele ꝛc.

Ein Brief.

Wertheſter Freund!

Sie schreiben de ingenio, et de ſenſu boni et pulchri, und verlangen hierüber meine Gedanken. Lesen Sie sie, wenn Sie Geduld haben, die trockene Arbeit, das Rauhwerk. Ich fürchte, wir werden in dem angefangenen Streit fortfahren müssen. So haben Sie wenigstens Stoff zu Widerlegungen.

Nein, mein Freund! ich beschuldige Sie nicht, „daß Sie auf Kosten der Philosophie die schöne Wissenschaften lieben.“ Ich beschuldige dessen die schönen Wissenschaften selbsten, und zwar aus ihrem eigenen Begriff des Schönen, und dem nothwendigen Schaden, den sie der Philosophie bringen müssen.

Sie

Sie haben recht: „Es ist ein Antheil schwacher Köpfe, immer durch Syllogismen zu sprechen.“ Syllogismen sind ja auch nur ein Kleid, ein logisches Kleid, womit man die Weltweisheit anzieht. Sie gehören zur Mode, die jezt veraltet; zur Pedanterie, zu jenem Bart und Mantel, woran man einen Philosophen kennen sollte. Die schönen Wissenschaften spotten billig dieses strozen Schnittes; sie ziehen die Weltweisheit aus, und kleiden sie anderst, neu und schöner.

Aber ich will kein Kleid, worauf man seine Augen eben so starr, als auf den angezogenen, richten soll. Sie sagen: „Metaphysik bessert das Herz nicht,“ leider, nur allzuwahr! eine Klage, deren Grund ich angegeben: „sondern die Philosophie, die in eine Grazie gekleidet erscheint. Philosophie und schöne Wissenschaften sind Schwestern; bieten sie sich die Hand: so bringen sie alles zu Stande; allein vermag keine nichts.“ Ich sorge, der Reiz der Grazie habe für ihre Schwester üble Folgen. Wenigstens ist die Eifersucht so gar ungegründet nicht.

Die alten Teutschen drücken durch ihr Kleid die Gestalt des menschlichen Leibes aus. Und recht so möchte ich die Weisheit angezogen sehen, weil es doch unmöglich ist sie nackend zu erkennen.

erkennen. Wir doppelt symbolische Menschen haben keinen Begriff von der intuitiven und individuellen (anschauenden und untheilbaren) Erkenntniß des unendlichen Wesens; keinen Begriff von der Art, wie ein Geist im andern Begriffe und Begierden wirkt, symbolisch wirkt in der ersten Classe; wie ein Dämon aus dem Aether einer Sonne, die wir über die siebente Ordnung der Entfernung von uns setzen, wenn er durch Zwischenwelten steigt, mit einem Bruder aus dem Aether des Syrius oder Acarnar redet; redet? Nicht doch — aber ich weiß kein anderes Wort. Ich wollte sagen, wie sie ihre Gesinnungen gegen einander wechseln, wenn sie zusammen kommen? Keinen Begriff, wie ein Engel in dem Organ des Menschen einen Gedanken erwekt, der beim Teutschen in teutschen Worten, beim Canadar im canadischen ꝛc. zum Bewußtseyn aufsteigt; die der Canader dem Teutschen nicht melden kann, ohne neue symbolische Hülfe. Die Vorstellung des Menschen ist schon mit einem Hemd bekleidet; sie braucht einen Rok, so bald sie auswärts mitgetheilt werden soll. Von diesem Rok fordre ich, daß er dem Leib anpasse, alle Glieder ausdrücke, kein Gelenk an der Bewegung hindere; keine Lappen, Franzen, angenähte Umschläge, kurz, keine Theile habe, die keinen Zwek erfüllen; keine Mode,

keine Selbstständigkeit, ich will sagen keine Unabhängigkeit vom Leib, dessen Ausdruk er ist, verrathe; keinen Schimmer, Flitter, Borden, Stikwerke ꝛc. zeige, die die Augen vom Leib auf das Kleid verwenden. So schreibt ein Philosoph, ein Leibniz seine Theodicee. Ein solches Kleid hat immer noch seine Gebrechen, die in dem Mangelhaften der Menschensprache selbsten, in ihrem Wesen liegen: in der Armuth der Redorgane; im Willkührlichen des Worts und seines Begriffs, den die Nachwelt vom gemeinschaftlichen Vater hat, das ist, im metaphorischen Originalverstand; in der großen Anzahl verschiedener Begriffe, die sich zusammen in einem Wort verbinden ꝛc. Lache, wer es nicht versteht, nicht selbst noch hat durchdenken mögen! Wehe, wenn zu diesen Naturgebrechen noch willkührliche kommen, so wie sie sich dadurch eine von der andern im besondern Verstand wesentlich unterscheidet; wenn eine Sprache den Mangel der andern ersetzen soll; noch mehr, wenn Wiz und Weichlichkeit Wörter schleifen, ihren ächten Sinn metamorphosiren und verflittern ꝛc. Und dahin rennt jezt unser Teutsches mit verhängtem Zügel. Wo ist die alte Kraft, und das Gewicht; wo ist die Einfalt, die bedachtsame Sparsamkeit? ꝛc. Und wer ist Schuld daran? Ihre Grazie, die Schöne. Ossian,

Lo-

Lodbrak, Minnesinger ꝛc. sind auf dieser Seite nimmer zu erreichen. Die Hälfte ihres Wesens ist dahin. Calliope ermattet im Französischen und Italienischen, und deren Tochter, der teutschen heutigen Geschwäzigkeit. Dahin zielen die Worte der Preisschrift, sin. §. 20. Der Hochdeutsche hat das einfache und kernhafte verlohren, und sucht nun Rundung, Maas und Weichlichkeit, worin er sich aus eigenem Verschulden selbst entgegensteht.

Lassen Sie uns die Sache aus dem Grund herholen. Sie reden vom Schönen, vom Guten, vom Gefühl desselben, und vom Genie.

Schön ist das Prädicat, das Lob eines Guten, nicht des Guten überhaupt. Nicht alles Gute ist schön. Gott ist gut, nicht schön, wie seine Werke. Ein schöner Geist heißt nicht so, um der Seele und ihrer Eigenschaften willen, die gefallen, sondern schöne Wissenschaften geben ihm ihren Namen. Der Geist an sich, der Seraph, ist nicht schön, als wenn er glänzt, und aus dem Mund eines Propheten oder Dichters spricht. Schöne Gedanken loben sich, nicht im abgezogenen, in der Tiefe, aus der sie steigen. In gewissen Sprossen, woraus sie sich von der Schärfe des beschauenden Augs entfernen, hören sie auf schön zu seyn. Nicht in der Einheit

mit der Sache selber, oder der Wahrheit, dem Vollkommenen; sonst wäre schön und gut gleichbedeutend; sondern Gedanken werden schön in der Art des Ausdruks und der Darstellung; in der Wendung; der Verbindung, besser der Vergleichung, eigentlich des Unerwarteten, des Neuen, und in dem Treffenden; an was? An Deutlichkeit und Ueberzeugung? Nein, sonst wäre die Vernunft eins mit ihrer Schwester, der Grazie; wol aber, an die Sinne und das Blut. Unstreitig sind die neun Musen diese Schönen. Aber Uranie hat diese Ehre gewiß nicht ihrem Maasstab, sondern ihrem gestirnten blauen Kleide; und Clio nicht dem Moder der Urkunden zu verdanken.

Allem Sprachgebrauch nach ist nur schön, was durch Aug und Ohr dem gerührten Herzen wohlgefällt; das sinnliche: schöne Gestalt, schönes Haus; schöner Gesang, schönes Glockenspiel.

Das Gute begreift alles Gefällige in sich, so weit das Reich der Dinge sich erstrecket; wird es dem Schönen entgegengesezt: so theilt es mit ihm wie der Löw in der Fabel; es behält alles für sich. Selbst die Sinne bleiben sein, mit dem meisten vom Gehör. Es ist das Prädicat des Wesens, gleichbedeutend mit der Vollkommenheit, und mit der Einheit und Wahrheit verschwestert. Das Wesen eines Dings ist dasjenige,

nige, woran man es allezeit und allenthalben erkennen kann. Das Geschöpf lernt alles stükweis, und selbst die abgezogenste Wissenschaften sind Erfahrungen. Die menschliche Seele mißt und berechnet alles, ohne sich noch ihres Calculs recht bewußt zu seyn. Aus einzelnen Theilen sezt man einen jeden Begriff zusammen; und jeden Begriff zergliedert man wieder in seine Theils. Jedes Stük ist ein neuer Begriff, und die Theilbarkeit geht ins wahre Unendliche. Hier giebts so wenig Monaden, als in der Natur. Die scharfsinnigste endliche Vernunft bleibt nach einigen Versuchen stehen, und ermüdet bald; der Eigensinn geht im Zirkel um, und der Weise lacht des Tropfens aus dem Meer. Die Summe aller Dinge, die man an einem Ding (Begriff) erkennt, ist eine Welt, die mit ihm zusammenhangen, ist das All, das Ganze, die Summe der Dinge insgemein. Man schneide die Verhältnisse und die Beschaffenheiten samt den Eigenschaften, oder die Dinge und Begriffe, die mit dem, was wir betrachten, gelegenheitlich, unmittelbig und nothwendig zusammenhangen, ab: so bleibt, was wir das Wesen zu nennen belieben. Die Summe der Theile in demselben, oder der wesentlichen Theilbegriffe, sie seyen genetisch oder nominal, macht ein Ding, auf verschiedenen Seiten betrachtet, **vollkommen**,

wahr, und zu einem einen; die Untheilbarkeit, das Anpassende und das Ganze: oder, insgemein gesagt, die Uebereinstimmung des Mannigfaltigen. Man nehme oder setze zu: so ists nimmer dasselbe, nicht wahr, und unvollkommen.

Das Vollkommene, das einstimmige, das Wahre hat das Lob des Guten. Für die Erkenntniß, wie für die Wahl oder freie Handlung, ist gut, was möglich ist, und was da ist. Und alles Gute ist verpflichtend oder lieb. Nichts ist bös, als das unmögliche, und das Nichts. Mehrere in einem machen das Gute grösser, und alles in einem ist ein Eigenthum des göttlichen Wissens und Wollens. Selbst diesem ist nicht alles bindbar; wie viel weniger dem Endlichen, absonderlich dem Menschen. Einstimmung über die Stufe der Erkenntniß gibt Dunkelheit und Verwechslung. Und die Wahl des Mindern gebürt Irrthum und Sünde. Das Gute im ewigen Wesen der Dinge, oder dem Reich der Möglichkeit, ist eben dasselbe in der Würklichkeit, und hier ebendasselbe in der Körper- und Geisterwelt. Sein ist Wirken, Kraft und Wirkung und Gegenwirkung; Gut und Liebe, oder erkennen und wollen, sind sich gleich. Vereinte Kräfte zu einer Richtung, und mehrere Beweggründe zu einem Zwek, summiren, — vereinte Kräfte zur entgegengesez-

gesezten Richtung und widersprechende Gründe, subtrahiren sich in ihrer Wirkung; vereinte Kräfte zu verschiedenen Richtungen, messen sich in der Diagonal, der Regel des besten für die Seelen. Das nähere und das entfernte Gute wirken in umgekehrten Quadraten der Entfernung, und der Masse und Geschwindigkeit oder Lebhaftigkeit. Regeln für die höchste Freiheit und die Körper. Regeln, aus denen sich die richtigste Sittenlehre, die dümmste Irrthümmer, die feinste Betrügereien, die abscheulichste Laster, auch die Widersprüche des Guten und Schönen erklären lassen müssen.

Nichts in der Natur ist nicht elastisch; denn die Wirklichkeit ist undurchdringlich. Gleichwol zählen unsere Sinne viele weiche Körper. Die beste Kraft geht in den Federn und dem Flitterkoth, das reizendste Gut in der flüchtigsten Unachtsamkeit und dummen Fühllosigkeit verlohren. Eindrücke aufs Herz, sonderlich von der Geburt und ersten Jugend an, (ich dörfte von der Zeit des gemeinen Bluts mit der Mutter den Anfang machen,) und lange Uebungen, geben den Vorstellungen des Guten, sie seien gegründet oder nicht, eine nicht zu hemmende Heftig- oder Geschwindigkeit und Wirksamkeit. Die Sinne sind der unterste Grund, das feste Fundament, wor-

auf sich die Seele des Menschen all ihr Gut, ihre ganze Besitzung baut; Sie sind die Vormünder ihres ungebohrnen Fürsten, der Vernunft, bis zu seiner Volljährigkeit, die öfters gar ausbleibt. Der Wiz, der Obervormund, der es erst einige Jahre nach ihnen wird, vermag nichts ohne und nichts wider sie. Selbst bei der eigenen und vollkommenen Regierung bleiben sie ehrwürdige, erfahrne und einzige Regenten. Von den meisten Rechtssachen haben sie keine Erkenntniß. Diese Unkunde, ihre lange Regierung, ihre Unentbehrlichkeit und ihr Eigensinn machen sie furchtbar. Erkennen und Wollen sind sich zwar gleich. Aber bei dieser Gleichung kommt in der Erkenntniß die Klarheit in keine Betrachtung, sondern nur die Lebhaftigkeit derselben. Die deutlichste Gründe wirken nicht, wenn sie nicht lebhaft werden, oder wenn die Lebhaftigkeit gar auf Gegengründe fällt. Licht der Erkenntniß ist nicht Wärme. Licht, die Eigenschaft des Verstandes und Wärme, der Antheil des Bluts aus den Sinnen, bestreiten sich im Menschen in höchst ungleicher Verhältniß. Der sinnliche Anstos an das Herz belacht den deutlichsten überzeugendsten Vernunftgrund, in dem Hirn. Das Gute, das man sieht und hört und schmekt und fühlt, betäubt die gründlichste Vorstellung. Ein Säufer bekennt, vollkommen überzeugt, seine höhere Verbindlich-

keit,

keit, die Süßigkeit des Weins im Glase winkt ihm zu, und er ersäuft die Gründe der Vernunft. Der Reiz des unglükseligen sinnlichen Eigenthums macht alle Kräfte des Verstands zu seinen Sklaven, und schaft das gröste Genie in einen Cartouche, den abgezogensten Frommen in einen Harparum. Dies ist das demüthigende characteristische der Menschheit, der niedrigsten Sorte vernünftiger Geschöpfe, des unseligen Mitteldings von Engel und Vieh. Hier sind nur zwei Mittel möglich, eins für die privat- eins für die öffentliche Sicherheit. Man versäume nicht, Vernunftgründen Lebhaftigkeit zu geben, und durch unausgesezte Wiederholungen in Uebung und Gang zu bringen und darinnen zu erhalten. Alte Gesezgeber erkannten dieses Mittel und brachten manche Tugenden zu einer ausserordentlichen Höhe. Oder, man entkräfte die sinnlichste Reize, besonders die nach Brod und Ehre durch Aufhebung der Ungleichheit und des Eigenthums, dadurch Lykurg und Peru Wunder vor unsern Augen gethan haben; und hemme besonders die Lüste des Fleisches nicht durch Strafgesetze, sondern wirksame Gegenübungen. — Ich rede als Philosoph und träume. Gleichwol ist damit ein neuer Grund gelegt, das Gute und das Schöne in ein Licht zu setzen.

Die Vernunft gesteht dem Schönen die Uebermacht am Menschen gerne zu. Sie liebt auch ihre Schwester, die Grazie, und wünscht ihre Einigkeit und Beihilfe. Doch wäre sie berechtigt, die Aufsicht zu behalten. Ich will auch nicht entgegen seyn, wenn bei dem Kleide, das ich oben wünschte, die Grazie der Schneider heissen soll, obgleich im engern Verstand die schöne Wissenschaften keinen Theil daran haben; ja so gar keinen, daß sie vielmal alle daselbst angegebene Vernunftregeln übertretten. Sie schimmern oft und flittern, und rühren nacheinander alle zitternde Sinne, und am Ende ist der kalten Ueberlegung dennoch nichts gesagt, oder etwas sehr gemeines. Um niemand in Teutschland zu beleidigen, will ich ein Beispiel weit herholen. Bossuet mußte in einer Trauerrede innehalten vor ausbrechenden lauten Seufzern des ganzen Hofs, welche die Worte verursacht hatten: „O nuit desastreuse! nuit effroyable! ou retentit tout-à-coup comme un éclat de tonnerre cette étonnente nouvelle: Madame se meurt! Madame est morte!" Ein zärtlicher Geigenstrich! wie schön! In meinen Universitätsjahren opponirte ich einst wider die Kälberzähne: sie haben, samt den Haarbuckeln der Säulen ꝛc. keinen zur Sache gehörigen Zwek, keinen Vernunftgrund ihres Daseyns; und erhielt zur Antwort: sie seien zur Zierde da. Ist etwas

gut,

gut, das keine Absicht hat? Ist etwas wirklich schön, was nicht gut ist? Eine feine Frage, die die schöne Wissenschaften schamroth machen kann. Das schöne in der Baukunst dekt oft die Mängel des Festen und Bequemen. Und was ist gemeingerechneter und löblicher als die Entschuldigung der Unvernunft eines Shakespear, (ich bleibe weit entfernt von unsern Gegenden und Zeiten) durch seinen erhabenen Schwung und hinreissende Empfindungen. Macht sich ein Dichter über eine wahre Geschichte: so schreibe er nur schön, er kützle die Ohren, er wiege das Herz; es thut nichts, wenn ihn schon die Wahrheit Lügen straft. Sicherer aber ist die Erdichtung. Swift sagt von ihr, sie gewähre viel schönere Scenen, als die Wahrheit, die sich nicht darum Mühe geben möge. Es wird ein Abgrund der Seele liegen bleiben, wie Melpomene vor Freuden weinen macht. Im sittlichen ringen der Schaden und Nutzen, den Erato, die jugendliche Schöne wirket, ohne Unterlaß. Der entschlossene Cäsar wird roth und blaß, und läßt die Bücher fallen, und bekennt sich überwunden. Wehe! wenn das Recht, das Gute, die Wahrheit in solche Enge kommen. Verdienen ein Areopag und die Verfassung vieler alten Staaten den Vorwurf der Barbarei, wenn sie lieber die Musen verweisen, als in Gefahr laufen wollten, ungerecht zu werden?

den? Und welcher Mensch ist fähig, dem Gebrauch und Misbrauch im Strom, sichere Schranken umzustecken? Es giebt Fälle, in denen die Wärme des Herzens schädlich ist; Zorn und Liebe geben Stoff zu täglichen Beweisen. Das Entbrennen des Helden in Reih und Gliedern ist dem Anführer desselben höchst unanständig und gefährlich. Eugen hätte, da er seine Manschette zerbiß, nicht dörfen angegriffen werden. Und es giebt ungleich mehrere Fälle, dahin sich die Empfindungen und sinnliche Vorstellungen nicht wagen sollten. Dahin gehören alle Begriffe, die über die Sinne gehen. Der Alte auf dem Thron bei einigen heil. Propheten gehört unter die Gesichte. Wie aber: wenn der Donner dreimal rollt, der Schöpfer spricht, und ein Seraph durch die Weltsysteme eilet, den Erdpunkt aufzusuchen? — Grad so, wie ein Geist aus dem Ohrlappen der großen Geistergestalt sich einem Schwedenborg an seinem Ohrläpplein empfinden macht. Schön sind unstreitig die Proportionen für das Aug und Ohr. Dies ist die Schönheit der Baukunst und Musik. Die Sinne zählen, übersehen die Verhältniß und finden ein Gefallen. Aber 1: 2, und 2: 3, und nur viel weiter nicht, sonst braucht es Mühe, die Rechnung wird schwer, das Uebersehen wird verdrüßlich, das Ganze wird zu groß, das Maas der

Sin-

Sinne höret auf; und von nun an, mag alles weitere gut, wahr, vollkommen seyn, aber schön ists nimmer. Newton geht seine Wege fort, und sein Gefolg verdünnt sich hinter ihm. Und Leibnizen erwarten die Seinen am Gestade, wenn er zur Leichtbegreiflichkeit zurücke kehrt. Pure Vernünftler sind furchtbare Kettenhunde, und Schmeichler liegen in der Schönen weichem Schooße. Jene sind mürrische Keucher in der Mitte der zahlreichen tanzenden Jugend. Das beste ist, daß ihrer wenig sind. Ein kaltes Amphibien- und ein warmes wallendes Blut müssen einander zuwider seyn. Kalt ist das tiefe Forschen nach Wahrheit und Vollkommenheit in dem Unendlichen der Natur, dem wesentlichen der Dinge. Träg und bedachtsam steigt der Weise in der Deutlichkeit, dem Licht der Wahrheit auf; er geht von einem Theilbegriff zum andern, und seufzet, wo er stehen bleiben muß. Der schöne Geist lebt allein der warmen Empfindung und bettet sich auf Rosenblättern. Seine muntere Geschwindigkeit rascht mit Taubenflügeln durch durch das All der Dinge, und sammelt, was seinen Augen wohlgefällt. Können Vernunft und schöne Wissenschaften immer gute Freunde seyn? Kann man zugleich eilen und stille stehen, unsinnliche, abstrakte Dinge nach Belieben sinnlich machen? Begierden, Empfindungen, die Mörder

der

der Deutlichkeit, in Gesellen und Freunde derselben verwandeln? — — Was geschehen kann und soll, ist, wie schon angemerkt worden, dieses: daß ein zur Ueberzeugung und Deutlichkeit erstarkter Lehrling der Vernunft, den schönen Wissenschaften zum Eindruk ins Herz, zum dauernden Leben und der Uebung des erlernten übergeben werden soll; und daß sich diese bescheiden, nur bei dem, was an sich schön ist, zu verbleiben.

Das Gefühl des Guten und des Schönen eröffnet uns ein neues Feld. Gut und schön gefällt, ist lieb und angenehm. Die Liebe zum Schönen und Guten, das Gefallen daran, heißt der Geschmak. Die Seele ist keine glatte Wachstafel, auf welcher erst geschrieben werden muß, oder auf welche man schreiben kann, was man will. Nur die erste Menschenseele war es, und zwar nur allein bei den ersten sinnlichen Gegenständen und ihrem symbolischen Eindruk; und nur bei dem ersten Gehör der Töne, die der Mechanismus ihres Leibes, jenem Eindruk gemäß, hervorgebracht, da sie diese Töne mit diesen Gegenständen erstmals vereinte, und einem neuen symbolischen, der Menschensprache, den Grundstein legte. Das Gefühl seiner selbst ist unzertrennlich von der Wirklichkeit, und gleich alt mit der Welt, wie die Welt gleich alt mit ihrem

Schöpfer.

Schöpfer. Wirklichkeit und Leben, und Gefühl und Wirklichkeit sind eins und ebendasselbe; auf welchem zwei große Convolute und Erscheinungen, die Bewegung und die Vorstellung, die Körper- und die Geisterwelt beruhen. Und das Gefühl der Hand, von welcher Wesen und Wirklichkeit getragen wird, ist in der Wirklichkeit und dem Gefühl derselben eingeschlossen. Das Verkehr mit der Gottheit und der Geisterschaar steht allem symbolischen voran, und lauft sodann neben ihm daher, so, daß es der Mensch nicht ausdrücken und nur fühlen kann. Einheit, Wahrheit und Vollkommenheit nennt die Mode der Weltweisheit die Form der Wesen der Dinge; des wirklichen wie des möglichen. Die Wirklichkeit fühlt sie, im sittlichen, wie in der Natur; im sinnlichen wie im unsinnlichen und abgezogenen; so nothwendig, als das Wesen; so unmöglich anders, als widersprechend ihr zugleich das Nichtseyn ist. Man nenne dieses Gefühl der Wahrheit, des Rechten und des Guten, wie man wolle: gemeinen Sinn, Mitwissen u. s. w. Im Sittlichen heißt's Gewissen.

Alles was lebt, hat Geschmak, Gefallen an dem Guten; alles was Sinne hat, hat Gefallen an dem Schönen. Hierin müßen sich alle Verschiedenheiten, alle Gegensätze vereinigen. Es

giebt

giebt Mißgeburten, deren Grundbildung oder Anlage, bei der Ausvicklung und dem Wachsthum, gehemmt, gedrukt, verdreht, aus seiner Form gekommen. Das Gänsehirn eines Käsperles, gebohrne, gemachte, affectirte Narren. Das Nervengebäude ähnlicht den Darmsehnen der Geigen. Es giebt verspannte Saiten. Und Saiten zittern nur bei Tönen ihresgleichen. Zwei gleichharmonisch aufgezogene Claviere in ungleichen Tönen stimmen nicht zusammen.

Der Dichter hat nicht allezeit auch ein musikalisches Gehör; und der schöne Geist mißkennt oft die anständige Stellung des Leibs und den Tact der Füße. Es entstehen sittliche Mißgeburten von angebohrnen, eingeprägten, verderbten Neigungen aus der frühesten Jugend; von widrigen lebhaften Eindrücken auf das Herz, wie der wüste Text einer schönen Musik, von hinreissenden Leidenschaften. Nebenumstände, Gebrechen des Leibes werden lieb. Das ganze Volk der Hottentotten stottert, kaudert und klatscht mit der Zunge, vielleicht vom Naturfehler ihres gemeinen Vaters. Lange von Geschlechtern her anererbte, aus der bittersten Armuth entsprossene Gewohnheiten bleiben lieb; sonst wäre die Lebensart der Völker, ihr Geschmak an widrigen Speisen u. s. w., unerklärbar. Die bloße Nationals-

tionalgewohnheit macht gut und widrig, schön und wüst. Die Naturgabe der Nägel an den Händen, die der reinliche Chineser — und an den Füßen, die der diebische Guineer zu benutzen weiß — wie ekelhaft, wie lächerlich ist sie dem thörichten Europäer. — Oft thuts der bloße Begriff des neuen, welches in der Unruhe der wirkenden Seele liegt; wie die Mode aller Welt. Oft ein bloßes Vorurtheil, das sich auf einen erhaltenen Eindruk, auf eine Begebenheit, auf einen Umstand gründet, den man sich oft selbst nicht sagen kann. — Und nur die unübersehbare Vielfältigkeit der Ursachen ist Schuld am Sprichwort: daß man vom Geschmak nicht disputiren könne. Gegenstände und Grade des Gefühls kommen auf die Temperamente an. Grob und zart, schwach und stark gespannt, kann unmöglich einerlei und gleichstark empfinden. Ein Phlegma fühlt schwach und kurz im Dunkeln, und liebt die Ruhe und den sinnlichen Geschmak. Die Melancholie empfindet langsam, aber stark, und liebt den Ernst und die Bedachtsamkeit, tritt aber fürchterlich aus ihrem Bette. Das Sanguinische empfindet lebhaft, aber kurz, seine Neigung geht auf Neuerung und Lenkbarkeit. Die Cholera von lebhafter und daurender Empfindung entbrennt und zehrt sich selbst, und artet mit der äussersten Spannung in fallende

Sucht oder Ueberwerfung aus. Die Temperaments-Mischungen samt allem, was bisher bemerkt worden ist, schaffen für jede einzelne Seele ein characteristisches Eigenthum. Jede sieht und beurtheilt das Gute und das Schöne aus ihrer Stellung und Verfassung. Zu diesem Mittelpunct ihres Gesichtkreises verhält sich die ganze Welt. Aller Augen lieben einen Regenbogen, und jedes sieht sich seinen eigenen.

Hirn und Herz, Verstand und Sinne; Gedächtniß, Wiz und Urtheilskraft; und Wille und Begierden, wie Leib und Seele; Nahrung, Leibes-Leben und Empfindung; Gemüths-Leibs- und Glüksverbindlichkeiten, u. s. w. hängen sich einander an, und stoßen sich voneinander ab in unaufhörlichen Bestrebungen. Jedes macht Anspruch an das Ganze der Seele, und jedes theilt mit dem andern als sein Feind, auf Hoffnung eines Mehreren; und das Ganze befindet sich bei der Theilung am vollkommensten und gesundesten. Nur Hirn ist Kaltsinn und Unschmak; nur Herz ist Schwärmerei und Unsinn, und macht endlich toll. So entstehen der Un- und Aberglaube; der Pedant und der Quäker; der Critiker und der Quietist. Der Unempfindliche bei dem Guten und Schönen ist ein Abschaum der Natur; es sei dann, daß das Fühllose von

aussen

aussen im innern Sinn und seiner Entzückung liege. Gar zu empfindsame, gar zu weiche Herzen sind mit jedem Tangenten allen Abirrungen ausgesezt. Stonecastels Olivia giebt einen Thaler nach dem andern hin, um über Mordgeschichten genug zu weinen, aber zu milden Gaben hat sie in ihrem Leben noch keinen Groschen aufgeopfert; und Marmontels Timon hat das beste Herz. Wehe! wo das Gefühl des Schönen der einzige oder doch der Hauptzwek ist. Schlimmer, wo das Schöne und Gute meins, wenigstens eifersüchtig sind. Am schlimmsten aber, wenn die Empfindung, wie Swift von seiner Einbildungskraft anmerkt, so hartmäulig ist, daß sie mit der Vernunft durchgeht, und diesen schlechten Ritter gar herunterwirft.

Bei diesen Umständen unterwinde ich mich nicht, ein Genie zu definiren. So viel ist gewiß, daß es das lateinische ingenium nicht ist, und daß es noch keinen deutschen Namen hat. Ich schliesse noch mit einer einzigen Betrachtung. Jedes Alter des Menschen hat, neben dem angebohrnen, noch sein eigenes Temperament und eigene Gemüthsverfassung. Der Neugebohrne, ein Phlegma, in Windeln gewickelt, schläft im Dunkeln sinnen- und begierdenlos. Das Kind im Bauch und Führer, sanguin-phlegmatisch,

übt und bricht seiner neuen Sinne Gegenstände und Begierden mit jedem Augenblik in ungezählte Stücke. Der Knab in durchlöcherten Hosen, sanguinisch, sammelt (Memorie) und knüpft (Phantasie) die wechselnde Zahl der Dinge in leicht aufgehende Knoten. Der Jüngling in seidenen Franzen, choler = sanguinisch, baut sich (ingenium) aus der Sammlung ein Haus der Schönheit, und traut demselben und sich und jedermann. Der junge Mann (adolescens) in Sammet und güldenen Borden, cholerisch, reißt manches wieder ein, bezieht das ächtere näher auf sich, und wartet auf Beifall. Der Mann in feinem Tuche, choler = melancholisch (judicium) sieht, und stopft die Lücken, stüzt den sinkenden Muth, und mißtraut. Der Alte, altdeutsch gekleidet, melancholisch und melancholphlegmatisch, von aussen ungeblendet und bedachtsam, (judic. profundum) versichert sich des ächten, gründlichen und daurenden. Und der lezte wird wieder rükwärts nach Stufen, sanguin = phlegmatisch, und endlich ein Phlegma wie der Neugebohrne.

Oder näher beisammen: Sinne und Eindruk das Kind; Gedächtniß, Einbildung, Wiz und Begierde der Knabe; schöne Wissenschaften, ingenium, heftige Leidenschaft der Jüngling; Vernunft,

nunft, Philosophie, das Gute aus Gründen, der Wille der Mann.

Noch enger: Es sind drei Hauptstufen des menschlichen Verstandes: Sinnlichkeit, Einbildung und Wiz; und drei Stufen der Neigungen: Brod, Ehre und Wollust, die neben einander aufsteigen. Hierinn ist ein Volk wie ein Mensch; und im weiten Umfang der Geschichte ein Volk wie das andere. Alles durchwandert die Zeit der Einfalt und Unwissenheit, die Zeit der redlichen Tapferkeit, und die Zeit der Feinheit oder Niedlichkeit; das Hirten-, das Helden-, das polirte Alter. Und in Absicht auf die Urkunden eines Volks, die Zeit der Ungewißheit, der Fabeln und der Geschichte; der Knab, der Jüngling, und wie soll ich das dritte nennen?

Jedes Alter hat seine eigene Schönheit, Sprache, Geist, Dichtkunst und Gesänge, die sich nicht unter sich verwechseln lassen. Die Hirtenlieder, das kindische Lallen, die redliche Einfalt, die Armuth der Begriffe und der Worte, die Niedrigkeit der Gegenstände, das nackende, die Unkunde der Einkleidung ꝛc. gefallen zwar gestandenen Jahren; sie erhalten sich aber nicht, und sinken in die Vergessenheit. Pindar und Gesner sind Anachronisten. Man hört den Samo-

jeden

jeden, den Grönländer, den Hottentotten ꝛc. singen, man lächelt und geht weiter. Nun singt der Barde, der Prophet — vom eigenen Anblik des Helden und seiner Thaten entflammt, selbst ein Held, mit jugendlichem Nationfeuer, und edler ungetheilter Begeisterung des ganzen Volks, in sparsamen, kurzen, rauhen aber schweren Worten, Worten der Wahrheit und der Kraft, unkundig aller Schminke, von der Natur und Empfindung gelehrt, wirkliche Freiheit, Ehre, Tapferkeit, Liebe, Freundschaft ꝛc. ächte Tugenden, lebende Geschichten. — Diese schöne Jugendjahre verfliessen, aber sie bleiben noch dem Greisen unvergeßlich. Er erinnert sich ihrer ohne Unterlaß, und empfindet die Thaten, die Schiksale, die damalige Stellung seiner Seele, immer wieder von neuem, bis ihn sein Gedächtniß auch verläßt.

Inzwischen ist mit zunehmenden Jahren alles anders worden. Kampf und Wunden haben sich in Schweis des Feldbaues, die Kriegsschwärme in bürgerliche Umarmungen verwandelt. Die Begeisterung ist gesunken; ihr enger, jäher, reissender Strom lauft nun in einer weiten Ebene unendlicher anderer Gegenstände, unzähliger Bedürfnisse der Bequemlichkeit ꝛc. verbreitet. Der Verstand hat zugelegt; die Wissenschaften

schaften sind gewachsen, die Sitten, Tugenden, Vorstellungen sind wesentlich, oft ins Gegentheil verändert. Die Sprache hat sich ganz nach diesen Umständen eingerichtet: matt, weichlich, leicht, flitterhaft, vervielfältigt, gedehnt und schwazhaft, unselbstständig schön, gekünstelt, erzwungen ꝛc. Umsonst wünscht man sich verhauchte Jahre zurük. Umsonst ahmt man sie nach. O könnte man sie zu seiner Beruhigung vergessen! Bardengesänge der Anthologie, Lieder der schönen Feir u. s. w.; was sind sie anders, als dergleichen seufzende Wünsche? Schwermüthige Anachronismen? Erkennen Sie unser Zeitalter, die Zeit der schönen Wissenschaften? Was hoffen Sie von Ossian und Minnesängern? Wo ist das männliche Nationenalter? Ich habe noch keins in der Geschichte angetroffen. Unsere sinnliche, schöne Männerwelt, mit der ungeheuren weiblichen Modesucht, und der überschwengliche Hang zu Empfindungen und zum hinreißenden verräth einen starken Ansaz des Kindischen im hohen Alter, von welchem Barbarei und Atonie gemeiniglich nicht mehr sehr ferne sind. Vielleicht erinnern Sie sich hiebei der Religionspyramide und des Kirchenthermometers.

Bei Verlegern diß sind folgende Bücher zu haben:

Aphorismen über das Erinnerungsvermögen in Beziehung auf den Zustand nach dem Tode, 8. 792 30 kr.

Bacos, (Fr.) Unterhaltungen über verschiedene Gegenstände aus der Moral, Politik und Oeconomie, 8. 797 54 kr.

Begriff, tabellarischer, des Weltalls, insonderheit der drei Naturreiche, 8. 786 54 kr.

Boebels, (J. G.) practische Feldmeßkunst für Landfeldmesser, und für diejenige die sich darinnen selbst unterrichten wollen, mit 5 Knpf. 3te vermehrte Aufl. 8. 798 45 kr.

Einleitung, kurze und faßliche, in die Geometrie, Astronomie und Chronologie, mit 1 Kupf. 8. 787 30 kr.

Klemms, (J. F.) neuer Atlas für die Jugend, mit 22 illuminirten Landcharten, 2te mit 1 Karte vermehrte Auflage, 8. 789 3 fl.

Mauchard, (J. D.) für Jünglinge und Mädchen beim Eintritt in das Jugendalter, ein Confirmationsgeschenk, 8. 794 45 kr.

le Roux, über die Wuth, eine Preisschrift, a. d. französ. 8. 796 36 kr.

Storr, (D. G.) neue Apologie der Offenbarung Johannis, 8. 782 1 fl. 15 kr.

Wurster, (C. F.) vollständige Anleitung zu einer nüzlichen und dauerhaften Magazinbienenzucht, mit 6 Kupf. 8. 790. 2 fl.

—— (C. F.) Anleitung zur practischen Feldmeßkunst, nebst einem Anhange von der Trigonometrie, Gnomic und Visierkunst, mit 7 Kupf. 8. 786. 45 kr.

Digitized by Google

Repertorium

und

Bibliothek

für

empirische Psychologie

und

verwandte Wissenschaften.

Mit

Unterstützung mehrerer Gelehrten herausgegeben

von

M. J. D. Mauchart,

Diaconus zu Nürtingen in Wirtemberg, und auswärtigem Mitgliede der literarischen Gesellschaft zu Halberstadt.

Dritter Band.

Tübingen,

bei Jacob Friedrich Heerbrandt.

1801.

Allgemeines

Repertorium

für

empirische Psychologie

und

verwandte Wissenschaften.

Mit

Unterstützung mehrerer Gelehrten herausgegeben

von

M. J. D. Mauchart,

Diaconus zu Nürtingen in Wirtemberg, und auswärtigem Mitgliede der literarischen Gesellschaft zu Halberstadt.

Sechster Band.

Tübingen,

bei Jacob Friedrich Heerbrandt.

1801.

Vorrede.

In dem hier erscheinenden neuen Bande dieses Repertoriums ꝛc. hoffe ich, den Erinnerungen einiger Recensenten der vorhergehenden Bände, eine strengere Auswahl unter den eingesandten Beiträgen zu treffen, Genüge geleistet zu haben; — ich bin mir wenigstens bewußt, ihn an interessanten Aufsätzen so reichhaltig gemacht zu haben, als es mir möglich war.

Der Meinung des Rec. des nächst vorhergegangenen Bandes in der allg. Literatur-Zeitung 1800. Nro. 177., als ob die Abhandlung: über die Tiefe der menschlichen Seele ꝛc. wohl gar ein nachgeschriebenes Collegien-Heft seyn dürfte, muß ich geradezu widersprechen; — wenn es mir erlaubt wäre, ihren Verfasser zu nennen, so würde diese Vermuthung von sich selbst wegfallen; aber auch die Versicherung kann sie entkräften, daß ihr Verfasser sie erst im Jahre 1765. (zu einer Zeit, da er schon mehr als vierzig Jahre alt, und also von keinen Collegien-Heften mehr bei ihm die Rede war, — und er selbst war

nicht

nicht Professor —) angefangen und ungefähr zwanzig Jahre später erst beendiget hat.

Dem Aufsatze: „können Furcht und Hoffnung Triebfedern einer reinsittlichen Handlungsweise seyn?" hoffe ich, werde der Vorwurf: daß solche Untersuchungen nicht in ein solches Repertorium ꝛc. gehören, nicht, wie den moralischen Abhandlungen der beiden vorhergehenden Bände, gemacht werden. Er ist übrigens durch eine, von dem Consistorium meines Vaterlandes, allen Geistlichen im vorigen Jahre zur Beantwortung aufgegebenen Frage desselben Inhalts, veranlaßt worden.

Ueber die übrigen Aufsätze dieses Bandes sage ich nichts; sie mögen selbst für sich sprechen.

Nürtingen in Wirtemberg
den 5. Jan. 1801.

Der Herausgeber.

Inhalt dieses Bandes.

Seite

I. Empirische Psychologie.

1. Ideen zu einer Psychologie der Bibel, — vom Herausgeber. 3
2. Ueber das Sprichwort: man darf nur sterben, um gelobt zu werden. — von ebend. 42
3. Ueber den Einfluß, den der Abend und die Nacht auf das Gemüth äussern. — von Hrn. Adjunct Tzschirner zu Wittenberg. 70
4. Ein merkwürdiges Beispiel von der unauslöschlichen Stärke jugendlicher Eindrücke. — von ebend. 106
5. Eine Art von Erscheinung. 107
6. Noch etwas über Muttermähler. — von Hrn. D. Elvert. 108
7. Stillung eines Wechselfiebers durch ein Amulet bei einem jungen Manne, der nicht an Amulete glaubte. — von ebend. 118
8. Beispiel eines von Kindheit an Blödsinnigen, in dessen Organisation kein Grund dazu zu entdecken war. — von ebend. 121
9. Eine Ahndung. 129
10. John Elves, ein merkwürdiger Geizhals. Eine psychologische Seltenheit. Auszug aus seiner Lebensgeschichte. 132
11. Psychologische Selbstprüfung nach Kants Temperamentenlehre in der Anthropologie. — von Hrn. M. Michaelis zu Leipzig. 148
12. Beiträge zur Oneirologie. — vom Herausgeber. 153

Inhalt.

Seite

A. Besondere Idiosynkrasieen im Träumen. 155
B. Sympathetische Träume, worunter einer zugleich ein ahndender war. 167
C. Traum einer Wahnsinnigen. 172
D. Ein Traum vom Träumen. 175
E. Noch eine Reihe seltsamer und merkwürdiger Träume. 178

II. Moral.

1. Können Furcht und Hoffnung Triebfedern einer rein-sittlichen Handlungsweise seyn? — vom Herausgeber. 189
2. Nehmen ist seeliger als Geben. Ein psychologisch-moralisches Paradoxon. In einer Vorlesung. 208
3. Verbrechen aus Gewissenhaftigkeit. Eine Criminalgeschichte aus Kleins Annalen ꝛc. nebst Bemerkungen darüber vom Herausgeber. 248

III. Pädagogik.

1. Ueber das kluge Verfahren eines Lehrers in Fällen, wo seine Schüler etwas fragen, was er entweder selbst nicht weißt, oder ihnen nicht erklären kann und mag. — von einem practischen Erzieher. 271
2. Zwo merkwürdige pädagogische Erfahrungen; — die erste vom Herausgeber; die andere aus einem Briefe. 301

IV. Aesthetik.

1. Etwas über das Wunderbare, und den Hang zu demselben. — von Hrn. Diac. Conz. 311
2. Dramaturgische Miscellen; (über den Philoktet des Sophokles). — von ebend. 320

I. Empi-

I.

Empiriſche Pſychologie.

I.

Ideen zu einer Psychologie der Bibel.

Erster Abschnitt.

Präliminar-Fragen und Erörterungen.

Was lehrt die Bibel in Ansehung der menschlichen Seele? In diese Frage wird sich wohl ein jeder, der sich die Idee einer Psychologie der Bibel deutlich machen will, dieselbige auflösen. — Aber die Frage selbst läßt mehr als Eine Erklärung zu. Wer sich dieselbe beantworten will, wird entweder das erste beste Vernunftsystem der Psychologie zur Hand nehmen, mit demselben die Lehren der Bibel vergleichen, und wo er in dieser irgend eine Stelle findet, die er zum Beweise dieser oder jener zuvor schon gefundenen psychologischen Wahrheit brauchen kann, sie an Ort und Stelle seines Systems anmerken, und damit so lange fortfahren, bis er die ganze Bibel auf diese Art durchgemacht, und jede zu seinem Zwecke taugliche Stelle derselben benuzt und angemerkt hat. Auf diese Weise wird er denn ein wunderbares Gemische von Vernunft-

und Offenbarungswahrheiten, ein psychologisches Vernunftsystem mit positiven Lehren verbrämt, oder, wenn man lieber will, eine philosophische Psychologie, durch Aussprüche der Bibel erläutert, erhalten, welche er mit dem Namen biblischer Psychologie benennt.

Oder er wird die Sache umkehren, und ohne irgend ein philosophisches System der Psychologie voraus anzunehmen, die Bibel in der Absicht durchlesen, um sich alles dasjenige, was sie über die menschliche Seele sagt, herauszusuchen und zu sammlen, um sich daraus ein biblisches System der Psychologie (freilich nur ein fragmentarisches, das blos Aggregat der in der Bibel einzeln aufgesuchten und gefundenen psychologischen Wahrheiten ist) unabhängig von den Wahrheiten der bloßen Vernunft, zu bilden, und auf diese Art abermal eine biblische Psychologie, reiner als nach der ersten Methode, bekommen, ungefähr in dem Sinne, wie man biblische Physiken, Naturgeschichten, Zoologieen, Mathematiken, Numismatiken u. d. hat.

Oder es ist ihm endlich überall nicht um ein System zu thun, er will weder ein philosophisches System der Seelenlehre durch biblische Stellen erläutern oder beweisen, noch aus der Bibel ein Gebäude der Psychologie aufführen, — aber er will doch die heiligen Urkunden zu seinem Zwecke, alles auf seinem Wege mitzunehmen,

was

irgend zur Bereicherung und Erweiterung seiner psychologischen Kenntnisse dienen kann, auch nicht unbenuzt lassen. Er durchliest sie also mit psychologischem Forschungsgeiste, hebt sich diejenigen biblischen Geschichten und Stellen aus, welche ihm Stoff zu psychologischer Darstellung oder Analyse gewähren, analysirt sie wirklich psychologisch, und hebt dasjenige, was in denselben psychologisch merkwürdig ist, und Ausbeute für psychologisches Forschen verspricht, vornehmlich heraus, ohne übrigens darauf auszugehen, sich daraus irgend eine Art von System zu bilden, das er vielmehr zuvor schon (wenigstens seiner Grundlage nach) ins Reine gebracht hat, und ohne sich allein (oder auch nur vorzüglich) an diejenigen Stellen der Bibel zu binden, welche eigentlich und zunächst von der menschlichen Seele sprechen. — Aber er schafft sich dadurch abermal eine biblische Psychologie, oder, was diese Methode vielleicht passender ausdrückt, eine Psychologie der Bibel, die er also etwan auf eben die Art zu seinem Zwecke benuzt, wie er es z. B. — Verzeihung der profanen Vergleichung! — mit ältern und neuern Dichtern vornehmlich Dramatikern, oder mit der Mythologie macht.

Sollte dieß hier etwa noch nicht deutlich genug seyn, so wird weiter unten, so wie auch davon, welche von diesen drei Methoden die zweck-

mäßigste und fruchtbarste sei, noch einmal zu reden Gelegenheit werden. — Aber Eine dieser drei Methoden ist es wohl immer, nach welcher sich derjenige, der sich mit der Psychologie der Bibel beschäftigen will, die obige Frage: was lehrt die Bibel von der menschlichen Seele? — zu beantworten suchen wird. Wollten wir hierüber noch zweifeln, so dürfen wir nur die Geschichte fragen.

Zweiter Abschnitt.

Geschichte der biblischen Psychologie.

§. 1.

Von den Neu-Platonikern bis auf Crusius.

Philosophie der Bibel, und dann insbesondere auch Psychologie derselben, ist von jeher ein Gegenstand der Untersuchung für solche Köpfe gewesen, die sich gerne mit geoffenbarter Religion und Philosophie zugleich abgaben, und entweder die Lehren der leztern in die erstere, oder die der erstern in die leztere herüber trugen. — Von dem Zeitraume an, da die Philosophie in diejenigen Gegenden übergieng, welche zuvor schon geoffenbarte Religion kannten, bis auf unsre Zeiten hat es daher immer Philosophen und Theo-

logen

logen gegeben, welche, indem sie diese beiden Wissenschaften studirten, entweder die eine mit der andern vermengten, oder die eine aus der andern zu erläutern suchten. — Die ersten Spuren davon findet man daher bei den Neu-Platonikern, welche die Lehrsätze der Platonischen und Aristotelischen Philosophie, deren Anhänger sie waren, in die positive Religion hineintrugen. — Die Theosophen im 16ten und 17ten Jahrhundert zeichneten sich durch eben diese Vermischung aus, wie sie denn auch von den Neu-Platonikern ausgiengen, und der Character der scholastischen Philosophie war ebenderselbe. — Als hierauf gegen das Ende des 15ten Jahrhunderts das Ansehen der Aristotelischen Philosophie gestürzt wurde, noch mehr, als im 17ten Jahrhunderte Baco von Verulam auftrat, welchem nach und nach bis in die Mitte des gegenwärtigen eine ganze Reihe ächt philosophischer Köpfe: Descartes, Leibniz, Wolf u. a. nachfolgten, so kam diese Behandlungsart der Philosophie und Theologie, und diese Vermengung beider miteinander, nach und nach wieder in Abgang, bis der bekannte Gegner Wolfs, D. Christian August Crusius einen, wiewohl unglücklichen Versuch machte, eine unächte Theologie wieder in die Philosophie einzumischen.

Indessen ist der Name: Philosophie oder Psychologie (als ein Theil von jener) der Bibel für alle die bisher

Digitized by Google

bisher angegebenen Methoden, Philosophie und Theologie miteinander zu vermischen, viel zu gut; sie waren vielmehr (wenigstens gerade in dieser Mischung) ein unnützes Gemengsel, das weder ächte Philosophie, noch reine Theologie war, dialectische Systeme, in welchen die Philosophie durch verkehrte und unzeitige Einmischung der Theologie, und diese hinwiederum durch jene verdorben ward. — Man darf, um sich hievon zu überzeugen, nur die hieher gehörigen Schriften der Neu-Platoniker und Scholastiker, insbesondere z. B. die des Johannes von Damascus, vornehmlich seine Bücher de fide orthodoxa, — aus den ältern, oder die Crusiusischen Schriften — aus den neueren Zeiten nachschlagen.

§. 2.

Seiler. Roos.

Indessen fanden, wie das Crusiusische System überhaupt, das nun längst vergessen ist, indeß das Wolfische, das durch ihn gestürzt werden sollte, auch jezt noch in ehrwürdigem Andenken unter den Philosophen bleibt, auch seine Bemühungen, wieder Theologie in die Philosophie hineinzubringen, wenig Beifall und Nachfolger, und diese Art von Philosophie, oder, (wenn man lieber will) Theologie gieng daher nach seiner Zeit ziemlich zu Grabe, wenn man nicht etwa Canz's

(eines

(eines Anhängers von Wolf) Methode zu philosophiren, der auch seine philosophischen Beweise mit Aussprüchen der Bibel zu unterstützen pflegte a), hieher rechnen will, und wir haben von der Mitte dieses Jahrhunderts an wenig theologisirende Philosophen von Belang mehr aufzuweisen.

Näher dem Zwecke der gegenwärtigen Untersuchung, und auch wirklich dem Ideale einer vernünftigen biblischen Psychologie näher, kommen die Untersuchungen, welche Herr D. Seiler zu Erlangen, und Herr Prälat Roos zu Anhausen (damals Superintendent zu Lustnau) vor zwanzig und dreißig Jahren darüber angestellt haben. Der erstere schrieb in den Jahren 1778 bis 1787 in fünf Programmen: „Animadversiones ad psychologiam sacram," — und der leztere gab im Jahr 1769 eine eigene, für die biblische Psychologie bestimmte Schrift unter dem Titel: „Fundamenta psychologiæ ex sacra scriptura sic collecta, ut dicta ejus de anima, ejusque facultatibus agentia collecta, digesta atque explicata sint." — Der Titel dieser leztern Schrift giebt schon hinlänglich zu erkennen, was man in derselben zu suchen, und nach welcher Methode ihr Verfasser biblische Psychologie bearbeitet; — und die folgende Stelle der Vorrede

a) Beispiele hievon findet man in dessen „Ueberzeugendem Beweis aus der Vernunft von der Unsterblichkeit der Seelen. Tüb. 1744."

lehrt noch deutlicher, was ſich derſelbe überhaupt unter bibliſcher Pſychologie gedacht hat. „Omnes diſciplinæ, ſagt er daſelbſt, ex ſtricturis veritatis, quæ in ſermonibus ac ſcriptis ſapientum virorum ſparſim deprehenſæ fuerant, concinnatæ ſunt; omnes loci theologici ex oraculis per totam ſcripturam diſſeminatis coaluerunt: quidni ergo ſic quoque coaleſcere poſſit pſychologia ſacra? Non autem ille concinnare putandus eſt pſychologiam ſacram, qui ſcripturam ad philoſophemata proprio auſu excogitata inflectit, atque definitionibus et ſententiis, quas absque ſcriptura poſuit, poſtea demum ſcripturæ patrocinium conciliare ſtudet; hoc enim modo, etiamſi errores omnes evitantur, ſcriptura tantum pro teſte, non pro magiſtra, pro lapide lydio, non pro fonte veritatis habetur. Conſultiſſimum igitur eſt ita accedere ad ſcripturam. ut nullum præſtruatur ſyſtema, totumque tractationis ædificium ex verbis ejus rite intellectis exſtruatur. Verba Dei etiam, ubi de rebus creatis agunt, veriſſima, puriſſima, accuratiſſima ſunt. Nudam ille pſychologiam in ſcriptura nullibi docuit, ſed, cum declaravit, quid animis hominum accidere queat, quid in ſpiritum cadat, quid cor agere ac pati poſſit, quæ ſint partes τῦ νοὸς et τῆς διανοίας &c. in exercitio religionis et impietatis, ſine dubio voluit, ut, quid ſit anima, quid ſpiritus, quid cor, quid νῦς et διάνοια &c. noſcamus, quia absque his notionibus

tionibus integram veritatem percipere non poſſemus. Inquirentes igitur in verum ſignificatum vocabulorum ac ſenſum dictionum, quibus ſcriptura ſacra, ubi de anima humana agit, utitur, vera pſychologiæ fundamenta ponimus, quibus ſi definitiones ac poſitiones caute ſuperſtruentur, ac tota tractatio in formam ſyſtematis redigetur, integra pſychologia ſacra concinnabitur."

Die Programme des Hrn. D. Seiler ſind ungefähr nach demſelben Zuſchnitte und ähnlichen Grundſätzen, jedoch mit ausgebreiteterer Beleſenheit, tieferer Gelehrſamkeit, und größerem Scharfſinne abgefaßt, und in dieſen beiden Schriften hätten wir denn alſo ein Syſtem (wenn es anders dieſen Namen verdient) einer rein bibliſchen Pſychologie, ungefähr auf die Art, wie oben die zwote Methode ſich die Frage: was lehrt die Bibel von der menſchlichen Seele? zu beantworten angegeben wurde.

So wenig nun auch Unterſuchungen dieſer Art und nach dieſer Methode ihr Verdienſt abgeſprochen werden kann, ſo dünkt mir doch, daß ſie das Ideal der in pſychologiſcher Hinſicht möglich fruchtbarſten Behandlungsart der Bibel, was man ſich doch vernünftigerweiſe unter einer Pſychologie derſelben vorſtellen muß, nicht erreichen. — Die Bibel iſt einmal kein Lehrbuch der Pſychologie, dasjenige, was von der Seele empiriſch

risch erkannt werden kann, — und diß ist denn doch wohl das meiste, und, die Lehre von der Unsterblichkeit ausgenommen, auch das wichtigste — erhält in ihr durch directe Belehrung keine näheren Aufschlüsse, als sie uns Vernunft und Erfahrung geben, und eine, wenn auch noch so methodische Zusammenstellung dessen, was die Bibel von der menschlichen Seele sagt, kann daher zwar zur Berichtigung und Aufklärung biblischer Notionen dienen, der Psychologie selbst aber keinen Gewinn bringen.

§. 3.

Jerusalem. Heß. Niemeyer. Ewald. Schiller.

Indessen kann es keinem aufmerksamen Bibelforscher verborgen bleiben, daß die Bibel, nicht indem sie uns absichtlich über die Natur, Eigenschaften und Erscheinungen der menschlichen Seele belehren will, aber gelegenheitlich, indem sie sich vielleicht mit andern Wahrheiten beschäftigt, oder indem sie uns irgend eine merkwürdige Geschichte erzählt, einen reichen Vorrath von Belehrungen enthält, die der Psychologe, der zugleich Theologe, oder der Theologe, der zugleich Psycholog ist, neben dem Hauptzwecke, zu welchem er die Bibel gebraucht, auf eine gedoppelte fruchtbare Weise benutzen kann, indem er nehmlich

lich theils in der ersten Qualität (als psychologischer Theolog) seine psychologischen Kenntnisse benuzt, um mit ihrer Hülfe gewiße Stellen der Bibel bald richtiger zu erklären, bald fruchtbarer und mannichfaltiger nach seinen jedesmaligen Zwecken anzuwenden; — theils in der andern (als theologisirender Psycholog) aus eben diesen Stellen, (oder Geschichten) die er mit psychologischem Forschungsgeiste betrachtet und behandelt, neue zum Theil sehr passende und treffende Beweise für psychologische Erfahrungssätze sich sammelt, die er zu immer festerer Gründung des wissenschaftlichen Systems der Psychologie benuzt.

Von dieser Art waren die Bemühungen derjenigen philosophischen Schriftforscher, die sich in dem lezten Drittel dieses Jahrhunderts als solche bekannt gemacht haben, eines Jerusalems, Heß, Niemeyers, Ewalds, Schillers. Diese fünf Männer haben das, was man eigentlich Psychologie der Bibel nennen kann, wirklich zu dem Ideale hingeführt, das einem jeden, der sich etwas vernünftiges und fruchtbares unter diesem Namen denken will, vorschweben muß. — Es wäre viel zu weitläufig, hierüber einen vollständigen Inductionsbeweis aus ihren Schriften zu führen, aber auch einzelne Beispiele sind hiezu für unsern Zweck hinlänglich.

Man

Man lese also z. B. was Jerusalem in seinen Betrachtungen über die vornehmsten Wahrheiten der Religion über die erste Sünde der ersten Menschen b) sagt; — man lese die Darstellung des innern Zustandes Abrahams, als er den Entschluß gefaßt hatte, seinen Sohn zu opfern, und der Bewegungen, die in seiner Seele auf dem Wege nach Moria vorgehen mußten, — von Heß c); — man lese Ewalds Geschichte Davids d), und Salomo's *) vornehmlich, die den Hauptabschnitten derselben angehängten, zum Theil vortrefflichen, und besonders auch in psychologischer Hinsicht, musterhaften Betrachtungen; — oder seine Betrachtungen über die Gleichnisse unsers Herrn **); man lese endlich, was Schiller in dem Aufsatze: „Etwas über die erste Menschen-

b) Betrachtungen über die vornehmsten Wahrheiten der Religion 8. Braunschw. 1780. II. Th. S. 140. ff.

c) Geschichte der Patriarchen. Von dem Verf. der Geschichte Jesu, 8. Zürich 1776. I. B. S. 352. ff.

d) David, 2 Theile, 8. Leipzig und Gera 1795. 96.

*) Salomo, Versuch einer psychologisch-biographischen Darstellung, gr. 8. Leipzig 1800.

**) Der Blick Jesus auf Natur, Menschheit und sich selbst, oder Betrachtungen über die Gleichnisse unsers Herrn. Ein Lesebuch für Christusverehrer. Von Joh. Ludw. Ewald. Zweite Aufl. Hannov. 1796.

Menschengesellschaft nach dem Leitfaden der mosaischen Urkunde" e) von der allmähligen Cultur des Menschengeschlechtes und Kains Brudermorde sagt, so wird man die obige Behauptung hinlänglich bestätiget finden.

Niemeyers claßisches Werk: Characteristik der Bibel f) insbesondere kann man wohl mit dem höchsten Rechte eine eigentliche practische Psychologie der Bibel nennen. — Characteristik, als ein Theil der Menschenkunde, und als ein Mittel zur Menschenkenntniß, ist doch wohl einer der wichtigsten Theile der practischen Seelenlehre. Characteristik der biblischen Personen insbesondere ist also ein um so schäzbarerer Beitrag hiezu, je mannichfaltigere Charactere die Bibel uns darstellt, und je getreuer sie uns oft die Züge derselben bis auf die kleinsten Nüancen und Schattirungen liefert; — die Menschenkunde kann also nicht anders, als durch eine solche Characteristik gewinnen.

Diß war auch wirklich einer der Zwecke, welche Herr D. Niemeyer bei der Abfassung seines Werkes beabsichtete, das Studium des Menschen durch das Studium der Bibel, die Kenntniß

e) Dessen kleinere prosaische Schriften I. Theil, S. 346. ff.

f) Zweite Aufl. gr. 8. Halle 1777. — 1782. 5 Theile.

niß der lebenden Menschen durch die Kenntniß der längst verstorbenen zu befördern g). Und wer kann ihm mit Grunde widersprechen, wenn er in dieser Absicht sagt h): „wo ist die Geschichte, bei der wir mit mehr Erfolg Forscher des Menschen seyn könnten, als bei der biblischen? — Abwechslung, Mannichfaltigkeit, wo in reicherem Maße? Moralische Schönheit und Verunstaltung in allen Nüancen, wo mehr als hier? Welche Reihe von Beispielen, erhabner, ausserordentlicher, mittelmäßiger, gewöhnlicher, schlechter, tief herabgesunkener Menschen! Der Mensch in welchen äusserst merkwürdigen Situationen! Und diß alles, wie vortheilhaft für den Characteristiker! — Gäb' es eine Geschichte der Menschheit, was liesse sich daraus lernen! Da könnte man tausend guten und bösen Gewohnheiten, da tausend wichtigen Grundsätzen, Sitten, Vorurtheilen, auf die Spur kommen. Da liesse sich vielleicht entdecken, wie, wann das menschliche Geschlecht besser, schlimmer geworden, wie dieser, wie jener Irrthum entstanden, wie er am besten geheilt werden könne. Wenn die Vortheile einer Geschichte der Menschheit so groß sind, nun, was klagen wir denn? Die Bibel ist Geschichte

g) Siehe die Vorrede zur ersten Ausgabe S. 18. 19.

h) Siehe I. Theil, S. 18. 19.

schichte der Menschheit in einem so vollkommenen Verstande des Worts, als keine der andern."

Eben so sicher ist durch eine solche Characteristik der Bibel auch der andere Zweck, den Hr. D. Niemeyer dabei hatte, „in Beziehung auf Bibel und Religion selbst," erreichbar. Daß derjenige, der mit dem Blicke des Menschenforschers die Bibel studirt, und in die Charactere der in ihr aufgestellten Personen eindringt, die Bibel selbst besser verstehen lernen, manche Zweifel und Bedenklichkeiten leichter sich lösen, und zu einer richtigern Schätzung und Würdigung der Bibel im Ganzen sowohl, als insbesondere der einzelnen in ihr erzählten Geschichten sich den Weg bahnen wird, ist wohl auch keinem Zweifel unterworfen.

§. 4.

Kant.

Endlich hat in den neuesten Zeiten der große Reformator der Philosophie, der unsterbliche Kant, auch den Untersuchungen dieser Art, wovon wir bisher gesprochen haben, eine neue Gestalt gegeben. Die durch ihn nun schon so oft zur Sprache gekommene moralische Interpretation der Bibel führt, je nachdem man sie von einer Seite betrachtet, gerade auch zu einer solchen Behandlung der Urkunden der Of-

fenbarung, wie man sie sich bei einer Psychologie der Bibel vorstellen muß.

Die Hauptsache dieser moralischen Interpretation lauft da hinaus, daß man sich eine „durchgängige Deutung der Offenbarungsurkunden zu einem solchen Sinne, der mit den allgemeinen practischen Regeln einer reinen Vernunftreligion zusammenstimmt," zum Grundsatze macht, wenn schon hiebei „diese Auslegung in Ansehung des Textes oft gezwungen scheinen, oft es auch wirklich seyn mag," i) wenn man nur dabei „voraussezt, daß man nicht behaupten will, der Sinn, den man (auf diese Art) den heiligen Büchern giebt, sei von ihnen auch durchaus so beabsichtet worden, sondern dieses dahin gestellt seyn läßt, und nur die Möglichkeit, die Verfasser derselben so zu verstehen, annimmt." k)

So gegründet nun gewiß auch die scharfsinnigen Bemerkungen eines der vornehmsten und würdigsten Gegner Kants in diesem Fache, von welchem der große Philosoph selbst mit Ehrerbietung spricht l) des Herrn D. Storr m) gegen diese

i) Die Religion innerhalb der Gränzen der bloßen Vernunft vorgestellt von J. Kant, Königsberg 1793. S. 150.

k) Ebend. S. 152.

l) Siehe die Vorrede zu der neuen Ausgabe der Religionslehre.

m) Dessen Animadversiones quædam theologicæ ad philo-

diese moralische Interpretation, und ihre durchgängige Anwendung auf die heiligen Urkunden, in hermenevtischer und exegetischer Hinsicht sind, so wenig die Vernachläßigung der grammatischen Interpretation dem Bibel-Studium Vortheil bringen kann, so wenig (nach meiner Ueberzeugung) die Urkunden der Offenbarung fruchtbar benuzt werden können, wenn man nicht (eben sowohl als bei jedem alten Profanscribenten) zu allererst den eigentlichen Sinn der Verfasser nach den Regeln der grammatischen Auslegungskunst herauszubringen bemüht ist, so wenig es daher auch (in hermenevtischer Rücksicht) erlaubt ist, durch diese moralische Interpretation in Bücher oder Stellen der Bibel erst einen Sinn hineinzutragen, den ihre Verfasser zwar gehabt haben können, aber nicht erweislich wirklich gehabt haben; — so gewiß endlich der historische Theil und das historische Ansehen der Bibel eine größere Wichtigkeit hat, als ihm Kant beizulegen geneigt ist, (was zu beweisen hier nicht der Ort, in der Storrischen Schrift aber wirklich bewiesen ist n),) so glaube ich doch, daß sich eben diese moralische Interpretation ohne Nachtheil der biblischen Urkunden und ihres Stu-

philosophicam Kantii de religione doctrinam, 4. Tub. 1793. §. XVII.

n) Siehe §. XIV. XV. XVI. XVIII—XXI.

diums, sowohl in philosophischer als theologischer Hinsicht sehr vortheilhaft und fruchtbar anwenden läßt.

Lassen wir die grammatische Interpretation immer in ihrem unläugbaren Werthe, benutzen wir sie, um durch ihre Anwendung den wahren ersten Sinn der Verfasser der heiligen Urkunden herauszubringen, aber bleiben wir hiebei nicht stehen, sondern forschen nun nach, was sich daraus weiter folgern läßt, welche moralische (oder andere) Wahrheit noch unter der Hülle des buchstäblichen Sinnes verborgen liegen mag, was sich jene Schriftsteller noch weiter dabei gedacht haben mögen oder können, (wenn schon vielleicht nicht wirklich gedacht haben) wenn wir ihnen nur nichts andichten, was dem zuvor schon gefundenen Wortsinne widerspräche, was kann daraus wohl für ein Nachtheil für Bibel-Studium und Exegese erwachsen? Ueberall ist es doch „der Geist, der lebendig macht, der Buchstabe ist kein nütze."

So die moralische Interpretation angesehen, scheinen mir Kant und Storr nicht mehr so weit von einander entfernt zu seyn. Jener sagt in der angeführten Schrift o): „man kann sich über die Art erklären, wie man sich einen historischen Vortrag moralisch zu Nutze macht, (ohne diß für Schrift-

o) S. 43. 44. Anm. *)

Schriftauslegung auszugeben) ohne darüber zu entſcheiden, ob das auch der Sinn des Schriftſtellers ſei, oder wir ihn nur hineinlegen;" — und in der Storriſchen Diſſertation finden wir die Stelle p): „Jeſus certe et apoſtoli, cum locos ſcriptorum V. T. mutuati ſunt, atque ad ſuam ſententiam accommodarunt q), grammaticum ſenſum non repudiarunt. Idem valet in locos N. T. qui conſilium argumentantur, quorſum veteris foederis aliquod dictum ſpectet. Talis enim dicti grammaticus ſenſus non negatur, quod de conſilio, quorſum aliquid vel dictum, vel hoc potiſſimum modo enunciatum fuerit, exponitur." — Ich glaube, daß aus dieſen beiden Stellen, der einen wie der andern, die Wahrheit hervorgeht: daß die grammatiſche und die moraliſche Interpretation nebeneinander hergehen können.

Ja ich glaube ſogar, daß die lezte neben der erſten hergehen muß, und die erſte ohne die lezte, wenigſtens in pragmatiſcher Abſicht, viel zu unfruchtbar, viel zu ſehr todter Buchſtabe wäre. Es erhellt diß unter andern auch daraus, daß die Verfaſſer der heil. Bücher, vornehmlich die Apoſtel in ihren Briefen, ſo viel Locales,

p) S. 60. Anm. 312.

q) Womit ſie, dünkt mir, doch etwas der moraliſchen Interpretation ähnliches gethan haben.

blos auf die damaligen Zeiten und Verfassungen Bezug habendes, gesagt haben, das für uns bei geänderten Zeiten und Verfassungen, welche sie nicht mit im Auge gehabt haben können, verloren wäre, wenn wir uns blos an den buchstäblichen Sinn ihrer Worte hielten, und nicht neben der grammatischen Interpretation die moralische zu Hülfe nähmen.

Wirklich ist daher auch wenigstens eine Art dieser moralischen Interpretation von jeher üblich gewesen, ich meyne diejenige, die man zum homiletischen Gebrauche angewandt hat. Nicht blos schlechte Prediger, die durch einen falschen Wiz oft wunder was für Dinge, die kein Vernünftiger darin finden kann, in eine biblische Stelle hineinzulegen, oder aus ihr herzuleiten wissen, sondern auch Vernünftige, die gerne eine jede so fruchtbar als möglich anzuwenden, und den besondern Bedürfnissen ihres Auditoriums anzupassen suchen, gebrauchen in ihren Vorträgen vielleicht oft ohne den Namen zu wissen, eine Art dieser moralischen Interpretation, indem sie aus biblischen Stellen Wahrheiten und Sätze deduciren, an welche man bei einer aufmerksamen Betrachtung derselben allerdings denken kann, an welche aber vielleicht, und oft mehr als vielleicht, die Verfasser bei diesen Stellen gar nicht gedacht haben. So sagt z. B. ein bekannter guter Schrifterklärer, Hr. Immanuel

manuel Berger in seiner moralischen Einleitung in das neue Testament ꝛc. unerachtet er dabei den Vorwurf von sich abzulehnen sucht, daß er der Kantischen Regel der Auslegung gefolgt sei, daneben doch, daß er sich bisweilen genöthigt gesehen habe, seine Zuflucht zu philosophischen Auslegungen zu nehmen. — „Wo," sagt er, „die Aussprüche Jesu nicht schon durch sich selbst deutlich genug sind, wo die grammatische Erklärung ihre Bedeutung unbestimmt läßt, wo die historische nicht anwendbar oder nicht ausreichend ist, da muß man über eben den Gegenstand nachdenken, über welchen Jesus sprach, muß aufsuchen, was sich wohl alles darüber sagen läßt, muß ähnliche Aussprüche Jesu zu Hülfe nehmen, sie mit dem vorliegenden, dem Geist, den Worten nach, welches schon bei der philologischen Erklärung geschehen muß, vergleichen, und so den wahren Sinn zu finden suchen. Alles dieses sind Geschäfte des philosophischen Auslegers, welcher demnach bei Erklärung des N. T. wohl keine so überflüßige Rolle spielen dürfte, als man hie und da zu glauben scheint." r)

r) Siehe Versuch einer moralischen Einleitung in das Neue Testament für Religionslehrer und denkende Christen. Von Immanuel Berger, zweiter Theil, 8. Lemgo 1797. Vorrede S. XV.

Dritter Abschnitt.

Feststellung des eigentlichen Begriffs einer Psychologie der Bibel. Plan ihrer Bearbeitung. — Nutzen derselben.

§. 1.

Begriff einer Psychologie der Bibel.

Wendet man nun das, was so eben von der moralischen Interpretation gesagt worden ist, auf den Begriff an, den man sich vernünftigerweise von einer Psychologie der Bibel machen kann, so ergiebt sich daraus, daß sie eigentlich die Frucht einer Arbeit ist, bei welcher man die Bibel in der Absicht durchliest, um sich jede vorkommende Stelle zu merken, welche auch nur gelegenheitlich und ohne daß es ihre Absicht wäre, Aufschluß über psychologische Wahrheiten zu geben, etwas enthält, das der Psycholog dazu benutzen kann, um es entweder zu psychologischen Erfahrungsbelegen, oder vielleicht gar, wiewohl diß seltener der Fall seyn wird, zur wirklichen

Erwei-

Erweiterung und Aufklärung der Psychologie zu gebrauchen; zu welchem Ende dann wirklich häufig eine Art der moralischen (oder philosophischen) Interpretation wird angewendet werden müßen.

§. 2.

Plan einer solchen Bearbeitung der biblischen Psychologie.

Nach dieser Idee wird denn also weder die erste noch die zweite der im I. Abschnitt aufgeführten drei Methoden, eine Psychologie der Bibel zu construiren, Statt finden können. Nicht die erste, denn es ist uns bei einer solchen Bearbeitung nicht darum zu thun, die philosophischen Lehrsätze der Psychologie durch biblische Beweise zu unterstützen, und dadurch gleichsam bündiger zu machen; — nicht die zweite, denn wir wollen noch weniger aus der Bibel ein System der Psychologie zusammensetzen, und es ist uns überhaupt nicht darum zu thun, uns über diese Wissenschaft von der Bibel directe belehren zu lassen. Somit bleibt also nur die dritte übrig, welche oben im I. Abschnitt schon deutlich genug beschrieben, und unter allen offenbar die zweckmäßigste ist, weil die beiden ersten, da uns die Bibel keine eigentliche Aufschlüsse über das, was von der Seele empirisch erkannt werden kann,

giebt und geben will, in dieser Rücksicht, und in Hinsicht auf Psychologie selbst, eine unnütze Arbeit sind.

Die Bibel besteht aber vornehmlich aus zween Theilen, einem historischen, und einem dogmatischen. Von beiden wird der Psycholog, der sie zum Behufe seiner Wissenschaft benutzen will, Gebrauch machen. Er wird die gewiß in mancher Rücksicht höchst merwürdigen Geschichten der Bibel so behandeln, daß er sie zuerst mit dem spähenden Auge des Menschenforschers betrachtet und untersucht, um ihren wahren Inhalt und Gehalt zu entdecken; — und dann hinwiederum in eben denselben dasjenige aufsuchen, was aus ihnen psychologisch merkwürdiges ausgehoben oder hergeleitet werden kann, wird es mit psychologischem Forschungsgeiste herauszufinden und darzustellen wissen; und eben so wird er auch mit einzelnen Stellen und Ausspruchen der Bibel verfahren, wobei er denn freilich der Stelle, an welcher er dieses Geschäft verrichtet, oft einen Sinn wird unterschieben müßen, der zwar möglich, aber nichts weniger als nothwendig ist, und an welchen ihr Verfasser zwar gedacht haben kann, aber vielleicht, und oft so gar erweislich nicht gedacht hat.

Die unten anzufügenden Proben einer solchen Behandlung werden diß deutlicher machen. Indessen will ich hier nur eine Reihe von biblischen

Geschich-

Geschichten und Stellen anführen, welche zu einer solchen psychologischen Behandlung Stoff geben können. — Es gehören nehmlich hieher

I. von Geschichten: die der ersten Sünde; — der Brudermord Kains; — Abraham bei der Aufopferung Isaacs; — Salomo's Urtheil über das Eigenthumsrecht der beiden Müttern an das lebend gebliebene Kind; — die Furcht des Herodes vor dem enthaupteten Johannes; — die meisten Gleichnißreden Jesu, u. v. a.

II. Von einzelnen Stellen: 1 Mos. 2, 18—24. — Sir. 21, 2. — Matth. 18, 8. 9. — Luc. 6, 41. 42. — Röm. 2, 15. — Röm. 7, 15—19. — 1 Kor. 2, 11. — Gal. 5, 17. — 1 Tim. 6, 10. — Jac. 1, 15. — Jac. 2, 10. u. v. a.

§. 3.

Nutzen einer solchen Psychologie der Bibel.

Daß nun eine Behandlung der Bibel, wie die bisher beschriebene ist, eine in jeder Rücksicht fruchtbare Arbeit seyn müße, ist wohl keinem Zweifel unterworfen, indessen will ich doch einige Gesichtspuncte angeben, von welchen aus der Nutzen derselben deutlicher einleuchtet.

Er ist zwiefach. Einmal ist es gewiß, daß die

die Bibel so manche Schätze von Weißheit und den gemeinnützigsten Wahrheiten enthält, die aber oft unter der Hülle einer Geschichte, eines Bildes, oder öfters selbst nur eines beiläufigen Ausdrucks verborgen liegen. Diese hervorzusuchen, zu sammeln, zusammenzustellen, gewährt gewiß dem Philosophen überhaupt, und dem Psychologen insbesondere, eine Ausbeute, welche er zu hellerer Aufklärung, oder zu festerer Begründung seines Systems mit vielem Nutzen gebrauchen kann. Man erinnere sich zum Beweise, was oben von Niemeyer über die Vermehrung der Menschenkenntniß durch die Bibel angeführt worden ist.

Der andere Nutzen, den solche Untersuchungen gewähren, liegt auf der Seite des Schriftforschers. Eben darum, weil sie unter der Hülle, in welcher sie oft verborgen sind, nicht sogleich erkannt werden, so entgehen sie nicht selten demjenigen, der die Bibel nur in religiöser und theologischer Absicht durchliest; bringt er aber zu dem Studium derselben auch noch den Vorsaz mit, das, was in ihr psychologisch merkwürdig und oft so treffend und schön gesagt und dargestellt ist, zugleich aufzusuchen, so wird er durch diese Untersuchung gewiß noch so manche schöne, grosse, aufbewahrenswerthe Wahrheit entdecken, die ihm ohne dieselbe verborgen geblieben wäre.

Vierter Abschnitt.

Proben einer solchen Psychologie der Bibel.

Es sei mir nun erlaubt, aus der oben angeführten Reihe biblischer Geschichten und Stellen, welche einer psychologischen Bearbeitung fähig sind, für jezt nur zwo, eine Geschichte und eine Stelle auszuheben, um durch sie ein paar Proben von der bisher beschriebenen Methode einer Psychologie der Bibel zu geben.

§. 1.

Herodes Furcht vor dem enthaupteten Johannes.

Es ist in der That eine merkwürdige Erscheinung, welche Matthäus Kap. 14, 1. 2. und Marcus Kap. 6, 14—17. von Herodes, dem Vierfürsten von Galiläa, erzählen. Als das Gerüchte von den Wunderthaten Jesu von Nazareth vor seine Ohren kam, so war er, da er wahrscheinlich von diesem Wunderthäter bis auf diese Zeit zuvor nichts gehört hatte, und nun auf einmal seinen Ruf vernahm, und von dem Anhange

hörte,

Digitized by Google

hörte, den er schon hatte, sogleich mit dem Urtheile fertig: es ist Johannes der Täufer, den ich enthauptet habe, der ist von den Todten auferstanden, darum thut er solche Thaten.

Aus dem Munde eines Herodes muß ein solches Urtheil doppelt befremden. Herodes war bekanntlich ein Sadducäer, nach den Lehrmeynungen seiner Secte konnte er also an keine Auferstehung der Todten glauben, und man hätte demnach denken sollen, daß er auf jedes andere Urtheil eher, als auf das: Jesus sei der enthauptete und wieder auferstandene Johannes, gefallen wäre; nichtsdestoweniger ist diß der erste Gedanke, auf welchen er bei der Nachricht von Jesu Wunderthaten fällt.

Diese Geschichte ist ein schönes und merkwürdiges Belege zu der schon durch so manche Erfahrung bestätigten psychologischen Wahrheit: daß Affecten und Leidenschaften selbst auch die Urtheile des Verstandes verkehren. Das bündigste System selbst des systematischen Denkers leidet nicht seiten einen Stoß, wenn eine Leidenschaft, die sich in dasselbige nicht hineinpassen läßt, in den Weg tritt, und das Begehrungsvermögen heftig oder ausschliessend beschäftigt. Daher hat z. B. schon oft ein Donnerwetter oder eine tödtliche Krankheit durch die

Furcht

Furcht vor dem Tode, welche sie erregen, das ganze System eines Gotteslängners umgestürzt s).

Eine solche Leidenschaft war aber wirklich bei Herodes vorhanden, nehmlich die Furcht vor dem enthaupteten Johannes, falls er wirklich wieder lebte. Wenn es auch nur möglich war, daß Johannes wieder auferstanden seyn konnte, so hatte Herodes in allwege viel von ihm zu befürchten. Hatte er schon zuvor, ehe ihn Herodes hatte enthaupten lassen, so frei und laut gegen ihn gesprochen: es ist nicht recht, daß du deines Bruders Weib hast, um wie viel freier und läuter, mußte Herodes denken, wird er nun sprechen, nachdem ich die Ungerechtigkeit an ihm begangen habe, daß ich ihn seine Freimüthigkeit mit dem Leben habe bezahlen lassen! Und die Furcht vor dieser neuen und nun wohl noch grösern Freimüthigkeit des Johannes mußte bei Herodes noch durch das Gerücht von dem Anhange Jesu, den er für jenen hielt, vermehrt werden. Denn wie gefährlich konnte er nun ihm und seinem Throne werden, wenn er mit dieser Freimüthigkeit

s) Vergl. Abels Erläuterungen wichtiger Gegenstände aus der philosophischen und christlichen Moral, besonders der Ascetik, durch Beobachtungen aus der Seelenlehre, S. 191. — Allgemeines Repertorium für empirische Psychologie ꝛc. I. B. S. 105. ff.

thigkeit das Volk, das ihm anhieng, zur Rache gegen den ungerechten Regenten aufforderte!

Aber woher kommt es, möchte man fragen, daß Herodes die Furcht, welche ihn sehr natürlich alsdann befallen mußte, wenn Johannes wirklich wieder auferstanden wäre, nicht mit dem Gedanken niederschlug: er ist nicht auferstanden, er kann nicht auferstanden seyn, denn es giebt ja überall keine Auferstehung der Todten; sondern im Gegentheile seinem Systeme auf der Stelle ungetreu wurde, und nun abergläubischer Weise annahm: es giebt eine Auferstehung der Todten? Denn dieses plözliche Glauben an eine Auferstehung war bei Herodes wirklicher Aberglaube, weil er sie nicht durch Gründe der Vernunft, sondern durch eine gewiße Nöthigung des Begehrungsvermögens annahm, was gerade ein characteristisches Kennzeichen des Aberglaubens ist.

Woher kommt diß? Eben von der Furcht. Denn Furcht macht abergläubisch. Wie der Abergläubische furchtsam, so ist auch der Furchtsame abergläubisch. Furcht und Aberglauben stehen in beständiger Wechselwirkung gegeneinander. Das von Furcht eingenommene Gemüth glaubt Dinge, welche der unbefangene Verstand als die lächerlichsten Thorheiten verwirft. Ich habe Menschen gekannt, die im affectlosen Zustande so frei von

den

den Fesseln des Aberglaubens waren, als nur irgend ein Mensch es seyn kann; Männer von hellem Verstande und Einsichten in die Natur der Dinge und den Zusammenhang zwischen Ursachen und Wirkungen, welche aber doch, wenn irgend ein Zufall ihnen Sorgen wegen der Zukunft verursachte, sich öfters wider ihren eigenen Willen und gegen ihre bessere Ueberzeugung, nicht enthalten konnten, abergläubischen Meynungen des Pöbels einigen Beifall zu geben, oder wenigstens zu dem Glauben geneigt zu werden, daß sie eben doch nicht so ganz verwerflich seien; Menschen, welche z. B. über die Meinung, daß ein über den Weg springender Hase ein Unglück auf der Reise bedeute, als über eine lächerliche Thorheit scherzen konnten, aber nachher, nachdem sie einmal mit dem Wagen umgeworfen, ohne daß ihnen eben zuvor ein Hase wirklich über den Weg gesprungen wäre, und dadurch im Fahren furchtsam geworden waren, einen solchen Hasen nicht mehr ohne eine Anwandlung von einer abergläubischen Furcht sich über den Weg springen sehen konnten. — Andere, die nie auf Vogelgeschrei oder Hundegeheul achteten, wurden ängstlich, wenn des Nachts eine Eule krächzte oder ein Hund heulte, zu der Zeit, da etwan eines ihrer Lieben gefährlich krank lag, und sie es durch den Tod zu verlieren fürchteten. — So richtig das Sprichwort ist: was man hofft oder wünscht, das glaubt

man leicht, eben so gewiß ist es, daß man auch das leicht glaubt, was man fürchtet.

Erregt wurde aber diese Furcht bei Herodes durch sein böses Gewissen, durch das schreckende Bewußtseyn der Frevelthat, die er an Johannes verübt hatte. Andere, die von Jesu Thaten hörten, hielten ihn für den wiedergekommenen Elias oder einen andern Propheten, Herodes hätte sich an diese Meinung auch halten können, aber das Bewußtseyn seiner Schuld trieb ihn, ihr zu widersprechen: „nein, es ist Johannes, den ich enthauptet habe, der ist von den Todten auferstanden" t). So verwirft die Furcht, welche ein solches Bewußtseyn erregt, unwillkührlich die Gründe, welche sie niederschlagen könnten, und sucht ängstlich und selbstpeinigend solche auf, welche sie vermehren. Eine gemeine Wahrheit, die keiner weiteren Ausführung bedarf.

Invigilant animo, scelerisque patrati
Supplicium exercent curæ, tunc plurima versat
Pessimus in dubiis timor.

STATIUS.

§. 2.

Röm. 2, 14. 15.

Ἔθνη τὰ μὴ νόμον ἔχοντα φύσει τὰ τοῦ νόμου ποιῶσι οὗτοι νόμον μὴ ἔχοντες, ἑαυτοῖς εἰσι νόμος οἵτινες

t) Marc. 6, 15. 16.

ὅτινες ἐνδείκνυνται τὸ ἔργον τοῦ νόμου γραπτὸν ἐν ταῖς καρδίαις αὐτῶν, συμμαρτυρούσης αὐτῶν τῆς συνειδήσεως, καὶ μεταξὺ ἀλλήλων τῶν λογισμῶν κατηγορούντων ἢ καὶ ἀπολογουμένων.

Es ist wahrscheinlich, daß Paulus in dieser Stelle nichts anders als das Geschäft der Vernunft, dem natürlichen Menschen ein Gesez zu geben, und des Gewissens, seine Gesinnungen und Handlungen zu richten, beschreiben, und mit den λογισμοῖς κατηγορούσιν und ἀπολογουμένοις nichts als das tadelnde oder Beifall gebende Urtheil des leztern im Allgemeinen ausdrücken wollte. Diß läßt der ganze Zusammenhang schliessen, und so haben immer auch die Ausleger diese Worte erklärt.

Wenn wir indessen die Worte ganz genau und in der bestimmten Bedeutung nehmen wollen, welche sie wirklich haben, wenn schon vielleicht Paulus sie nicht in derselben genommen hat, so finden wir darin mehr noch als das tadelnde und Beifall gebende Urtheil des Gewissens, finden in ihnen eine, vornehmlich in moralischer Rücksicht, sehr merkwürdige psychologische Erscheinung.

Ἀπολογεῖσθαι heißt nicht sowohl Beifall geben, Recht sprechen, rechtfertigen, als vielmehr entschuldigen, vertheidigen. Ein nicht aus der Acht zu lassender Unterschied. Was entschuldigt oder vertheidigt zu werden nöthig hat, sezt

immer voraus, daß es nicht von aller Schuld gänzlich frei ist, was bei dem Beifallgeben des Gewissens gerade nicht der Fall ist.

Nehmen wir also dieses Wort in der so eben angegebenen strengeren Bedeutung, so finden wir in der Paulinischen Stelle nicht blos eine Beschreibung des richterlichen Amtes des Gewissens, sondern zugleich auch die einer sehr gewöhnlichen Unart des menschlichen Herzens, nehmlich der Heuchelei vor sich selbst, welche uns geneigt macht, uns vorsezlich in Ansehung unsrer Denkart überhaupt, oder einzelner sittlicher Handlungen zu täuschen, und dem Unsittlichen darin einen Anstrich von Rechtmäßigkeit zu geben.

Diese Heuchelei vor sich selbst ist in dem radicalen Bösen, das in der menschlichen Natur liegt, gegründet u), und besteht in dem Hange, sich theils in Ansehung der Beweggründe seiner Handlungen, theils in Ansehung ihrer Rechtmäßigkeit zu täuschen.

Das lezte, um bei diesem anzufangen, ist eine so allgemeine Erscheinung, daß es nicht leicht einen Menschen geben wird, der nicht bei ein wenig Aufmerksamkeit auf sich selbst, sich häufig auf dieser Täuschung ertappt. Das Gesez gebietet

u) Siehe Kants Religion innerhalb der Gränzen der bloßen Vernunft, S. 34.

tet etwas, was gethan, oder verbietet etwas, das unterlassen werden soll, aber nun treten die Neigungen in den Weg; was gethan werden soll, ist ihnen zuwider, was unterlassen werden soll, zu süß, als daß es sogleich aufgegeben werden könnte. Indessen spricht doch die Vernunft zu laut gegen die Neigungen, und gebietet, nicht der Stimme der leztern, sondern der ihrigen zu folgen. Wir kommen also in ein Gedränge; wir können uns nicht entschliessen, die Anforderungen der Vernunft geradezu abzuweisen, aber wir können es auch nicht von uns erhalten, die Neigung gänzlich zu unterdrücken. Wir suchen also einen Ausweg, ein Vereinigungsmittel zwischen den Forderungen der Vernunft und denen der Neigungen. Da fangen dann die λογισμοὶ κατηγορεντες und ἀπολογέμενοι ihr Geschäft an. — Jene sagen uns: thue nicht, was die Neigung will, denn es ist dem Gesetze zuwider, oder, wenn es schon gethan ist, rufen sie uns zu: du hast Unrecht gethan, deiner Neigung, dem Gesetze entgegen, zu folgen. Diese hingegen, (denn es sind auch λογισμοὶ, das heißt wenigstens scheinbare Vernunftgründe) suchen nun in den Principien der Vernunft selbst Entschuldigungs- und Vertheidigungsgründe einer Handlungsweise oder einer einzelnen Handlung auf, welche dem Vernunftgesetze entgegen ist, und es gelingt ihnen wirklich nicht selten, es dahin zu bringen,

daß die Vernunft, wenigstens auf einige Zeit, verstummt, und den Scheingründen ihrer Gegnerin, der Neigung, welche ihre Maske anzunehmen verstand, weicht. Diß ist, wie Kant sie nennt v), die natürliche Dialectik, der Hang wider die strengen Gesetze der Vernunft, die, ohne den Neigungen etwas zu verheissen, gebieten, zu vernünfteln, ihre Strenge in Zweifel zu ziehen, und sie den Neigungen angemessener zu machen.

Ein Beispiel wird die Sache deutlicher machen. Die Vernunft gebietet, die Wahrheit zu reden, aber die Neigung, mein sinnliches Interesse zu befördern, will, daß ich sie in einem gegebenen Falle verletze. Ich kann und will die Stimme der Vernunft nicht überhören, aber auch die Neigung nicht unterdrücken, ich suche also einen Ausweg, und sogleich ist die leztere bereit, in das Geschäft der erstern hineinzupfuschen. Sie spiegelt mir daher nun allerlei Gründe vor, warum ich in diesem Falle die Wahrheit verletzen dürfe. Sie sagt mir z. B., du bist dir selbst der nächste, du bist also berechtigt, deinen eigenen Vortheil dem Vortheil eines andern vorzuziehen, oder wenn ich vielleicht sogar durch die Verletzung der Wahrheit einem andern einen scheinbaren Vortheil verschaffen kann, so ist diß vollends

v) Grundlegung zur Metaphysik der Sitten, I. Abschn.

lends erst ein rechter Triumph für sie, und sie ruft mir laut zu: du bist schuldig für des andern Nutzen zu sorgen, vornehmlich, wenn es nur durch eine so leichte Uebertretung, als die Verletzung der Wahrheit in dem gegebenen Falle ist, die vielleicht niemand schadet, geschehen kann. Ich fahre also zu, die Neigung wird befriedigt, und die Vernunft verstummt, bis jene eben durch die Befriedigung ihr Interesse verliert, und diese wieder erwacht, und mir sagt: du hast Unrecht gethan.

Eine andere Täuschung, die auch aus dieser Unredlichkeit und Heuchelei gegen sich selbst entspringt, ist die in Ansehung der Beweggründe unsrer Handlungen. Wir überreden uns oft bei einer Handlung, die wir verrichtet haben, einzig nur aus dem lautern Beweggrunde der Achtung und des Gehorsams gegen das Gesez gehandelt zu haben, da wir doch, wenn wir die Sache genauer untersuchen wollten, finden würden, daß ganz andere Beweggründe, Ruhmsucht z. B., natürliche Triebe, Temperament, Hang zur Bequemlichkeit u. dgl. sie hervorgebracht haben. Wie mancher ist z. B. nur deswegen friedfertig, weil er den Muth nicht hat, einem andern die Stirne zu bieten! — Aber wir wollen es doch vor uns selbst nicht Wort haben, aus unlautern oder solchen Beweggründen, die überall keine Sittlichkeit haben, zu Werke gegangen

zu seyn; also sind abermal die λογισμοὶ απολογέμενοι gleich bei der Stelle, um unsern Handlungen lautere Beweggründe unterzuschieben, und uns dadurch in unserm eigenen Urtheile zu erheben. — „Daher," sagt Kant x) „rührt die Gewissensruhe so vieler (ihrer Meinung nach, gewissenhaften) Menschen, wenn sie mitten unter Handlungen, bei denen das Gesez nicht zu Rathe gezogen ward, wenigstens nicht das Meiste galt, nur den bösen Folgen glücklich entwischten, und wohl gar die Einbildung von Verdienst, keiner solcher Vergehungen sich schuldig zu fühlen, mit denen sie Andere behaftet sehen: ohne doch nachzuforschen, ob es nicht blos etwa Verdienst des Glücks sey, und ob nach der Denkungsart, die sie in ihrem Innern wohl aufdecken konnten, wenn sie nur wollten, nicht gleiche Laster von ihnen verübt worden wären, wenn nicht Unvermögen, Temperament, Erziehung, Umstände der Zeit und des Orts, die in Versuchung führen, (lauter Dinge, die uns nicht zugerechnet werden können,) davon entfernt gehalten hätten."

Sonderbar ist es hiebei, und ein Beweis, wie wenig bei dem Vernünfteln über die Vernunft herauskommt, daß man sich öfters statt der

x) Religion innerhalb der Gränzen ꝛc. S. 34. — Vergl. auch: Predigten nach Kantischen Grundsätzen, gr. 8. Königsb. 1794. S. 140—149.

der wahren Beweggründe, die man sich verbirgt, solche unterschiebt, welche im Grunde schlimmer sind, als die wahren, und nur einen entfernten täuschenden Schein von Rechtmäßigkeit haben. Eine Stimme in meinem Innersten mahnt mich z. B., einen Freund zu besuchen, den ich schon lange nicht mehr besucht habe, und den ich beleidigen werde, wenn ich damit noch länger zögere; aber Bequemlichkeit entweder, oder der Plan, jezt ein anderes Vergnügen zu geniessen, das mir werther ist, hält mich abermal davon ab. Indessen gestehe ich mir diesen Beweggrund nicht, sondern schiebe mir einen andern unter, der mich aber nicht wirklich bestimmt hat, und denke: der gute Freund hat mich auch schon lange nicht mehr besucht, so will ich denn auch nicht wieder zu ihm kommen. Um also nicht mir selbst Pflichtunterlassung aus Bequemlichkeit gestehen zu müßen, gebe ich mich lieber vor meinem inneren Richter einer unedeln Rache schuldig. Welche thörichte Verwechslung! wenn schon übrigens der unterschobene Beweggrund, was auch die einzige Ursache ist, warum ich ihn wähle, mir ein scheinbares Recht vorspiegelt, mich gegen meinen Freund so zu betragen, wie er sich gegen mich beträgt.

So wahr ist es, was Jesus in einer andern auch hieher gehörigen Stelle (Matth. 7, 3.) sagt:

Τὴν ἐν τῷ σῷ ὀφθαλμῷ δοκὸν οὐ κατανοεῖς.

2.

Ueber das Sprichwort:

Man darf nur sterben, um gelobt zu werden.

De mortuis non nisi bene.

In Briefen.

1.

Agenor an Kriton.

Ich habe Dir lange nicht mehr geschrieben, mein Freund! Zürnst Du mir darum, so thust Du mir Unrecht. Vorfälle, welche abzuwenden oder zu ändern nicht in meiner Gewalt stand, hielten mich ab. Philedon ist endlich nach einer langen Reihe von Leiden, die ihn lebendig schon zum Todtengerippe abgezehrt hatten, gestorben, und sein Tod hat mir einige Geschäfte für seine Hinterbliebene aufgelegt, die bisher meine Aufmerksamkeit forderten.

Aber, lieber Freund! ich weiß nicht, wie mir ist. Du weißt es, — es war ja oft genug der Gegenstand unsrer Unterredung — daß unsre ganze Stadt schon lange mit Philedon höchst unzufrieden war, und manche seinen Tod im Stillen — einige Mürrköpfe auch laut genug — wünsch-

wünschten. Ich selbst, — wie wollt ich Dir's verhehlen? — stimmte nicht selten in diesen Ton mit ein. Nun er todt ist, wie sehr hat sich alles verändert! — Kaum gesteh ich mirs selbst, — aber was hilfts? alle Augenblicke wiederholt mirs meine Empfindung — ich bedaure nun den guten Philedon, und er erscheint mir jezt in einem ganz andern Lichte, als zuvor. Ich sehe nicht mehr in ihm den Mann, dessen Tod Wohlthat für uns wäre, sondern ich finde Ursache, seinen Verlust zu betrauern.

Und laß uns gerecht seyn, Kriton! Philedon war wirklich ein gutmüthiger Mann, offen gegen seine Freunde, gefällig und gutwillig zu Dienstleistungen, angenehm im Umgange, und ein Mann voll Kopf und Wiz. Du erinnerst Dich doch noch des Streites, der uns einst über der Theilung einer Erbschaft entzweite? Wie freundlich wußte Philedon — ich werde es ihm nie vergessen — uns wieder zu vereinigen, und uns unsrer Vernunft und unsrer vorigen Freundschaft wieder zu geben! — Und seine Fehler, ach! waren sie nicht grösztentheils Folge seiner häuslichen Lage, und in so fern doch auch entschuldbar? Kurz, ich sehe jezt erst ein, daß wir ihm oft zu viel gethan haben.

Auch bin ich nicht etwa der einzige, der nun so von ihm denkt und spricht, eine große Menge

stimmt

stimmt in mein Urtheil mit ein. Ich habe bei seinem Tode Thränen fliessen sehen aus den Augen solcher, die sonst kalt an ihm vorübergiengen, ich habe Leute sich beeifern sehen, ihm die lezte Ehre zu erweisen, die ihn im Leben der Ehre für unwerth gehalten hatten, sein Leichenzug war unübersehbar. Auch seine ärgsten Feinde sind nun verstummt. Fragst Du sie, warum? Sie weichen Deiner Frage aus. Und wer halbweg sein Freund war, aus dessen Munde wirst Du Lobsprüche über ihn hören.

Oft, wenn ich im Stillen nachdenke, muß ich mich über mich selbst wundern, wie ich das alles, was ich jezt über Philedon denke, bei meinen vormaligen Urtheilen so ganz habe übersehen können, und dann wünschte ich zu wissen, ob es meinem Kriton wohl auch geht, wie mir, und ob sich Dein Urtheil über Philedon auch so geändert hat, wie das meinige. — Willst Du mir in Deinem nächsten Briefe Auskunft hierüber geben, so wirst Du Dir sehr verbinden

Deinen

Agenor.

2.

Kriton an Agenor.

Ja, ich gestehe es, Dein langes Stillschweigen befremdete mich, noch mehr aber würde mich der

Inhalt

Digitized by Google

Inhalt Deines Briefs befremdet haben, hätte ich nicht ähnliche Erfahrungen, wie er enthält, auch schon an andern gemacht?

Wie, Du kannst im Ernste glauben, unsre vormaligen Urtheile über Philedon seien ungegründet, vielleicht gar übereilt gewesen? Philedon sei nicht der unordentliche Wollüstling, der Nachläßige in seinem Berufe, der partheiische Richter gewesen, für den wir ihn bisher ausgaben?

Doch nein, das willst Du nicht. Du ziehst jezt nur seine bessere Seite hervor, entschuldigst seine Fehler, und stellst sie in Schatten. Und diß mit Recht, denkst Du? Philedons Tod hat Dich ihn erst besser kennen gelehrt? Aber sind seine Fehler darum weniger Fehler, weil er jezt todt ist? Oder entschuldigt ihn seine häusliche Lage so sehr, daß jezt jene, die doch gewiß nicht unbeträchtlich waren, gar nicht mehr in Betrachtung gezogen zu werden verdienen? Ist es eines Mannes würdig, sich durch äussere und zufällige Umstände seiner Pflicht ungetreu machen zu lassen? — Oder, wenn ihn diese je entschuldigten, warum nicht noch während seines Lebens, warum erst nach seinem Tode?

Doch Du giebst zu, er hätte schon während seines Lebens Entschuldigung verdient, nur ist Dir diß erst nach seinem Tode eingefallen. Und diß befremdet Dich selbst. Laß Dich diß nicht

so

so sehr befremden; es ist keine so ungewöhnliche Erscheinung. Du handelst eben nach dem Gemeinsatze: de mortuis non nisi bene, und wie gewöhnlich diß sei, dafür giebst Du selbst einen Beweis, indem Du sagst: einer großen Menge von Menschen gehe es eben so, wie Dir. Du führst diß wohl aus keiner andern Ursache an, als um Dein Dich selbst befremdendes Urtheil über Philedon zu rechtfertigen, denn wozu sonst das Urtheil der Menge? Aber eben diese Erfahrung, daß auch Philedons lauteste Tadler an seinem Grabe verstummen, ist ein Beweis für die Wahrheit eines sehr bekannten Sprichwortes, das Dir im vorliegenden Falle nur nicht gegenwärtig war: Man darf nur sterben, um gelobt zu werden. — Sieh um Dich her, erinnere Dich der Vergangenheit, überall wirst Du eine Bestätigung dieses Sprichworts finden. Hier stirbt ein Gatte von der Seite seiner Gattin, dort ein Vater von seinen Kindern, dort ein Freund von seinem Freunde hinweg. Laß den ersten stummen Schmerz vorübergehen, so wirst Du sehen, wie die Hinterbliebenen sich beeifern, wie einer den andern darinn zu übertreffen sucht, daß sie alles Schöne und Edle aus dem Leben des Verstorbenen mit einem theilnehmenden Eifer erzählen, welcher sattsam zeugt, wie voll ihr Herz davon ist, und wie lebhaft sie davon überzeugt sind,

und jede Thräne, die seinem Andenken fließt, sagt auch: wie gut war der Mann!

Laß einen andern sterben, der uns gleichgültig war, mit dem wir in keiner nähern Verbindung gestanden, und der uns durch keine Vorzüge des Geistes oder des Herzens angezogen hatte, er wird uns sogleich weniger gleichgültig seyn, wir werden nun Vorzüge an ihm finden, die wir zuvor nicht an ihm sahen, und in einem gewißen bedauernden Tone rufen wir aus: Schade um ihn, er war doch ein guter (oder ein großer) Mann!

Selbst Feinde und Tadler verstummen, wie Du bey Philedon bemerktest, wenn der gehaßte oder gefürchtete Mann nun todt daliegt, und die unversöhnlichsten Feindschaften werden oft durch den Tod eines Gliedes aus den feindseligen Partheien schneller und leichter versöhnt, als vorher durch die freundschaftlichsten und vernünftigsten Zuredungen. Sogar schämt sich nun oft der vormalige Widersacher, den Verstorbenen gehaßt zu haben, und wird — eben nicht allzuselten — ein eben so eifriger Lobredner desselben, als er vorher sein Tadler war.

Das alles sind Erfahrungen, die ich schon oft zu machen Gelegenheit hatte, und eben darum befremdet mich auch die Aenderung nicht, welche Philedons Tod in Deinem Urtheile über ihn

hervor-

hervorgebracht hat. Auch werde ich mich wohl hüten, Dich darüber zu tadeln, weil diese Neigung, Verstorbene zu loben, auf Gründen beruht, die eben gar nicht tadelswerth sind. Willst Du diese Gründe wissen, falls Du sie nicht selbst schon entdeckt hast, so stehen sie Dir zu Diensten. Indessen lebe wohl.

Kriton.

3.

Kriton an Agenor.

Du willst die Gründe von mir hören, auf welchen die Neiguug, Verstorbene zu loben, beruht? — Wohlan! Ich will sie Dir so deutlich, als ich es kann, vorzählen, sollten sie Dich nicht überzeugen, so schreibe diß nicht den Gründen selbst, sondern meinem Vortrage zu, der sie vielleicht nicht in das gehörige Licht zu setzen wußte.

Einmal beruht diese Neigung auf dem Vergnügen der Gewohnheit. Es gehört unter die paradoxesten Erscheinungen der menschlichen Seele, daß ganz entgegengesezte Eindrücke gleich angenehm seyn sollen. Aber es ist so. Wir lieben das Neue und lieben das Alte; wir wechseln gerne unsere Vorstellungen, und dann ist es uns doch auch angenehm, eine gewohnte Reihe derselben oft zu wiederholen, so angenehm, daß wir

nur

nur sehr ungerne uns davon trennen, und in eine neue Reihe von Vorstellungen einlassen. — Lieben wir doch selbst das, was uns anfänglich höchst zuwider war, sobald wir durch Gewohnheit vertraut damit geworden sind; der Lahme mißt ungern seine Krücken, auch wenn er von seiner Lähmung geheilt ist, er bewahrt sie als ein Kleinod auf, so trüb auch, und mit so viel Widerwillen sein Blick darauf fiel, als man sie ihm das erstemal brachte; der Tabackschnupfer und Raucher kann sich von der liebgewonnenen Dose und Pfeife weniger trennen, als vom täglichen Brode, so widrig und eckelhaft ihm auch der erste Taback gewesen war. Der Traurige, der Melancholische, der Hypochondrist haben sich ihren Schmerz und ihre wunderlichen, oft peinigenden, Einbildungen so zu eigen gemacht, daß sie den für ihren Feind ansehen, der sie davon befreien will. Personen, die uns im Anfange höchst zuwider waren, werden uns nicht nur erträglich, wenn wir einmal länger mit ihnen umgegangen sind, sie werden uns lieb, am Ende gar nothwendig, und mit einer gewißen Sehnsucht sehen wir ihnen nach, wenn sie von uns scheiden. Diß alles beruht, wie Du leicht siehst, auf dem lezten Grundgesetze des Vergnügens. Die Gewohnheit, die uns eine Fertigkeit verleiht, eine gewiße Reihe von Vorstellungen leicht hervorzurufen, sezt die Richtung und das Maß unsrer Thätigkeit

mit der Richtung und dem Maße unsrer Kräfte ins Gleichgewicht, und erweckt dadurch eine unsern Kräften ganz angemessene Thätigkeit, welche immer die Ursache des Vergnügens ist, und nur dann, wenn unsre Kräfte wachsen, der Stoff zur Thätigkeit aber immer derselbe bleibt, entleidet uns das Alte, und finden wir mehr Vergnügen am Neuen. Ich möchte diese Abstufungen mit jener Scala vergleichen, welche Weikard in seinem medicinischen practischen Handbuche nach dem Brownischen Systeme der Sthenie und Asthenie über das Verhältniß der Grade der Erregbarkeit und die der Erregung gegeneinander giebt.

Doch ich sehe, daß ich ausschweife. Ich wollte Dir das Vergnügen der Gewohnheit als eine Ursache der Neigung, Verstorbene zu loben, anführen, und ich habe mich über den Grund dieses Vergnügens selbst ausgebreitet. Laß mich nun wieder einlenken.

Diß Vergnügen der Gewohnheit ist offenbar bei dem Lobe, das wir den Verstorbenen zollen, vorzüglich thätig. Der vormalige Umgang mit denen, die nun todt sind, oder ihr bisheriger Einfluß auf uns, war eine der vornehmsten Quellen des Vergnügens für uns, wenn diese verstorbene Personen waren, mit welchen wir in irgend einer Verbindung des Geistes, des Her-

zens,

zens, oder des Blutes gestanden hatten, wenn es Eltern, Kinder, Geschwister, Herzensfreunde waren, dieser gewöhnliche Umgang mit ihnen hatte sie uns zum Bedürfnisse gemacht. Nun sollen wir auf einmal entbehren, was uns zum Bedürfniß geworden war, das kann nicht ohne sehr gewaltsame und höchst unangenehme Empfindungen abgehen. — Aber wie kommen wir, sagst Du, nun darauf, den Verstorbenen zu loben? Sehr natürlich. Die unangenehme Empfindung macht uns nach dem Associationsgesetze des Contrastes die entgegengesezte Vorstellung von dem Vergnügen, das wir im Umgange mit dem nun verlornen Freunde genossen hatten, desto lebhafter, und warum sollten wir das nicht loben, was uns so viel Vergnügen verursacht? Ist doch dieses Lob nichts anders, als eine leidenschaftliche Darlegung eben dieses vormals genossenen Vergnügens.

Aber, wirst Du vielleicht wieder einwenden, warum loben wir denn jezt erst den verlornen Freund, nachdem er todt ist, nachdem wir ihn verloren haben? warum nicht schon während seines Lebens, solange wir noch wirklich das Vergnügen seines Umgangs geniessen? — Auch hieran ist Gewohnheit Schuld. Eben diese Tirannin, welche uns das Häßliche minder häßlich, das Unangenehme minder unangenehm macht, benimmt zulezt in unsrer Vorstellung auch dem

Schönen seine Schönheit, dem Angenehmen seinen Reiz, vermindert sie wenigstens. Wird uns hingegen der gewohnte Besiz eines Gutes entrissen, so hört die Macht der Gewohnheit, Reitze zu vermindern, auf, und wir lernen nun das Verlorne wieder nach seinem ganzen Werthe schätzen, und die unangenehme Empfindung, das Gewohnte nun entbehren zu müßen, erhöht ihn noch. Kein Wunder, wenn wir nun mit Leidenschaft dasjenige loben, was wir zuvor zwar auch, aber nicht in diesem hohen Grade, geschäzt hatten.

Freilich bei dem Tode geliebter Personen, sind es nicht die bisher angegebenen Wirkungen der Gewohnheit allein, was uns so mächtig hinreißt, sie, oft ekstatisch, zu loben, sondern es ist der Affect der Liebe, der uns diß Lob abdringt. Aber theils siehst Du leicht, daß die Gewohnheit offenbar doch auch mitwirkte, theils habe ich Dir die leztere zuerst genannt, weil nur aus ihr sich diese Erscheinung auch bei dem Tode solcher Personen erklären läßt, welche wir nicht liebten, oder die wir gar haßten.

Denn nun begreifst Du, wie auch der Mann, der uns nie anzog, jezt doch, wenn er todt ist, Interesse für sich bei uns erwecken kann. Die Gewohnheit seines Umganges, oder anderer Verhältnisse, worin wir mit ihm standen,

den, hatte ihn uns werther gemacht, als wir selbst dachten, durch seinen Tod wird diese Gewohnheit gewaltsam aufgehoben, dadurch entsteht eine unangenehme Leere bei uns, die uns nöthigt, seinen Verlust zu bedauern, und eine sehr natürliche Folge dieses Bedauerns ist, daß wir ihn, dessen Verlust uns schmerzt, nun loben.

Und es braucht, wenn Du dich dessen erinnerst, daß selbst unangenehme Dinge uns durch die Gewohnheit angenehm werden, nun nach diesen Voraussetzungen keine weitere Erklärung, warum selbst bei dem Tode derer, die wir haßten, Haß und Tadel verstummt, und wir nicht selten ihre eifrige Lobredner werden, denn auch hier hatte die Gewohnheit neben dem Hasse eine gewiße uns vielleicht selbst unbemerkbare Anhänglichkeit an sie hervorgebracht, die uns nun nach ihrem Tode bewegt, ihre bessere Seite — und wer hat diese nicht? — hervorzuziehen.

Du siehst hieraus, daß Du im vorliegenden Falle bei Philedon nichts gethan hast, als wozu Dich ein Naturgesez nöthigte, und also in so fern zwar keine Bewunderung hierüber, aber auch keinen Tadel verdienst. — Lebe wohl.

Kriton.

4.

Kriton an Agenor.

Meine Erklärung befriedigt Dich nicht ganz, und Du wendest ein, daß es sich doch nicht begreifen lasse, wie die Macht der Gewohnheit allein es bewirken solle, daß selbst die Feinde und Tadler eines Verstorbenen an seinem Grabe nicht nur verstummen, sondern oft sogar zu seinen Lobrednern umgestimmt werden, am allerwenigsten sei es begreiflich, wenn diß alsdann geschehe, wenn sie zuvor unter einer Last von Bedrückungen seufzten, welche sie von dem Verstorbenen zu leiden hatten; denn in diesem Falle, sagst Du, sollte die Freude über die Befreiung von der bisherigen Last alle Macht der Gewohnheit entkräften und aufheben.

Du hast Recht, und es war auch keineswegs meine Absicht, bei diesem einzigen Grunde stehen zu bleiben, ich sehe vielmehr gar wohl, daß noch mehrere Ursachen mitwirken, die zur Erklärung jener sonderbaren Erscheinung zu Hülfe genommen werden müßen.

Es ist eine gewiße Herzensgüte, und eine Art von Großmuth, die sich bei allen unverdorbenen Menschen findet, was zur Hervorbringung der Neigung mächtig mitwirkt, Verstorbene, auch wenn sie bös und unsre Feinde wa-

ren, zu loben. Der Todte liegt nun da, alles Vermögens, zu schaden, beraubt, die Augen, einst die Wächter verbotener Lust, sind geschlossen, der Mund, der einst Flüche und Verwünschungen ausstieß, ist versiegelt, die Hände, die nach Frevel griefen, sind erlahmt, und nie werden sich die Augen wieder öffnen, um aufs neue zu lüsteln, nie der geschlossene Mund wieder fluchen, nie diese Hände mehr freveln, wir haben nun von dem Manne, unter dessen Drucke wir seufzten, nimmer wieder etwas zu befürchten. — Die erste Empfindung, die hieraus entsteht, ist, wie Du selbst sagst, Freude, und Freude, weißt du wohl, ist unter allen Affecten am geschicktesten, Mitleiden und Versöhnlichkeit zu erwecken. Man verzeiht so gerne auch seinem Todfeinde, wenn uns alles um uns her anlacht, wenn unsre Lieblingsneigungen und Wünsche befriedigt werden; das durch Freude so sehr erweiterte Herz möchte gern alles in den Taumel seiner Wonne mit hineinziehen, alles um sich her auch so froh und glücklich wissen, und die Freude ist nur halb, wenn man noch einen Traurigen um sich sieht. Daher ist ohne Zweifel auch die tief aus der menschlichen Seele geschöpfte Gewohnheit entstanden, bei frohen Gelegenheiten, Hochzeiten, Geburtstagsfeierlichkeiten und dergleichen, Geschenke und Almosen auszutheilen. — Sollten wir nicht in einer solchen Stimmung selbst

diejenigen froh wissen wollen, welche Böses von uns zu befürchten haben, und daher auch die Gedanken an Rache verbannen? Wirklich verzeihen wir ja in solchen Fällen gerne selbst denjenigen, die den Genuß eines Vergnügens für uns aufgehalten haben, und über die wir eben deswegen bitter böse waren, sobald nur endlich noch die seelige Stunde des Genusses erscheint. — Es ist eine der schönsten, und der Stimmung, welche es theils voraussezt, theils bewirkt, psychologisch angemessensten Stellen in Schillers trefflichem Lied „an die Freude," wenn der Dichter am Schlusse singt:

„Großmuth auch dem Böswicht:"
„Hoffnung auf den Sterbebetten,"
„Gnade auf dem Hochgericht!"
„Auch die Todten sollen leben!"
„Brüder, trinkt und stimmet ein:"
„Allen Sündern soll vergeben,"
„Und die Hölle nicht mehr seyn!"

Oder wenn Claudius am Schlusse seines naiven Rheinwein-Liedes gleich auf die Worte:

„So trinkt, so trinkt, und laßt uns allewege"
„Uns freun und fröhlich seyn!"

den Ausdruck der so natürlichen Empfindung folgen läßt:

„Und wüßten wir, wo jemand traurig läge,"
„Wir gäben ihm den Wein."

Wende

Wende nun diß, mein Freund, auf den Fall an, den wir jezt vor uns haben. Unser Feind liegt todt da, alles Vermögens, uns künftig zu schaden, beraubt, und diß, die wohlthätige Empfindung, daß nun der Druck, worunter wir vielleicht seufzten, nachgelassen hat, schnellt alle unsre Fibern hoch auf, und erweckt in uns das lebhafteste Gefühl der Freude: wie sollte es möglich seyn, daß wir nun mit diesem Gefühle noch an die jezt allein mögliche Rache, des Aufzählens seiner Fehler, denken könnten?

Diß hoffe ich, soll Deinen Zweifel entkräften, und es Dir schon einleuchtender machen, daß die Neigung, Verstorbene zu loben, eine sehr natürliche Neigung ist.

Kriton.

5.

Kriton an Agenor.

In der That, mein Freund, Du bist schwer zu befriedigen, und ich sehe schon, daß ich es in Dir mit einem Manne zu thun habe, der sich nicht mit halben Gründen abfertigen läßt, und nicht ruht, bis er der Wahrheit ganz auf den Grund gekommen ist. Deine Antwort auf meinen lezten Brief enthält schon wieder einige Ein-

würfe, die, ich gestehe es, eben nicht ganz unbedeutend sind.

Du fragst fürs erste: „warum man denn aber gleich loben müße, sobald man nicht mehr tadeln mag? Man könnte," sagst Du, „ganz stillschweigen, den Todten zwar nicht mehr tadeln, aber es folge eben nicht, daß man alles, was man nicht tadelswürdig findet, sogleich auch loben müße."

Du sagst zweitens: „aus der Freude über die Befreiung von dem vormaligen Drucke des Verstorbenen lasse sich die Neigung, ihn jezt zu loben, höchstens nur dann erklären, wenn man, was hier vorausgesezt werde, wirklich unter einem Drucke von ihm gelitten habe. Wie aber, wenn man mit ihm in keinem solchen Verhältniß gestanden war, daß man von ihm gedrückt werden konnte? Wie, wenn man wirklich nicht von ihm gedrückt worden war, ihn aber doch als einen sittlich-bösen Menschen kannte? Woraus soll alsdann die Neigung, ihn nach seinem Tode zu loben, entspringen?"

Ich will versuchen, Dir beide Einwürfe zugleich zu beantworten.

In allweg ist es abermal nicht diese Freude allein, was die Neigung, Verstorbene zu loben, hervorbringt, allein ich habe Dir in meinem lezten Briefe schon gesagt, daß Freude auch zum

Mitlei-

Mitleiden geneigt macht, dieses Mitleiden aber kann auch ohne jene Freude über den Tod des Verstorbenen bei demselben und aus demselben entstehen, und dieses Mitleiden ist es gerade, was uns nöthigt, den Verstorbenen nicht nur nicht zu tadeln, sondern sogar zu loben. Du hast doch wohl selbst schon die Erfahrung gemacht, wie leicht die wehmüthige Empfindung, die bei dem Tode eines Menschen in uns entsteht, uns darauf hinführt, einen schnellen Blick auf unser vormaliges Betragen gegen ihn zu werfen, und wie leicht dieser Blick, zu einer solchen Zeit und unter solchen Umständen hingeworfen, uns manches in ebendiesem unsrem Betragen von einer ganz andern Seite ansehen lehrt, als zuvor, so, daß wir nicht selten uns jezt über manche Aeusserungen in unsrem Betragen selbst bestrafen, die uns zuvor gleichgültig geschienen hatten, oder gar reiflich überdacht und plannäßig gut vorgekommen waren. Frage zum Beweise dieser Behauptung eine Mutter bei dem Tode ihres Kindes, ob sie nicht jezt über die Züchtigungen weint, womit sie es während seines Lebens in der besten Absicht zu erziehen und zu bilden gesucht hatte, und ob sie nicht bei der geringsten unter denselben jezt glaubt, sie habe dem guten Kinde vielleicht doch zu viel gethan.

Mehr oder weniger wird eben dieses bei dem Tode eines jeden Menschen, selbst unsres Feindes

des der Fall seyn. Eben das, daß er jezt todt ist, und dadurch gleichsam abgebüßt hat, was er uns je zu Leide that, löscht nicht nur alles Rachgefühl in uns aus, welches, um diß hier beiläufig noch anzuführen, auch schon deswegen aufhören muß, weil die Begierde befriedigt ist, — wir sind nun gerächt, wenn schon nicht durch uns selbst, — sondern wir lernen nun bei erkalteter Leidenschaft auch einsehen, daß auch wir manchmal gegen den Verstorbenen gefehlt haben. Durch seinen Tod haben wir nun Genugthuung für die von ihm erlittenen Beleidigungen, aber unser natürliches Gefühl sagt uns, daß wir hinwiederum auch ihm für die Beleidigungen, die er von uns erfuhr, Genugthuung schuldig seien, welche wir ihm auf keine bessere Art zu geben wissen, als dadurch, daß wir das Andenken an seine Fehler zu vertilgen, und dagegen seine gute Seite vorzüglich herauszuheben uns bemühen.

Ist aber auch dieses nicht der Fall, ist der Verstorbene nicht unser Feind gewesen, so wird dennoch das Mitleiden mit ihm, das in uns bei seinem Tode entsteht, uns zu seinem Lobe bewegen. — Mitleiden aber werden wir wohl mit einem Todten, auch wenn er uns nicht gerade als Herzensfreund oder Blutsverwandter interessirt, in den meisten Fällen haben. Wir denken uns den Tod als das höchste menschliche Uebel, weil wir ihn uns als das Aufhören aller irdischen

Glück-

Glückseligkeit vorstellen müßen, deren Bedingung das irdische Leben ist, und nur ein melancholischer Hindostaner kann es zu seinem Weidsprüchelchen machen: „schlafen ist besser, als wachen, aber der Tod ist über alles." Natürlich betrachten wir also auch jeden Todten in gewißem Betracht als einen Unglücklichen, und jeder Unglückliche erweckt in einem nicht ganz verdorbenen Herzen Mitleiden gegen sich. Mitleiden aber fühlen wir im höchsten Grade nur gegen den tugendhaften und edeln Leidenden. War also der Todte das leztere wirklich, so wird sein Werth in unsern Augen durch sein Unglück (den Tod) in eben dem Grade erhöht, in welchem überhaupt ein leidender Tugendhafter uns größer erscheint, als ein glücklicher. War er aber auch weniger gut, war er sogar bös, so vermehrt doch in jenem Falle sein Unglück und das dadurch in uns erweckte Mitleiden seine Güte, und vermindert in diesem seine Bösartigkeit in unsrer Vorstellung. Denn wie das Mitleiden wächst, wenn wir uns unter dem Leidenden einen Tugendhaften denken, so wächst gegenseitig auch unsre Vorstellung von seinem Werthe, wenn uns aus andern Ursachen, wie hier, ein stärkeres Mitleiden abgenöthigt wird.

Dazu kommt noch der Kummer, die Sehnsucht, die Thränen der hinterbliebenen Familie um den Verstorbenen,

die man etwa mitansieht. Der Verstorbene mag nun auch gewesen seyn, wer er will, die Hinterlassenen haben immer Ursache, seinen Verlust zu betrauern, denn es ist ihnen mit ihm entweder ein Versorger, oder wenigstens eine Person gestorben, an deren Schicksale die ihrigen gekettet waren. — Diese Thränen, dieses Wehklagen, diesen nagenden Kummer, diesen tiefgreifenden Schmerz kann ein weiches, unverdorbenes und unverhärtetes Herz nicht ohne sympathetische Gefühle mitansehen oder hören, man stimmt unwillkührlich in die Klagen der Zurückgebliebenen ein. Aber man betrauert und beklagt niemand, — von Herzen, versteht sich — ohne daß man ihm auch einen besondern Werth beilegte. Indem wir nun durch natürliche Sympathie hingerissen werden, in die Klagen der Familie miteinzustimmen, werden wir eben so unwillkührlich auch zu Vorstellungen von dem Verstorbenen gebracht, die den ihrigen ähnlich sind, und die uns eben sowohl, wie ihnen, ein Lob über ihn abnöthigen.

Solchen Empfindungen hat wohl auch die Trauer unter entfernteren Anverwandten ihren Ursprung zu danken, und eben sie mögen nicht weniger die erste unschuldige Quelle der oft so übertriebenen Lobreden auf Verstorbene, des obigen Sprichworts: de mortuis non nisi bene, und der Gewohnheit seyn, in Leichenreden immer

etwas

etwas zum Vortheile des Verstorbenen zu sagen, und nichts Böses von ihm hören zu wollen.

Du siehst hieraus, mein Agenor, daß diese Neigung, Verstorbene zu loben, nicht nur an sich etwas untadelhaftes ist, sondern auch, wenn man sie bis an ihre Quelle verfolgt, zulezt auf Thatsachen beruht, welche dem menschlichen Herzen wahre Ehre machen.

Betrachten wir aber die Sache von dieser Seite, dann, sage mir, Freund, in welchem Lichte erscheint Dir dann das sonst so hoch gepriesene Aegyptische Todtengericht? In meinen Augen, ich gestehe Dirs gerne, verliert es sehr viel, wenn ich es von dieser Seite ansehe. — Gewaltsame Unterdrückung mancher edeln Empfindungen, die bei dem Tode eines Menschen in einem unverdorbenen Herzen natürlich zu entstehen pflegen, und widernatürliche Gewöhnung an die entgegengesezten müßten unausbleibliche Folgen davon seyn, und wie tief mußte es in die Herzen der Hinterlassenen einschneiden, wenn ihr Gram über den Verlust ihrer Lieben durch eine öffentliche Anklage derselben noch vermehrt wurde. Aber welcher Mensch hat nicht seine Fehler, welcher konnte also auch einer solchen Anklage nach seinem Tode gänzlich entgehen? — Und wie unnatürlich, öffentliche Anstalten zu treffen, um diejenigen, die man zu

trösten

trösten sich beeifern sollte, noch tiefer zu betrüben! — Ueberdiß welcher freie Spielraum wurde hiedurch der allerunedelsten Art von Rache gegeben! Welche erwünschte Gelegenheit, und nicht blos Gelegenheit, selbst Aufforderung, bekamen hiedurch die Feinde eines Verstorbenen, ihr bitterstes Rachgefühl, das sie vielleicht während seines Lebens hatten unterdrücken müßen, nun durch seine öffentliche Anklage nach seinem Tode in vollem Maße zu befriedigen! — Ich würde einen Menschen für ganz verdorben und gefühllos halten, der es über sich gewinnen könnte, auch seinen Todfeind im Sarge noch anzuspucken, oder ihm einen Stein ins Grab nachzuwerfen, überhaupt ihn nach seinem Tode noch öffentlich zu beschimpfen. Wahrhaftig, es empört alles natürliche Gefühl. — Was war aber das ägyptische Todtengericht viel weniger? — Nein, mein Freund, laß uns froh seyn, daß es uns vergönnt ist, unsern Tadel am Grabe unsers Bruders verstummen zu lassen. — Auch unsrem Feinde wollen wir lieber, wenn wir an seinem Grabe vorbeigehen, noch nachrufen: — sit tibi terra levis.

Kriton.

6.

Agenor an Kriton.

(mehrere Wochen später.)

Du hast mich völlig befriedigt, mein Freund. Aber — soll ich Dirs sagen oder nicht? — Du wirst mich auslachen; doch es sei — Deine Belehrungen haben eine ganz sonderbare Wirkung bei mir gehabt. Mir ist, als ob ich alles wieder zurücknehmen müßte, was ich Dir in meinem ersten Briefe über Philedon gesagt habe. Der Taumel ist verschwunden, in welchem ich Dir damals schrieb, und ich sehe wieder heller. Philedon war wirklich des Bedauerns nicht werth, das uns sein Tod, wenn ich so sagen darf, erpreßt hat, und noch viel weniger verdient er die Lobsprüche, die ich, und mit mir noch so mancher anderer ihm ertheilte, denn er war wirklich ein werthloser Mann. — Davon werde ich täglich mehr überzeugt, besonders seitdem seine Stelle durch einen Nachfolger ersezt ist, der in jedem Betrachte weit über ihm steht, und durch die Vorzüge seines Geistes und Herzens überhaupt, und seiner Amtsführung insbesondere seinen Vorfahrer auf der einen Seite gänzlich verdunkelt, auf der andern seine schwache und schlechte Seite in ein nur desto grelleres Licht stellt.

Indessen ist es mir immer eine sonderbare Erscheinung, daß ich nun zum zweitenmale in meinen Urtheilen über diesen Philedon so ganz ungestimmt worden bin. — Bin ich unwillkührlich ein Ball meiner eigenen Einbildungen, der von ihnen bald hieher, bald dorthin geworfen wird? Oder habe ich den Verstand verloren, daß ich nicht mehr unterscheiden kann, was wahr oder falsch, Schein oder Wirklichkeit ist? — Was denkst Du hievon, mein Kriton? Ja Du wirst mich auslachen, ich habe alle Ursache, es zu befürchten; — doch lache immerhin, nur belehre mich auch zugleich.

Agenor.

7.

Kriton an Agenor.

Auslachen? Nein, mein Freund, dafür sollst Du gute Ruhe haben. Ich wüßte nicht, was mir bei der neuen Erfahrung, die Du an Dir gemacht hast, ein Lachen abnöthigen sollte. Sie ist mir gar nicht unerwartet, ich habe mir gleich bei Deinem ersten Briefe vorgestellt, daß es so kommen würde, und lachen kann man ja nach Vater Kant nur dann, wenn eine gespannte Erwartung plözlich in Nichts verwandelt wird. — Wenn mir daher irgend etwas bei der

Sache

Sache ein Lächeln abdringen könnte, so wäre es diß, daß Dir diese neue Erscheinung so befremdend vorkommt, und Du ihre Ursache noch nicht entdeckt hast, die Du eben nicht weit herholen dürftest.

Meine Briefe, welche den Versuch einer Erklärung der sonderbaren Erscheinung, daß wir so geneigt sind, Verstorbene zu loben, enthielten, sind bei Dir sehr unverdienter Weise in den Verdacht gekommen, als ob sie die Ursache wären, warum Du nun wieder anders über Philedon urtheilst, als vor einigen Wochen; nein, mein Freund, Deine Umstimmung hat eine viel näher liegende und natürlichere Ursache. — Der alte, Dir doch gewiß auch nicht unbekannte Canon: cessante causa, cessat effectus, enthält den Grund davon.

Zwo Ursachen waren es, wenn Du dich ihrer noch erinnerst, vornehmlich, worin ich die Neigung, Verstorbene zu loben, gegründet fand: einmal die Aufhebung der bisherigen Gewohnheit, welche schmerzt, und vermöge des Contrastes das Verlorne höher schätzen und loben lehrt; — und dann das Mitleiden theils mit dem Verstorbenen selbst, theils mit seinen Hinterlassenen, ein Mitleiden, das, wenn der Verstorbene unser Feind und Bedrücker war, zugleich auch aus der Freude, von ihm befreit

zu seyn, entspringt. — Das erste, die gewaltsam aufgehobene Gewohnheit aber, schmerzt natürlich nur so lange, bis an die Stelle der vorigen Gewohnheit eine andere getreten ist. Sobald die leztere eben die Macht erhalten hat, welche die leztere hatte, so hebt sie diese ganz auf, verdrängt sie zulezt sogar aus dem Gedächtnisse, und vernichtet wenigstens ihre Macht und ihren Einfluß auf uns. — Eine Gewohnheit aber erzeugt sich leicht selbst durch die Länge der Zeit, wir lernen z. B. durch sie eben so leicht etwas entbehren, als es uns vorher Bedürfniß gewesen war, und das leztere kann uns durch die Macht der neuen Gewohnheit eben so lästig werden, als es uns zuvor nothwendig gewesen war. Ich will Dich zum Beweise dessen nur an die Gewohnheit, sich mehr oder weniger warm zu kleiden, erinnern. —

Laß also den Verstorbenen eine Zeitlang todt seyn, so wird die Nothwendigkeit, ihn entbehren zu müßen, nach und nach zur Gewohnheit werden, und diese Gewohnheit wird mit jedem Tage mehr Macht erhalten, mit jedem mehr die Macht der vormaligen Gewohnheit seines Besitzes und Umganges entkräften, und diß natürlich um so früher, je weniger der Verstorbene Interesse für uns gehabt hatte, und je weniger uns sein Umgang Herzensbedürfniß gewesen war. In eben dem Grade wird auch mit der Macht jener Gewohn-

wohnheit die auf sie gegründete Neigung, ihn zu loben, nach und nach abnehmen.

Dasselbe ist mit dem Mitleiden der Fall. Mitleiden ist ein Affect, und daher nach der Natur eines solchen Gemüthszustandes etwas bald Vorübergehendes. — Laß nun — nicht die Empfindung des Mitleidens überhaupt, sondern nur — den Affect desselben verschwunden seyn, so hört mit ihm auch das affectvolle Bedauern des Verstorbenen oder seiner Hinterbliebenen, und mit diesem das Loben des erstern, das nur Folge des Mitleidens war, auf, weil jezt der Affect nicht mehr, wie zuvor, die Urtheile des Verstandes verkehrt, sondern diesen wieder unbefangen wirken und urtheilen läßt. — Das Mitleiden aber verschwindet in dem Falle am schnellsten, wenn es zu zunächst Folge der Freude über den Tod eines Feindes war, weil auch hier wieder die allmählige Gewohnheit eines bessern Zustandes dieser Freude die Flügel verschneidet.

Diß ist denn auch die Ursache Deines nun wieder geänderten Urtheils über Philedon, dem Du jezt wahrscheinlich, ohne den Verstand verloren zu haben, getreu bleiben wirst.

Doch nun hat uns Philedon lange genug und mehr, als er werth wäre, wenn er uns nicht gelegenheitlich zur Erforschung der Wahrheit vermocht hätte, beschäftigt. — Requiescat in pace.

Kriton.

3.

Ueber den Einfluß, welchen der Abend und die Nacht auf das Gemüth äussern.

Unter den Gegenständen und Veränderungen der Aussenwelt, welche auf unser Gemüth einwirken, und durch ihren Einfluß, indem sie entweder diese oder jene Kraft der Seele in Thätigkeit setzen, indem sie ihr Vorstellungen dieser oder jener Art zuführen, indem sie diese oder jene schlummernde Ideen wecken, unsere Existenz verschiedentlich modificiren, (Zustände erzeugen) verdienen gewiß die Tageszeiten, theils weil sie auf die Gemüther aller Menschen einwirken, theils, weil sie, vermöge ihrer steten Wiederkehr, den entschiedensten Einfluß äussern, eine sorgfältigere Betrachtung. Was mich die genauere Beobachtung, theils meiner selbst, theils anderer, über den Einfluß der Nacht und des Abends auf das Gemüth gelehrt hat, gedenke ich dem Leser so vorzulegen, daß ich zuerst die Veränderungen, welche durch den Einfluß jener Tagszeiten im Gemüthe erzeugt werden, aufstelle; sodann eine Erklärung derselben aus wahrscheinlichen Ursachen versuche, und da, wo ich Veranlassung zu finden meyne, practische Folgerungen aus den Resultaten meiner Erfahrung herleite.

Zuerst

Zuerst glaube ich bemerkt zu haben, daß keine Tageszeit die Thätigkeit der Phantasie leichter weckt und mehr begünstigt, als der Abend und die Dämmerung. Nicht leicht giebt man sich am Morgen und am Mittage den unwillkührlichen Spielen der Phantasie hin; aber wenn der Abend hereinbricht, dann überläßt man sich so willig und so gern, jezt ins Fenster gelehnt, jezt auf einem einsamen Spatziergange, jezt lästig aufs Sopha gestreckt, dem Zuge seiner Gedanken, verliert sich, fortgezogen von der Gewalt der Phantasie, ins Reich der Möglichkeiten und träumt die schönsten, die süßesten Träume. Mehrmals, wenn ich in Gesellschaft reiste, habe ich bemerkt, daß, wenn sich der Abend näherte, die Unterhaltung abgebrochen ward, daß sich jeder lieber mit sich selbst beschäftigen, als unterhalten, oder unterhalten seyn wollte. So wie ich mich dann gewöhnlich in Träumereien der Phantasie verlor, so gaben sich gewiß auch meine Gefährten den Spielen ihrer Phantasie hin, träumten, nach der Verschiedenheit ihrer Stimmungen, Wünsche und Verhältnisse diese oder jene Träume. Aber nicht blos diese unwillkührliche Thätigkeit der Phantasie, nicht blos die absichtslosen Spiele derselben, sondern auch die Thätigkeit der schaffenden und empfindenden Phantasie, welche auf einen bestimmten Zweck hingeht, wird durch die Abenddämmerung be-

günstigt. Am öftersten gelingen die dichterischen Versuche in den stillen Stunden des Abends.

Diese kürzlich aufgestellte Erfahrung, daß die Thätigkeit der Phantasie meist durch die Abenddämmerungen geweckt und unterhalten wird, diese Erfahrung, sage ich, deren Richtigkeit man wohl nicht leicht in Zweifel ziehen kann, ist, dünkt mich, aus folgenden Ursachen erklärbar.

1) Je weniger wir zu den Gegenständen der Aussenwelt hingezogen werden; je seltner ein Gegenstand oder eine Veränderung ausser uns unsere Sinne auf sich hinlenkt: desto ungestörter muß unser Geist seine innere Thätigkeit fortsetzen können. Der Dichter und der Philosoph, jeder, der durch die Kraft seines Geistes etwas Bedeutendes hervorbringen will, sucht die Einsamkeit auf, weil man in der Einsamkeit weit seltner als in der Gesellschaft von seinen Gedanken abgezogen, und in seiner Geistesthätigkeit unterbrochen wird. Der Abend verbreitet rings um uns her eine feierliche Stille, und verengt, indem er die Gegenstände in den Schein der Dämmerung hüllet, unsern Gesichtskreis. Bei Tage, auch wenn man ein abgelegenes Zimmer bewohnt oder ein heimliches Gartenplätzchen zu seinem Aufenthalte wählt, vernimmt man oft Geräusch und Lärmen, das durch die Thätigkeit oder durch die Vergnügungen der Menschen veranlaßt wird. So wie

aber

aber der Abend herannahet, verringert sich allmählig das Geräusch und das Lärmen der arbeitenden und geniessenden Welt, immer leiser und leiser wird das Tönen um uns her, bis es sich endlich in eine gänzliche Ruhe und Stille auflöst. Jenes Geräusch, jenes Lärmen lenkt uns theils geradezu auf die Aussenwelt hin, theils erinnert es uns an das wirkliche Leben und führt mithin, wenigstens dann, wenn wir nicht in dem Grade beschäftigt sind, daß wir alles, was ausser uns ist und vorgeht, vergessen, die innere Thätigkeit des Geistes, und ruft uns sehr bald aus der Phantasieenwelt in das wirkliche Leben zurück. Aber in der Stille, die der Abend um uns her verbreitet, kann der Geist ungestört bei seinen Gedanken verweilen, kann die Phantasie in ihrer eignen Welt leben und weben, kann, sich ganz überlassen, die schönsten, die reitzendsten Gebilde erzeugen, ohne daß sie in jedem Augenblicke an das wirkliche Leben erinnert, in jedem Augenblicke aus ihrer höhern selbsterzeugten Sphäre in das Gebiet der Wirklichkeit herabgezogen würde. — Je erweiterter ferner unser Gesichtskreis ist, desto gröſser muß die Zahl der Gegenstände seyn, welche unsere Sinne rühren und durch die Bilder, welche sie uns liefern, den Gang der Phantasie unterbrechen. Wie zahlreich und mannigfaltig sind nicht die Gegenstände, welche, während des Tages, in jeder Minute den Gesichts-

sinn rühren und durch die Vorstellungen, welche sie uns liefern, die selbstthätige Wirksamkeit des Gemüths stören! Ein einziger Blick durchs Fenster auf die Straße, oder ins freie Feld, kann uns so stark an die Wirklichkeit erinnern, daß alle Träume der Phantasie verschwinden. Auch diese Art der Störung wird durch das Hereinbrechen der Dämmerung gehindert. Denn je dichter der Schleier wird, mit welchem der Abend die Gegenstände bekleidet, desto mehr verengt sich unser Gesichtskreis, und je mehr sich dieser zusammenzieht, desto kleiner wird die Zahl der Gegenstände, welche durch ihr Einwirken auf unsere Sinnenorgane die innere Thätigkeit des Geistes unterbrechen und uns aus den Phantasieenträumen aufschrecken. Und die Gegenstände, welche die Dämmerung unsern Augen nicht entzieht, sezt sie doch in ein zweideutiges Halbdunkel, das, indem es uns keine deutlichen Totaleindrücke gewährt, der Phantasie einen weit größern Spielraum übrig läßt, als das helle Licht des Morgens und des Mittags, das uns die Gegenstände deutlich, in völligausgemahlten Bildern zeigt. Die deutlichen Vorstellungen, welche uns Gegenstände, die im hellen Lichte stehen, liefern, machen es der Phantasie unmöglich, Dichtungen an sie anzuketten; da uns Gegenstände, welche sich uns nur im Zwielichte der Dämmerung zeigen, dunkle und zweideutige Vorstellun-

stellungen geben, welche die Phantasie verschiedentlich ausschmücken kann.

2) Die Phantasie, inwiefern sie besonders als Dichtungsvermögen Vorstellungen combinirt, wirkt um so schneller und lebhafter, je größer die Menge der Vorstellungen ist, welche, sei es durch diese oder durch jene Veranlassungen, in uns aufgeregt worden sind. Wenn man aus dem Schauspielhause zurückkehrt, wenn man aus einer zahlreichen und unterhaltenden Gesellschaft kommt, wenn man einen Dichter oder einen interessanten Geschichtsschreiber gelesen hat, ist gewiß die Thätigkeit der Phantasie weit reger und lebhafter, als wenn man eine Stunde, in der man Grammatik lehrte, beendigt, oder eine mathematische Aufgabe gelößt hat. Das Schauspiel, die gesellschaftlichen Unterhaltungen, die Lektüre der Dichter und Geschichtsschreiber liefern uns, oder wecken wenigstens weit mehrere Vorstellungen als jene Arten der Beschäftigungen. Der Tag ist ein langes, bald mehr, bald weniger interessantes Schauspiel, das uns entweder zahlreiche und mannigfaltige Vorstellungen liefert, oder wenigstens die, welche wir schon besaßen, wieder aufweckt. Durch die abwechselnden Geschäfte, Unterhaltungen, Ereignisse und Vergnügen des Tages wird eine unzählige Menge von Vorstellungen in uns aufgeregt. Wenn wir nun in den einsamen Abendstunden zu uns selbst kommen:

men: so ist nichts natürlicher, als daß uns diese, während der Beschäftigungen und Ereignisse des Tages erwachte Vorstellungen vorschweben. Vorstellungen aber erwecken andere Vorstellungen, mit denen sie entweder durch Aehnlichkeit und Contrast, oder durch Succeßion und Coexistenz zusammenhängen. Und so müssen wir nothwendig in den Abendstunden einen reichen Zufluß von Vorstellungen haben. Je größer aber dieser ist, desto leichter wird es der Phantasie, mannigfaltige und interessante Gebilde zu schaffen, da ihr Geschäfte, inwiefern sie als Dichtungsvermögen wirkt, in dem Verbinden und Zusammensetzen der unserm Gemüthe zuströmenden Vorstellungen besteht. Und so läßt es sich, dünkt mich, begreifen, woher es kommt, daß man in den Abendstunden am aufgelegtesten und geschicktesten zu den Spielen der Phantasie ist. In den Morgenstunden, wenn auch noch die Dämmerung über der Natur ruht, und geräuschlose Stille rings umher herrscht, ist doch die Thätigkeit der Phantasie weit weniger lebhaft und regsam. Unsere Vorstellungen waren gleichsam eingeschlummert und müssen erst nach und nach durch die Geschäfte und Vergnügungen des Tages geweckt werden. Während des Tages selbst sind wir meist zu tief in Geschäfte und Vergnügungen verflochten, die Gegenstände bieten sich uns in zu großer Menge und zu schneller Aufeinanderfolge dar,

dar, als daß die Phantasie erwachen, und, während daß uns von allen Seiten zahlreiche und starke Sinnenvorstellungen zuströmen, eine ungestörte und lebhafte Thätigkeit äußern könnte.

3) Durch die Geschichte und Vergnügungen des Tages werden unsre Kräfte geschwächt, wir fühlen, wenn der Abend herannaht, das Bedürfniß der Ruhe und der Erholung. Und wenn giebt man sich wohl öfterer der Ruhe hin, als in den einsamen dämmernden Abendstunden? Wer nicht gewohnt ist, seine Abende in Gesellschaft zuzubringen, macht gewöhnlich bei dem Hereinbrechen der Dämmerung eine kleine Pause, um neue Kräfte zur Fortsetzung seiner Thätigkeit zu sammeln. Die Ruhe ist der Zustand des Aufhörens der willkührlichen, sowohl geistigen als körperlichen Thätigkeiten. So wie während der Ruhe die unwillkührliche Functionen des Körpers unausgesetzt fortgehen, so wird auch die unwillkührliche Thätigkeit des Geistes ununterbrochen fortgesetzt. Was ist aber das Phantasiren anders, als eine unwillkührliche Thätigkeit des Geistes, als ein Zustand, in dem wir uns mehr leidend, als selbstthätig verhalten? Der Phantasirende giebt sich seiner Phantasie hin, unbekümmert, welche Bilder sie ihm vorhalten werde. Ganz anders verhält es sich bei den meisten übrigen Geistesthätigkeiten. Wenn man beobachtet, memorirt, Begriffe zergliedert, Pläne entwirft,

Mey-

Meynungen prüft, ausarbeitet, so werden unsre Geisteskräfte durch den Willen auf gewisse bestimmte Gegenstände hingelenkt, und bei denselben fest gehalten. Und eben dies, daß wir bei gewissen bestimmten Gegenständen verweilen, und daß wir sie nicht willkührlich wieder verlassen dürfen, eben dies ist es, was uns die meiste Anstrengung kostet. Hat man sich nun den Tag hindurch mit dergleichen Anstrengung fordernden Arbeiten beschäftiget: so sucht man am Abend Ruhe und Erhohlung. Waren es körperliche Arbeiten, und körperliche Anstrengungen, welche unsere Kräfte abspannten: so finden wir in der Ruhe des Körpers, welcher überdies der Schlaf bald die Hand beut, volle Befriedigung. Allein es giebt mannigfaltige Beschäftigungen, welche die Geisteskräfte erschöpfen, ohne den Körper zu ermüden. Nach solchen Beschäftigungen können wir nicht blos in der Ruhe des Körpers und in dem Schlafe, welcher nun dem körperlich Ermüdeten seine Erquickungen reicht, Erhohlung finden. Der Mann an Geistesthätigkeit gewöhnt, würde die peinigendste Langeweile empfinden, wenn er nach der Erschöpfung seiner Geisteskräfte, bei fortdaurender Munterkeit des Körpers, nun körperliche Ruhe suchen und das Eintreten des Schlafes, ohne irgend eine Geistesbeschäftigung, erwarten wollte. Mit gütiger Hand reicht dem Manne, dessen Geisteskräfte erschöpft sind,

ohne

ohne daß sein Körper ermüdet wäre, die Phantasie ihre Freuden, und entfernt in jenen Zeitpunkten mit schützendem Arme die lästigste Gesellschafterinn, die Langeweile, von seinem, an Thätigkeit gewöhnten, Geiste. Und da man sich bei der Thätigkeit der Phantasie mehr leidend, als selbstthätig verhält, das Anstrengende aber vorzüglich in der selbstthätigen Richtung der Geisteskräfte auf einen bestimmten Gegenstand und in dem steten Festhalten desselben besteht, so gewährt uns die Phantasie in jenem Zeitpunkte die erquickendste Unterhaltung und stärkt uns zur Fortsetzung unserer Thätigkeit. Jene Zeitpunkte aber, in welchen wir die Erschöpfung unsrer Geisteskräfte fühlen und einen Stillstand in unsern Geistesbeschäftigungen machen, treten meist des Abends, nach einem thätig verlebten Tage ein. Wenn nun die Phantasie in diesen Zeitpunkten vorzüglich ihre Thätigkeit äussert: so ist es natürlich, daß uns die Phantasirspiele meist in den Abendstunden beschäftigen.

Aus dieser bisher erklärten Erfahrung lassen sich verschiedene practische Folgerungen für die Anwendung der Abendstunden herleiten.

Alle Erfindungen, d. h. alle neue Ideencombinationen, welche je in dem Gebiete der Wissenschaften und Künste gemacht wurden, verdanken der Phantasie, in wie fern sie Dichtungsvermögen ist, ihre Entstehung. Denn da das Dich-

tungs-

tungsvermögen in der Kraft, vorhandene Vorstellungen zu verbinden, bestehet, Erfindungen aber nichts anders, als neue Ideenverbindungen sind: so ist es, dünkt mich, am Tage, daß alle Erfindungen durch das Dichtungsvermögen erzeugt werden. Gerard, welcher das Genie in die Fähigkeit zum Erfinden setzte, verfuhr daher sehr consequent, da er das Genie lediglich aus der Phantasie hervorgehen ließ. Wenn es nun nach der obigen Erfahrung gewiß ist, daß die Phantasie in den Abendstunden am regsten und lebhaftesten wirkt, so ist nichts natürlicher, als daß alle Geistesthätigkeiten, deren Zweck Erfindung ist, in den Abendstunden am besten gelingen müssen. Der Dichter so wohl, als der Philosoph, muß daher die Abendstunden nicht ungenützt vorbeistreichen lassen, oder sie aus allzugroßem Drange nach bestimmter Thätigkeit, in Stunden des Tages verwandeln. Gewiß wurden die meisten Pläne und Entwürfe zu Gedichten und philosophischen Schriften, in den einsamen Abendstunden entworfen, die interessantesten Ideencombinationen in dieser Tageszeit erzeugt.

Für andere hingegen (und zu dieser Klasse gehören besonders solche Menschen, in deren Herzen eine mächtige Leidenschaft wohnt) sind die Träumereien und Spiele der Phantasie äusserst gefährlich. Denn die Phantasie, welche sich bei Menschen dieser Art stets mit dem Gegenstande

ihrer

ihrer Leidenschaft beschäftiget, leicht demselben neue Reitze, und verstärkt eben dadurch ihre Leidenschaft; die Phantasie ruft, wenn sie ihre Leidenschaft bekämpfen wollen, den ersehnten Gegenstand immer wieder zurück und macht dadurch die Besiegung derselben unmöglich; die sinnreiche Phantasie erfindet Mittel und Wege, auf welchen man zum Besitze des erwünschten Gutes gelangen könnte, und bereitet dadurch die Befriedigung der Leidenschaft vor. Eben so gefährlich ist das Phantasieren für alle die, deren Phantasie unrein, d. h. zu Beschäftigungen mit wollüstigen Bildern geneigt ist. Denn je öftrer sie sich mit dem Abschaum wollüstiger, in der Phantasie dargestellter, Scenen beschäftigen, desto mehr wird ihr Geschlechtstrieb aufgeregt. Jeder aufgeregte Trieb aber sucht Befriedigung, denn er ist ein immermahnender Reitz, der nur durch Befriedigung abgestumpft werden kann; und auf welche schreckliche Abwege leitet der Geschlechtstrieb der Menschen, wenn er nicht auf dem Wege, den Natur und Gesetze vorzeichnen, Befriedigung findet! Alle die Menschen, für welche die Spiele und die Träumereien der Phantasie in dieser oder jener Hinsicht gefährlich oder schädlich werden können, müssen die einsamen Abendstunden fliehen, müssen den Freuden, welche die Phantasienspiele gewähren, entsagen, müssen lieber in der Gesellschaft, als in der Einsamkeit,

ihre Erholung suchen, oder, wenn ihnen dies nicht vergönnt, ihre bestimmte Thätigkeit bis zum gänzlichen Erschlaffen ihrer geistigen und körperlichen Kräfte fortsetzen. Nur der leidenschaftlose Mensch, dem eine Phantasie, rein und schuldlos wie das aufblühende Mädchen begleitet, kann sich in den einsamen, dämmernden Abendstunden, dem unwillkührlichen Zuge seiner Gedanken sorglos überlassen.

Zweitens glaube ich bemerkt zu haben, daß während der Abendstunden eine größere Ruhe und Stille, ein Schweigen aller heftigen Leidenschaften, aller lebhaften Affecten im Gemüthe herrscht. Oft, wenn den ganzen Tag hindurch die Leidenschaften getobt hatten, schwiegen sie doch am Abend, und das Gemüth glich dem leise bewegten Wellenspiegel des schweigenden Meeres. Sanfter, stiller Abend, woher deine leidenschaftstillende Kraft? warum schläft jene mächtige Begierde, jenes immerrege Streben, gekannt, geachtet und geehrt zu seyn, nur dann, wenn du deine Flügel über die Flur ausbreitest?

1) Unsere Stimmungen hängen meist von der Beschaffenheit der Gegenstände, welche auf uns einwirken, ab. Herrscht rings um uns her Leben und rege Thätigkeit, so erwachen unsre Kräfte, und werden zu lebhaften Aeusserungen aufgeregt; umringt uns Ruhe und Stille, so theilt

sich

sich dieser Ton unserm Herzen mit, und unser Gemüth wird in eine sanfte Ruhe, in eine schweigende Stille gewiegt. Erinnere dich, mein Leser, an einen sanften stillen Sommerabend, und gewiß, schon sein Bild, wenn es lebhaft deiner Seele vorschwebt, wird, wenigstens auf Augenblicke, Ruhe und Frieden über dein Gemüth ausgießen. Und wenn schon das bloße Bild so viel vermag, wie groß muß die stillende, in ruhewiegende Kraft des Gegenstandes selbst seyn?

2) Die Leidenschaften erwachen meist in der Gesellschaft, während daß wir mit den Menschen umgehen, sey es um uns zu vergnügen, oder unsere Geschäfte zu betreiben. Bald regt der Anblick der Pracht und des Wohllebens unsere Begierde nach Geld und Gut auf; bald erzeugt das unverdiente Glück des Müßiggängers, auch wohl in dem Herzen des Guten und Edlen, eine leise, oft unwillkührliche, Regung des Neides oder der Mißgunst; bald setzt uns eine Beleidigung in heftigere Bewegung, bald wecken, die wahren oder vermeintlichen, Vorzüge eines andern unsre Eifersucht; mit einem Worte, in der Gesellschaft, durch mannigfaltige Verhältnisse, Reibungen und Ansichten, werden unsre Leidenschaften aufgeregt. Der Tag, als die Zeit der Geschäftigkeit und des Genußes, setzt uns in mannigfaltige Verbindungen mit den Menschen, führt uns, bald um dieses, bald um jenes Zweckes

willen, in die Gesellschaft, und giebt mithin mannigfaltige Veranlassungen zum Erwachen unsrer Leidenschaften. Unsre Kräfte sind überdies, während dieser Tagszeit, frisch und munter und meist zur Aeusserung einer regen Thätigkeit angespannt. Das Gefühl von Kraft unterstützt die erwachten Leidenschaften, weil es uns hoffen läßt, daß es uns möglich seyn werde, die Gegenstände derselben zu vereinigen. Der Abend ist bei den meisten Menschen die Grenze ihrer Thätigkeit, und entfernt alle die, welche ihre Abende nicht dem gesellschaftlichen Vergnügen widmen, von dem grossen Schauplatze der Geschäftigkeit und des Genußes, führt sie zurück in ihr einsames Zimmer oder ruft sie in ihre friedliche Gartenlaube. Der Abend ziehet die meisten Menschen aus der Gesellschaft zurück und entfernt dadurch die Veranlassungen, durch welche die Leidenschaften aufgeregt werden. In unserem einsamen Zimmer, in unsrer friedlichen Gartenlaube regt kein Anblick der Pracht und des Wohllebens unsre Begierde nach Geld und Gut auf, setzt kein Anblick eines großen und berühmten Mannes unsre Ehrbegierde in Bewegung, entflammt uns kein Beleidiger zum Zorne und zur Rachsucht. Und stellt uns ja bisweilen die Einbildungskraft Gegenstände dar, durch welche unsere Leidenschaften aufgeregt werden könnten, erwacht auch vielleicht diese oder jene Begierde, diese oder jene

Leiden-

Leidenschaft, so schlummert sie doch bald wieder ein, weil sie nicht durch das Gefühl von Kraft, das uns den Besitz des erwünschten Gegenstandes verheißt, unterstützt wird.

Aus diesen beiden Ursachen läßt sich, wie mich dünkt, die Entstehung der leidenschaftslosen Ruhe, welche meist während des Abends in dem Herzen des Menschen wohnt, erklären.

Mit der bisher aufgestellten und erklärten Erfahrung hängt die dritte, daß wir in keiner Periode des Tages mehr zur Beschäftigung mit religiösen Ideen, mit dem Gedanken der Gottheit, der Vorsehung und Unsterblichkeit geneigt sind, als in den Stunden des Abends und der Mitternacht, sehr genau zusammen. Bisweilen erhob ich mich am Morgen, wenn die Sonne majestätisch hinter dem Tannenwalde heraufstieg und die Flur in jugendlicher Schönheit vor meinen schwelgenden Blicken lag, zum Gedanken der Gottheit, äusserst selten gieng ich während des Tages aus der Sinnenwelt ins Reich des Uebersinnlichen hinüber, am öftersten schmiegte ich mich in den Abendstunden, oder, wenn meine körperlichen Kräfte noch nicht geschwächt waren, in der mitternächtlichen Einsamkeit an den Gedanken der Gottheit an, am öftersten erhob ich mich zur Hoffnung der Unsterblichkeit, wenn der leuchtende Mond von seiner blauen Bahn herabblickte

und die tausendmaltausend Welten über meinem Haupte funkelten. Oft, wenn ich in Gesellschaft reißte, stimmten sich mit dem Hereinbrechen der Abenddämmerung die fröhlichen Lieder in religiöse Gesänge um. Gewiß die meisten Menschen, welche sich mit religiösen Gedanken und Empfindungen zu beschäftigen pflegen, werden ähnliche Erfahrung gemacht, werden bemerkt haben, daß sie in den Stunden des Abends und der Nacht am geneigtesten und geschicktesten zur Beschäftigung mit religiösen Gegenständen waren.

1) Eine Ursache dieser Geneigtheit, sich vorzüglich in den Abendstunden mit religiösen Gegenständen zu beschäftigen, liegt in der eben aufgestellten Erfahrung, daß mit dem Entschlafen der Natur auch unsere Leidenschaften einschlummern. Denn durch nichts wird das Erwachen der religiösen Ideen so oft und so mächtig gehindert, als durch die Leidenschaften, welche in den meisten Perioden des Lebens so laut und stark in dem Herzen des Menschen sprechen. Unser Leben ist zwischen das Wünschen, Hoffen, Verlangen und Erstreben der Gegenstände, auf welche unsre Begierden und Leidenschaften gerichtet sind, getheilt. Als ewige Begleiterinnen erwachen die Leidenschaften des Morgens mit dem Menschen, und leiten und lenken während des Tages seine Thätigkeit auf die Gegenstände hin, welche sie ihm als wünschenswerthe Güter darstellen. Der

Mensch

Mensch, zu tief in das Wünschen, Hoffen und Verlangen eingeflochten, mit mächtigen Banden an die Gegenstände der Sinnlichkeit gekettet, verliert auf der einen Seite das Interesse an übersinnlichen, religiösen Ideen, und hat auf der andern zu wenig Zeit, ist in einer zu regen Thätigkeit, als daß er lange bei Gegenständen verweilen könnte, die mit seinen Leidenschaften in keiner Verbindung stehen. Ist es nun wahr, was ich weiter oben dargethan zu haben glaube, daß die Leidenschaften den Menschen noch am öftersten während der Abenddämmerung verlassen, daß in dieser Zeit nicht selten das immerrege Wünschen, Hoffen, Verlangen, Streben und Ringen aufhört: so ist nichts natürlicher, als daß die, von den Leidenschaften verjagten, Gedanken und Empfindungen in ihre Heimath zurückkehren, daß sich der Gedanke der Gottheit, der Vorsehung und der Unsterblichkeit in jenen ruhigen einsamen Stunden dem Geiste des Menschen darstellt, daß die sanften Empfindungen der Liebe zu dem allgütigsten Wesen und der Sehnsucht nach einer bessern Welt, nach einer vollkommnern Ordnung der Dinge, besonders zu dieser Zeit, in dem Herzen des Menschen aufwallen.

2) Der Abend ist das Ende des Tages, die Grenze der Thätigkeit und des Genusses. So wie sich jetzt, denken wir oft in den Abendstunden, der Tag zu Ende neigt, so wie jetzt die ar-

beitende und geniessende Welt entschlummert: so wird sich auch der längere Tag deines Lebens zu Ende neigen, so wirst auch du dereinst in den langen Schlummer sinken. Der Abend, das Ende des Tages, der Zeitpunkt des Aufhörens der Thätigkeit und des Genußes führt uns auf den Gedanken des Todes, heißt uns der Zeit gedenken, die einst unsere Thätigkeit und unsern Genuß begrenzen wird. Bei dem Gedanken des Todes aber kann niemand lang verweilen, ohne sich zur Hofnung der Unsterblichkeit zu erheben. Während der Betrachtung des Todes befinden wir uns in einem finstern, öden, traurigen Gemache, das wir durch eine leuchtende Fackel, durch ein mildschimmerndes Licht erhellen müßen. Und sind wir von der Betrachtung des Todes zu den Gedanken der Unsterblichkeit hinübergeleitet: so befinden wir uns schon im Kreise religiöser Ideen und Empfindungen. Von dem Gedanken der Unsterblichkeit gehen wir über zur Betrachtung Gottes, der die Menschen zu einem grenzenlosen Daseyn bestimmte, und wenn wir Gott denken, so ist es bald diese, bald jene seiner erhabnen Eigenschaften, die uns entweder in Empfindungen wiegt, oder zum Nachdenken auffordert.

3) Und bei der Betrachtung und Hoffnung der Unsterblichkeit werden wir noch überdies durch die Gegenstände, welche in den Stunden des Abends und der Nacht unsre Sinne rühren, festgehalten.

Da

Da funkelt zuerst der Abendstern mild vom Himmel herab; dann erscheint der leuchtende Mond in seiner stillen Pracht, und endlich wird das unzählbare Heer der Gestirne unserm Auge sichtbar. Der gestirnte Himmel führt auf den Gedanken der Unendlichkeit und was ist die Unsterblichkeit anders als Unendlichkeit, gedacht in Beziehung auf unser Daseyn? Die unzählbaren Welten, die in ungemeßner Ferne über unserm Haupte funkeln, verkündigen uns, wenn wir die Unsterblichkeit als ein Wandrer von einem Sterne zum andern denken, die Fortdauer unsres Wesens. Was ist daher natürlicher, als daß uns die Betrachtung des gestirnten Himmels bei der Hoffnung der Unsterblichkeit festhält? — Bisweilen tönt auch in den Abendstunden eine Glocke vom fernen Kirchthurme herüber. Das Glockenläuten, das unsre Freunde zum Grabe rief oder uns zur Verehrung Gottes einlud, führt uns natürlich, vermöge der Association der Ideen, entweder auf den Gedanken des Todes, oder weckt religiöse Empfindungen in unserm Herzen.

4) Endlich bemächtigt sich unserer während der Abendstunden nicht selten ein unwillkührliches Gefühl von Bangigkeit, Ohnmacht und Schwäche, (die Ursachen dieser Erscheinung werde ich im Folgenden aufstellen) und macht uns das Bedürfniß, uns an ein schützendes Wesen anzuschließen und anzuschmiegen fühlbar. Nichts

ist uns daher in solchen Stimmungen willkommner, als die Idee eines allmächtigen und allgütigen Wesens, dessen allwaltende Vorsehung nicht nur den großen Weltlauf, sondern auch unsere Angelegenheiten umfaßt. Eben diese Bemerkung, daß sich unsrer während der Abendstunden bisweilen ein unwillkührliches Gefühl von Bangigkeit bemächtigt, kann bey der Erklärung der vierten Erfahrung, die ich eben aufzustellen gedenke, benutzt werden.

Zu keiner Tagszeit erwacht die Sehnsucht nach unsern Lieben und Freunden öftrer, zu keiner ist die Vertraulichkeit offner und anschmiegender, als in den einsamen Abendstunden. Wenn man sich Tage und Wochen lang, verflochten in Geschäfte und Vergnügen, der Seinigen nicht erinnerte, so ist meist eine dämmernde Abendstunde, die ihr Andenken weckt, wenn die Glieder einer Familie den ganzen Tag hindurch zerstreut lebten, und nur mit sich beschäftiget waren, so ist es der Abend, der sie in einen traulichen Familienzirkel vereiniget.

1) Diese Erfahrung ist zuerst, wie ich erwähnte, aus der obigen Bemerkung, daß sich unsrer während der Abendstunden nicht selten ein leises Gefühl von Bangigkeit bemeistert, erklärbar. Denn dieses Gefühl erzeugt den Wunsch, uns anzuschließen und anzuschmiegen, und dieser

ser Wunsch äußert sich in Hinsicht auf unsre entfernten Freunde durch Sehnsucht, in Hinsicht auf unsre gegenwärtigen durch Vertraulichkeit. Wem bang ums Herz ist, der wünscht Menschen um sich zu haben, an die er sich anschmiegen und anlehnen, von denen er Schutz und Sicherheit erwarten könnte. Unsre Lieben und Freunde aber sind gerade die Menschen, in deren Arme wir uns mit der völligsten und sorglosesten Hingebung werfen können. Wie sollten wir sie daher in solchen Stimmungen, wenn sie gegenwärtig sind, nicht um uns versammeln, und wenn sie entfernt von uns leben, nicht wenigstens wünschen, daß es uns vergönnt seyn möge, unsre Hand in die ihre zu legen, unser Haupt an ihre Brust zu lehnen.

2) Ferner erinnre man sich, um diese Erfahrung zu erklären, an die weiter oben gemachte Bemerkung, daß uns der Abend, als das Ende des Tages, als die Grenze der Thätigkeit und des Genußes, nicht selten auf den Gedanken des Todes führt. Sind schon mehrere aus dem Kreise unsrer Freunde und Lieben schlafen gegangen: so ist nichts natürlicher, als daß der Gedanke des Todes das Andenken an die weckt, welche uns zu früh durch ihn entrissen wurden, und daß dies Andenken die Sehnsucht nach ihnen, nach ihren Unterhaltungen und Umarmungen herbeiführt. Aber nicht blos

die

die Sehnsucht nach unsern verstorbenen Freunden, sondern auch der Wunsch, die Lebenden um uns her versammeln zu können, muß durch den Gedanken des Todes geweckt werden. Denn durch den Gedanken des Todes und der Trennung wird die Besorgniß erzeugt, wir möchten unsre Lieben und Freunde verlieren, wir möchten uns von ihnen, oder sie sich von uns trennen müssen. Diese Besorgniß aber hat, dünkt mich, den Wunsch, sie umher zu versammeln, sie genießen, sie schützen und schirmen zu können, zur natürlichen Folge. Eben diese Besorgniß macht auch die Vertraulichkeit gegen unsre Lieben und Freunde, die uns umringen, enger und anschließender. Wir drücken sie in solchen Stimmungen fester an unser Herz, wir schließen sie inniger in unsere Arme, als wollten wir uns durch dies enge Anschmiegen, durch dies Festhalten in unsern Armen ihres Besitzes versichern.

Endlich, dies ist die lezte Erfahrung, welche ich über den Einfluß des Abends und der Nacht auf das Gemüth aufzustellen habe, bemächtigt sich unsrer nicht selten in den Abendstunden das Gefühl der Bangigkeit *), und beson-

*) Es könnte fehlerhaft scheinen, daß ich diese Erfahrung nicht früher aufstellte, weil ich mich schon zweimal bei der Erklärung anderer Erfahrungen, auf

sonders während der Nacht das Gefühl des Schauers, der Furcht und des Schreckens. Die Bangigkeit ist der Zustand, in welchem man sich mit dunklen Vorstellungen möglicher Uebel und Gefahren beschäftiget. Wird eine oder die andere bange Vorstellung, die sich auf einen Gegenstand, welcher Zerstörung unsers Wesens droht, bezieht, so lebhaft, daß sie unsre Nerven heftig erzittern macht, so entsteht der Schauer, so läuft, wie man in der Sprache des gemeines Lebens sagt, ein eiskalter Schauer über unsern Rücken hinab. Wenn wir einen solchen Gegenstand, der uns Gefahr oder Uebel droht, entweder wirklich wahrnehmen oder wahrzunehmen glauben, so entsteht die Furcht, die man, wenn jener Gegenstand unsre Sinne plötzlich rührt, ein Schrecken zu nennen pflegt. Diese Gefühle der Bangigkeit, des Schauers, der Furcht und des Schreckens bemeistern sich unsrer, wie gewiß

auf dies Gefühl der Bangigkeit berief. Zu meiner Entschuldigung (wenn ich anders hier Entschuldigung bedarf) kann ich nichts anders sagen, als daß ich deswegen hier erst von der Bangigkeit spreche, weil ich die Furcht, ein, jener sehr ähnliches, Gefühl, an dieselbe anschließen wollte; diese aber, weil sie meist in der Nacht entsteht, jene Erfahrung aber sich meist auf die Abendstunden beziehen, den schicklichsten Ort am Ende dieser Abhandlung zu erhalten schien.

gewiß jeden seine eigne Erfahrung gelehrt hat, am häufigsten in den Stunden des Abends und besonders der Nacht. Die Ursachen, aus welchen sich diese Erscheinung erklären läßt, sind, dünkt mich, folgende:

1) Zuerst muß man gestehen, daß jene Gefühle nicht blos auf Täuschung beruhen, sondern daß uns wirklich am Abend, und besonders in der Nacht, mehrere und größere Gefahren drohen, als während der übrigen Tageszeiten. Die meisten Angriffe auf Eigenthum und Leben werden dann unternommen, wenn die Bösewichter hoffen können, unter dem Schleier der Nacht verborgen und von allen Störungen gesichert zu seyn. Eine Feuersbrunst, welche des Nachts, wenn die Menschen ruhig auf ihrem Lager liegen und schlafen, entspringt, ist weit gefährlicher, als ein Feuer das bei Tage, wenn Tausende zum Löschen herbei eilen können, aufgeht. Werden wir nun, entweder durch Veranlassungen von aussen her, oder durch den unwillkührlichen Lauf unsrer Gedanken auf die Vorstellungen von Gefahren geleitet: so ist nichts natürlicher, als daß durch dieselben das Gefühl der Bangigkeit geweckt und unterhalten wird, da jetzt in der Nacht, die uns umringt, jene Gefahren weit leichter, als zu einer andern Tagszeit eintreten, und uns, wenn sie eintreten sollten, weit größre Uebel, als zu einer andern Tageszeit bereiten könnten. Steigt während

rend

rend des Tages, der Gedanke an Gefahren, an Diebe und Mörder und Feuersbrünste in uns auf, so wird er nicht leicht Furcht erzeugen, da wir uns ringsum von Menschen umgeben sehen, die uns helfen können, da wir uns in einem Zustande wissen, in welchem es uns vergönnt ist, alles mögliche zu unsrer Vertheidigung und Rettung zu thun. Ein ganz andrer Fall aber ist es, wenn jene Vorstellungen von Gefahren während des Abends und der Nacht erwachen. Denn ohne es in Anschlag zu bringen, daß die lebhafter einwirkende Phantasie diese Vorstellungen vergrößert: so muß natürlich das Gefühl der Bangigkeit schon dadurch leichter durch den Gedanken an Gefahren erzeugt und länger unterhalten werden, daß wir uns zur Nachtzeit wirklich in einem Zustande befinden, in welchem uns mehrere und größere Gefahren, als an irgend einer andern Tagszeit, treffen können.

2) Daß aber die Vorstellungen von Gefahren und Uebeln meist zur Nachtzeit erwachen, ist, dünkt mich, aus der Association der Ideen erklärbar. Die meisten Räubereien, Morde und andere Unfälle, deren Andenken wir im Gedächtnisse aufbewahren, sollen sich zur Nachtzeit ereignet haben. Was ist nun wohl natürlicher, als daß die Nacht, vermöge des Associationsgesetzes der Coexistenz, die Vorstellungen von diesen Unfällen

fällen herbeiführt? Diese Vorstellungen aber sind gleichsam die Grundlage aller der Gefühle, deren Entstehung wir zu erklären suchen.

3) So wie die Nacht wirklich durch das Alleinseyn zu einer gefahrvollen Tagszeit wird: so weckt und nährt auch eben dieses Alleinseyn, eben der Gedanke, daß, wenn uns ein Unfall träfe, niemand zu unsrer Rettung herbeieilen würde, die Gefühle der Bangigkeit, des Schauers und der Furcht. Wenn mich auch noch nicht andere Gründe überzeugt hätten, daß der Mensch von Natur ein geselliges Wesen sei, so würde mich das Gefühl der Bangigkeit und Furcht, das sich meist des einsamen Menschen, besonders zur Nachtzeit, bemächtigt, darauf führen, daß es die Natur dem Menschen zum Bedürfnisse gemacht habe, sich anzuschliessen und anzuschmiegen an die Wesen seiner Gattung. Denn der Mensch ohne den Menschen, oder wenigstens ohne den Gedanken, daß er von Menschen, die ihm helfen und beistehen können, umgeben sei, verliert allen Muth und alle Kraft, und dünkt sich ein schwaches hülfloses Wesen. In der Nacht ist man öfter allein, die Menschen, die während des Tages, rings um uns her, wandelten und arbeiteten, verliessen das Feld, kehrten in ihre Hütten zurück und liegen und schlafen. Selbst der muthigste Mann, wenn er zur Nachtzeit auf der Straße allein wandelt, und rings um sich her,

so

so weit er die Gegenstände wahrnehmen kann, keine Spur von der Nähe eines Menschen entdeckt, nicht einmal ein einsames Licht in einem fernen Dorfe, selbst der muthigste Mann, sage ich, empfindet eine unwillkührliche Bangigkeit, die auch vielleicht, wenn der Gedanke an eine Gefahr recht lebhaft herantritt, in einen unwillkührlichen Schauer übergehen kann.

4) Hiezu rechne man ferner den gehinderten oder doch wenigstens erschwerten Gebrauch der Sinne. Denn durch diesen wird theils unser Gesichtskreis so beschränkt, daß wir nicht die gehörigen Vertheidigungsanstalten treffen können, theils werden wir eben dadurch mannigfaltigen Illusionen ausgesezt. In einer finstern, mondlosen Herbstnacht, wo man kaum 5 Schritte vor- und hinterwärts sehen kann, muß uns nothwendig bang ums Herz werden, wenn wir an Räuber und Mörder denken, weil wir es sehr wohl fühlen, daß wir, wegen der Beschränktheit unsers Gesichtskreises sehr wenig uns zu vertheidigen, oder der Gefahr zu entgehen, würden thun können. Und das Gefühl der Bangigkeit kann in solchen Nächten sehr leicht in Schaum übergehen, weil wir uns die Gefahren, da wir die Gegenstände um uns her nicht deutlich wahrnehmen, als nahebevorstehend und gleichsam als schon über uns hereinbrechend denken können. Wirkliche Furcht aber veranlaßt der gehinderte

oder wenigſtens beſchränkte Gebrauch der Sinne dadurch, daß er zu ſo mannigfaltigen Illuſionen Gelegenheit giebt. Wenn dürres Laub im Walde raſſelt, glauben wir die leiſen Fußtritte von Räubern, die uns ſeitwärts folgen, zu hören, wenn ein Stamm in der Entfernung ſteht, ſo glauben wir einen Menſchen, der uns auflauert, zu erblicken. Und dergleichen Illuſionen ſind um ſo leichter möglich, je öfterer wir uns in den einſamen Stunden der Nacht mit Vorſtellungen von Gefahren beſchäftigen, denn es hängt ſogar oft von unſern Stimmungen ab, von welcher Seite wir die Gegenſtände der Auſſenwelt erblicken, und was wir in ihnen finden. Bei einer großen Anzahl von Menſchen werden dieſe Gefühle

5) durch früheingeſogne, abergläubiſche Vorſtellungen mannigfaltiger Art geweckt und erhalten. Ein großer Theil Menſchen glaubt an eine Geiſterwelt, welche mit der Körperwelt in Verbindung ſtehe, und auf den Menſchen verſchiedentlich einwirken könne. Allgemein hat man die Nacht zum Schauplatze der Geiſtererſcheinungen gemacht; in der Nacht ſteigen die Schatten der Entſchlafenen aus ihren Grüften und wandeln auf der Oberfläche der Erde; in der Nacht begegnen uns feindſelige Geiſter in den mannigfaltigſten Geſtalten; in der Nacht erſcheinen uns wohlwollende Genieen und führen uns zu verbor-

genen

genen Schätzen. In jeder Stadt, beinahe in jeder Familie, gehen Geschichtchen von Geisterer-scheinungen im Schwange, welche sich von Gene-ration zu Generation fortpflanzen, und den jun-gen Mitgliedern der Familien, meist in der frü-hesten Periode des Lebens, mitgetheilt werden. Diese Vorstellungen von Geistern und Verstorb-nen, welche dem Menschen zur Nachtzeit zu er-scheinen pflegen, hängen, weil sie Jugendvor-stellungen sind, meist so fest, daß sie oft das ganze Leben hindurch nicht wieder verdrängt wer-den können. Unzählige Menschen nähren einen geheimen Glauben an Geister und Geistererschei-nungen in ihrem Herzen, den sie sich selbst nicht gestehen, der während des Tages, während sie in der Gesellschaft sind, schlummert, aber nicht selten in einsamen Nächten erwacht, weil die Nacht jene früh eingesognen Vorstellungen von Geistern, welche zur Nachtzeit erschienen seyn sollen, weckt. Wenn wir uns nun während der Nacht, dunkel oder lebhaft, willkührlich oder un-willkührlich, vorstellen, daß uns Geister erschei-nen könnten: so läuft ein eiskalter Schauer über unsern Rücken hinab, und wenn wir uns Geister als gegenwärtig, als uns wirklich erscheinend denken, so zittern wir wie Espenlaub, so deckt Todtenblässe unser Gesicht, so befinden wir uns mit einem Worte in dem Zustande der äussersten Furcht und Angst. Denn daß der Gedanke an

erscheinende Geister, an wiederkehrende Verstorbne, diese Gefühle erzeugt, ist, die Ursache mag seyn, welche sie wolle, eine allgemeine Erfahrung.

6) Endlich erinnere man sich aus dem Obigen, daß die Thätigkeit der Phantasie gerade in der Nacht am regsten und lebhaftesten ist, und man wird sich nicht wundern, daß sich unsrer an dieser Tageszeit die Gefühle des Schauers, der Furcht und der Bangigkeit am öftersten bemeistern. Denn die Vorstellungen von Uebeln und Gefahren, welche durch die Ideenassociationen, durch die Einsamkeit und durch den gehinderten Gebrauch der Sinne herbeigeführt werden, müssen durch die rege Thätigkeit der Phantasie einen sehr hohen Grad von Lebhaftigkeit erhalten, müssen bisweilen bis zu dem Grade erhöht und verstärkt werden, daß sie die Gestalt wirklicher Gegenstände annehmen. Und diß ist um so leichter möglich, je weniger diese Phantasieentäuschungen durch sinnliche Anschauungen gestört werden können, da der Gebrauch der Sinne gehindert ist und sich mithin die Gegenstände der Aussenwelt um so leichter unsern Phantasieenvorstellungen anschmiegen können.

Diese nächtliche Furcht, deren Entstehung ich bisher zu erklären versuchte, hat nicht wenig zur Verbreitung und Erhaltung des Glaubens an Geister und Geistererscheinungen beigetragen.

Die

Die Entstehung dieses Glaubens muß man aus andern Ursachen erklären *); denn hätten die Menschen die Vorstellungen von Geistern und Geistererscheinungen nicht schon gehabt, nie würde sie die bloße Furcht dahin gebracht haben,

*) Die Entstehung des Glaubens an Gespenster kann man, wie mich dünkt, nicht unwahrscheinlich von den Träumen herleiten. Der Vater, Sohn, Gatte oder Freund, dem ein Liebling seines Herzens gestorben war, beschäftigte sich unausgesezt mit der Vorstellung des Verstorbenen. Kein Wunder, wenn ihr diese Vorstellung auch während des Traumes vorschwebte. Die Phantasie roher Menschen wirkt ungemein lebhaft, daher mußten diese Traumvorstellungen einen hohen Grad von Klarheit erhalten. Sehr natürlich konnte nun die Meinung entstehen, daß der Verstorbene fortlebe, und den Hinterbliebenen zur Nachtzeit erscheine. Auf diese Vermuthung leitete mich eine Stelle in Cicero's Tusculanischen Untersuchungen B. I. Kap. 13. Visis quibusdam, sagt er, saepe movebantur, hisque maxime nocturnis, ut viderentur ii, qui vita excesserant, vivere. Und da sich ferner ungebildete Menschen nicht zu den reinen Ideen der Unsterblichkeit erheben könnten, da sie sich die Verstorbenen in dünne Körper oder leichte Hüllen gekleidet dachten: (animos enim, sagt Cicero in eben der Schrift Kap. 16., per se ipsos viventes non poterant mente complecti, formam aliquam figuramque quaerebant;) so konnten sie es sich sehr leicht denken, daß die Verstorbenen bisweilen zurückkehrten und den Lebenden erschienen.

ausser sich Geister zu suchen und zu finden. Aber zur Bestätigung, Erhaltung und Verbreitung desselben hat unstreitig die nächtliche Furcht nicht wenig gewirkt. Denn hatte man einmal die Meynung angenommen, daß den Menschen Geister zur Nachtzeit erscheinen, wie leicht konnte die lebhaft wirkende, mit Vorstellungen von Geistern beschäftigte Phantasie in Gegenständen, die man, wegen des gehinderten Gebrauches der Sinne, nicht deutlich wahrnahm, Geister und Gespenster finden. Und daß diß wirklich der Fall gewesen seie, beweisen die Erzählungen von Geistererscheinungen, in welchen sie alle in die Nachtzeit versezt werden, zur Genüge. Da nun der Glaube an Geister und Geistererscheinungen durch so viele Thatsachen bestätigt zu seyn schien, so ist wohl nichts natürlicher, als daß er erhalten und immer weiter verbreitet ward.

Nicht blos in dieser, sondern auch noch in mehrern andern Hinsichten ist die nächtliche Furcht von den nachtheiligsten Folgen. Zu geschweigen, daß sie uns den Genuß mancher schönen Stunde der Nacht raubt, daß sie uns nächtliche Reisen, die doch so viel angenehmes haben können, zu der peinigendsten Last macht, hindert oder erschwert sie doch manche Verrichtungen und Dienstleistungen, die man in der Nacht übernehmen sollte, und kann für unsre Gesundheit, ja

für

für unser Leben gefährlich werden *). Wie mancher, der zur Nachtzeit eine wimmernde Stimme aus der Ferne vernahm, floh eilends vorüber und versäumte eine Pflicht der Menschlichkeit. Wäre er furchtlos gewesen, vielleicht hätte er einen Unglücklichen retten, vielleicht ein Menschenleben erhalten können. Mehrere, mir selbst sind traurige Beispiele dieser Art bekannt, mehrere, die sich von Räubern oder Geistern verfolgt glaubten, sind durch den schädlichen Einfluß der Furcht und der Angst auf den Körper, in gefährliche Krankheiten gefallen, welche sich mehrmals mit dem Tode geendigt haben.

Ganz kann zwar die nächtliche Furcht nicht verdrängt werden; denn sie ist zum Theile in der Beschaffenheit jener Tagszeit selbst gegründet. Die Nacht wird die gefährlichste Tagzeit bleiben, so lange es Räuber und Mörder giebt, die sich unter ihrer Hülle am sichersten verbergen können, die Nacht wird immer etwas Schauerliches behalten, solange sie die Menschen zum Schlafe ruft, und die Fluren menschenleer macht; denn der Mensch, verlassen vom Menschen, ist augen-

*) Ueber den nachtheiligen Einfluß der Furcht auf die Gesundheit, verdient das nachgelesen zu werden, was Platner in der Neuen Anthropologie B. I. S. 510. und Hufeland in der Kunst das menschliche Leben zu verlängern Thl. 2. S. 40. über diesen Gegenstand erinnern.

scheinlich mannigfaltigen Gefahren ausgesezt. Daß aber die nächtliche Furcht vermindert werden könne, wird wohl niemand läugnen, der sich an die weiter oben angezeigten Quellen derselben erinnert. Unsre Sinnen können geübt, können durch öfteren Gebrauch zur Nachtzeit so vervollkommt werden, daß wir seltner Illusionen ausgesezt sind, daß sich unser Gesichtskreis erweitert, und daß wir mithin bei hereinbrechenden Gefahren mehr zu unsrer Rettung und Sicherung thun können *). Die abergläubischen Vorstellungen von Geistern und Geistererscheinungen können

*) Lykurg untersagte seinen Spartanern weislich, um sie auch gegen die nächtliche Furcht zu schützen, allen Gebrauch des Lichtes auf den Straßen. S. die dem Plutarch gewöhnlich zugeschriebene παλαια των Λακεδαιμονιων επιτηδευματα S. S. V. Πιοντες heißt es hier, οἱ Λακωνες ἐν τοις συσσιτιοις μετριως, ἀπιασι διχαλκαμπαδος, οὐ γαρ ἐξεσι πρὸς φῶς βαδιζειν οὐτε ταυτην, οὐτε αλλην ὁδον, ὁπως ἀδιζωντας σκοτους καὶ νυκτος ἐυθαρσῶς καὶ ἀδεῶς ὁδευειν. — Das Beispiel der Fuhrleute und andrer, die ihr Beruf zur Nachtzeit oft auf die Straßen führt, beweißt es hinlänglich, daß der Gesichtssinn auch in dieser Rücksicht geübt werden könne. Rousseau schlägt im Emil nächtliche Spiele vor, um die Kinder durch Gewöhnung an die Finsterniß der Nacht vor der nächtlichen Furcht zu bewahren.

können durch eine sorgfältige Erziehung von den jungen Gemüthern entfernt gehalten werden. Auseinander zu setzen, wie diß oder jenes bewerkstelliget werden könne, liegt ausserhalb der Gränzen dieser Abhandlung.

Und so hätte ich denn alles, was mich eine sorgfältige Beobachtung über den Einfluß des Abends und der Nacht auf das Gemüth gelehrt hat, aufgestellt. Findet nicht jeder meiner Leser die Richtigkeit dieser Bemerkungen durch selbsteigne Erfahrung bestätigt, so bedenke er, daß die Einwirkungen der Gegenstände ausser uns verschieden seyn müßen, je nachdem unsre subjectiven Beschaffenheiten und Stimmungen verschieden sind. Wer sich nie mit religiösen Gedanken und Empfindungen beschäftigt, bei dem wird weder der Abend noch die Nacht die Idee der Gottheit und die Hoffnung der Unsterblichkeit wecken; wer jeden Abend in Gesellschaften verlebt, wird freilich nicht zu bemerken Gelegenheit haben, daß es der Abend ist, welcher die Spiele der Phantasie begünstigt und das Gemüth in eine leidenschaftlose Ruhe und Stille wiegt; wer keine Nacht einsam durchwachte, keine Reise zur Nachtzeit unternahm, hat freilich die Erfahrung nicht machen können, daß die Nacht die Gefühle der Bangigkeit, des Schauers und der Furcht erzeugt. Indeß schmeichle ich mir doch, daß die

meisten Leser, welche der Natur näher leben, manches Wahre in den aufgestellten Bemerkungen finden werden.

Wittenberg.

Adjunct Tzschirner.

4.

Ein merkwürdiges Beispiel von der unauslöschlichen Stärke jugendlicher Eindrücke.

Zu der Zeit, da es eine allgemeine Theurung, welche sich über unser ganzes Vaterland verbreitet hatte, dem armen Bürger unmöglich machte, so viel zu erschwingen, als die Befriedigung der nöthigsten Bedürfnisse des Lebens fordert, schickte ein armer Handwerker in einer kleinen Stadt des sächsischen Erzgebirges seine Kinder auf die benachbarten Dörfer betteln. Ein Knabe von 5—6 Jahren verlor sich und kam auf seinen Wanderungen in ein Wendisches 30—40 Meilen von seinem Wohnorte gelegnes Dorf. Hier erbarmte sich ein Wendischer Bauer des armen Kleinen und behielt ihn, da weder der Knabe seine Vaterstadt und Eltern nennen konnte, noch Antwort auf die Anfragen in öffentlichen Blättern erfolgte, 8 Jahre lang bei sich. Endlich da der junge Mensch seine Eltern kennen zu

lernen

lernen wünschte, that man wiederholte Anfragen in den Zeitungen. Es meldete sich ein Bürger aus einem kleinen Städtchen im sächsischen Erzgebirge, welcher zu der in den Zeitungen angegebnen Zeit, einen Knaben verloren hatte. Der Bauer, dem der junge Mensch lieb worden war, wollte ihn nicht von sich lassen, ohne sichre Beweise von den rechtmäßigen Ansprüchen jenes Bürgers auf den jungen Menschen zu haben. Er reißte deswegen selbst mit dem jungen Menschen in die Stadt, welche jener Bürger als seinen Wohnort angegeben hatte; und siehe da! der Jüngling eilte, ohne sich zu bedenken, dem Hause zu, in welchem jener Bürger wohnte.

Wittenberg.

Adjunct Tzschirner.

5.

Eine Art von Erscheinung.

Es war gegen 3 Uhr Morgens, als ich erwachte und es mich dünkte: als ob unfern des Bettes an einem Kasten etwas knisterte, wie wenn es eine Maus wäre; ich richte mich auf im Bette — und siehe! da stund eine schlanke weiße Gestalt, wie in fliegendem Moußlingewand eingehüllt; die Gestalt hatte einen ausserordentlichen gratiösen Wuchs — das Gesicht war aber abgewandt.

Es

Es war, als wenn diese Gestalt zwischen 2 kleinen Steinen Feuer schlüge; kleine blinkende Sternchen — wie die Sterne glänzend, schimmerten umher — gleichsam um ihr Daseyn zu erhellen; was ist diß, rief ich laut! doch ohne zu erschrecken. Im Augenblick war alles verschwunden, und das Zimmer noch völlig finster; — daß es mehr als Traum war, daß ich völlig *) wach gewesen — war ich mir klar bewußt.

J. R. v. J.

6.

Noch etwas über Muttermäler.

Da vor und in der Mitte dieses Jahrhunderts die Untersuchung der Frage: „ob die Entstehung der Muttermäler der Einwirkung der Einbildungskraft schwangerer Mütter auf die Leibesfrüchte zugeschrieben werden könnte" mehrere philosophische Geburtshelfer, Zergliederer und Physiologen beschäftigte, so gab im Jahre 1756. die kais. rußische Akademie der Wissenschaften die Preisfrage auf: „welches die nächste Ursache

*) Völlig nun wohl nicht, denn als Sie durch das laute Rufen vollends ganz erwachten, da verschwand das Phantasiegebilde.

M.

sache seie, die den Körper des Kinds und nicht der schwangern Mutter ändere, wenn das Gemürh der Mutter von irgend einer heftigen Ursache erschüttert werde, und warum dieses an dem Theile des Körpers der Frucht geschehe, an welchen die Mutter an ihrem Körper die Hand angebracht habe?" wobei sie denn auch die Abhandlungen derjenigen zur Concurrenz um den Preis annahm, die für die entgegengesezte Meynung stimmen, und wahrscheinlichere Gründe für dieselbe vorbringen würden.

Hierauf schickte Prof. Krause aus Leipzig eine Abhandlung ein, in welcher er den Einfluß der Einbildungskraft auf Hervorbringung der Muttermäler so ziemlich als bekannt und gewiß voraussezte, und über die Art der Wirkung derselben sinnreiche Hypothesen vortrug, die ihm dann den ausgesezten Preis erwarb. Der unsterbliche Röderer aber gab eine zugleich von der Academie mit bekannt gemachte Abhandlung ein, in welcher er die Unmöglichkeit, daß die mütterliche Einbildungskraft die Muttermäler hervorbringen könne, darthat. Nun sind freilich seine Gründe a priori, die er aus der Geburtshülfe, Physiologie und anatomischen Beobachtungen, wegen der allein möglichen Art, wie das Kind mit der Mutter verbunden seie, die

wichtig-

wichtigste, welche aber hier auseinander zu setzen in einem Repertorium für empirische Psychologie nicht sehr zweckmäßig wäre, und auch zu der Absicht, meinen Gesichtspunct, aus welchem ich das im vorlezten Bande angeführte Beispiel erzählte, zu zeigen, nicht gerade darzustellen nöthig sind. Röderer aber fühlte wohl, daß, wenn er die Gründe für die Unmöglichkeit der Einwirkung der Einbildungskraft noch so bündig a priori dargethan hätte, es eine fruchtlose Untersuchung seyn müßte, wenn Beobachtungen älterer und neuerer Zeit die Wirklichkeit bewiesen. Aber auch hier fand er sich keineswegs in Verlegenheit, und nahm keinen Anstand, seiner Abhandlung das Motto: „nunquam natura aliud docuit, aliud sapientia" vorzusetzen. Er bemühte sich die ihm entgegenstehende Erfahrungen zu sichten, und kam auf folgende Resultate:

1) Vieles, was man für Muttermäler hält, ist unbefangen betrachtet, nichts anders, als ein unbedeutender Flecken, eine Warze, ein Fleischauswuchs und dergl., die aus bekannten physischen Ursachen ohne alle Mitwirkung der Einbildungskraft entstehen. So zeigte man einst Röderern an dem Kinne eines Kindes eine haarige Warze, die, ob man gleich ganz keine Spur von einem Kopfe, Schwanze, oder Füßen entdecken konnte, doch eine Maus vorstellen

stellen sollte, weil die schwangere Mutter über eine Maus, die ihr über das Gesicht gesprungen war, und sie aus dem Schlafe erweckt hatte, erschrocken war. Fleischauswüchse ganz von der nemlichen Figur und Größe hörte er bald für Kirschen, bald für Maulbeeren, bald für Trauben, bald für Erdbeeren ausgeben, je nachdem die Mutter in der Schwangerschaft bald nach dieser bald nach jener Frucht einen unbefriedigten Gelust gehabt.

Wenn denn also ein solches sogenanntes Muttermal entdeckt wird, so weißt ihm erst die Einbildungskraft eine bestimmte Figur an, dann besinnt man sich, was wohl dazu hätte Anlaß geben können, und in einer Zeit von neun Monaten mag sich leicht eine Begebenheit zugetragen haben, die sich, oft gezwungen genug, hier anwenden läßt.

Frommer Aberglauben und Betrug, um Geld zu gewinnen, spielen hier auch oft ihre Rollen, wovon Röderer auffallende Beispiele erzählt.

2) Röderer sahe häufig Muttermäler, da die Mütter schlechterdings von sich nichts erinnern konnten, was dazu hätte Anlaß geben sollen.

3) Im Gegentheil hinwiederum beobachtete er heftige Gemüthsbewegungen bei Schwangern, die selbst wegen einem ihrem Kinde einzuprägenden Muttermale oder Verunstaltung (dann beides

ist

ist bei dieser Untersuchung von gleichem Belange) ängstlich waren, und es erfolgte nichts darauf. Hieher gehört auch die Betrachtung, daß unbefriedigte Gelüste bei den Schwangern sehr häufig, die nachher bemerkte Muttermäler aber verhältnißmäßig ungleich seltener sind.

Durch diese Resultate hielt er sich zu dem Schlusse berechtigt, daß die Erfahrung in Wahrheit seinen Gründen a priori nicht entgegenstehe, und daß daher die seltenere Fälle, in welchen etwa zwischen dem Muttermale und der Gemüthsbewegung der Mutter eine weniger zu verwerfende Aehnlichkeit vorwalte, einem ungefähren Zufalle, einem ausserwesentlichen Zusammentreffen der Umstände zuzuschreiben seien, welches auch in andern und selbst moralischen Begebenheiten statt finde.

Er begnügte sich aber nicht damit, die Einbildungskraft von der Einwirkung auf die Muttermäler ausgeschlossen zu haben, sondern zeigt auch die seiner Meynung nach wahre Entstehungsursachen derselben.

Schon gebildete Leibesfrüchte sind allerhand äusserlichen Gewaltthätigkeiten und innerlichen Krankheiten in der Gebährmutter ausgesezt, die verursachen, daß sie mit Widernatürlichkeiten gebohren werden, die man leicht für Muttermäler nimmt. In der Geburt selbst kann das Kind vieles leiden, welches Veränderungen an ihm bewirkt,

wirkt, die eben so ausgelegt werden. So glaubte schon manche, die in der Schwangerschaft etwa an einem Mohren erschrocken gewesen, nach einer sehr schweren Geburt einen Mohren gebohren zu haben, aber der vermeintliche Mohr bekam die Farbe der Europäer wieder, wenn man ihm einige Löffel voll Blut aus dem Nabelstrange laufen ließ, und ihn mit Weinumschlägen bähte.

Nicht allein aber unter der Geburt und an dem schon gebildeten Fötus, sondern schon selbst im Momente der Empfängniß ist der Ursprung der Muttermäler zu suchen. Diese sind unstreitig oft nur ein geringerer Grad von Monstrosität, mehr als wahrscheinlich aber und wenigstens ganz nicht anders zu begreifen ist es, als daß Monstrositäten schon gleich in der Empfängniß ihren Ursprung haben. So ungereimt es nun wäre, anzunehmen, daß die Einbildungskraft der Mutter die innere Eingeweide des Kindes verändern, beide Nieren in Eine — Herz und große Gefässe zusammenwachsen machen, in Einem Körper eine doppelte Hohlader hervorbringen könne, mit eben dem Recht kann man ihr auch die Kraft, an der äussern Bildung des Kindskörpers eine Veränderung oder Verstümmelung zu bewirken, um so mehr absprechen, als nicht nur bei den Thieren, sondern selbst bei Pflanzen solche Abweichungen vorkommen, die mit den

menschlichen Muttermälern die gröſste Aehnlichkeit haben.

* * *

Offenbar sind nun schon die hier angeführte Gründe des groſsen Röderers, mehr aber noch die in diesem Aufsatze weggelassene Gründe desselben a priori für einen in diesen Gegenständen nicht ununterrichteten Arzt sehr einleuchtend: es ist ferner die Pflicht jedes denkenden Mannes, so lange nicht eine unbegreiflichere Ursache einer Erscheinung anzunehmen, als noch begreiflichere und erweislichere ihm zu Gebote stehen. Auf der andern Seite aber ist es doch auch in die Augen fallend, daſs Röderers Gründe nicht allgemein überzeugend seyn können, wie sie dann ja z. B. wirklich die über den Preis entscheidende Akademie nicht überzeugt haben, wie auch nach wie vor mehrere denkende Aerzte, ein Baldinger, Tode und A. an den Einfluſs der Einbildungskraft auf Hervorbringung der Muttermäler, auf ihre eigne Beobachtungen gestüzt, geglaubt haben, daſs man auch sehr scheinbare Gründe und Erfahrungen ihnen entgegensetzen kann, daſs jeder billig denkende die Aeusserung eines Brückners, die er bei angebohrnen Klumpfüſsen thut, nicht ungegründet finden wird: „es würde mich zu weit von meinem Zwecke abführen, wenn ich über die Möglichkeit des Versehens meine Meinung äussern wollte; indes-

sen

sen scheint es mir doch, als ob der Unglaube der Aerzte bei diesem Gegenstande zu weit getrieben werde. Vernünftigerweise sind wir nicht berechtigt, eine Wirkung blos deshalb für unmöglich zu erklären, weil wir deren Causalverbindung mit einer vorhergegangenen Erscheinung nicht zusammenreimen können." Ich hatte daher, dünkt mich, volles Recht, die Sache noch problematisch zu nennen, und solange sie es ist und hauptsächlich wegen einander entgegengestellten Erfahrungen bleibt, ist es immerhin der Mühe werth, sowohl für die eine als für die andre Meinung Thatsachen anzuführen, und in dieser Hinsicht erzählte ich den mir bewußten Fall, ohne selbst Parthei zu nehmen, weil dergleichen so detaillirt erzählte Fälle, als ich ihn berichten konnte, so häufig eben nicht sind.

Daß nun die Erzählung eines der entgegengesezten Meinung günstig scheinenden Falles noch nicht machen könne, daß mir die Sache nicht mehr problematisch vorkomme, wird aus dem bisher Angeführten Herr Pfarrer Dörner sowohl selbst, als jeder unbefangene Leser abnehmen können. Hätte blos das historische Wissen eines solchen Falles mir meinen Scepticismus über diesen Gegenstand benehmen können, so hätte ich in meiner eigenen Familie die Sache schon näher gehabt. Eine meiner Verwandten gebahr einen übrigens vollkommenen und gesun-

den Knaben, der durch Klumpfüße verunstaltet war. Auch sie erzählte, in ihrer Schwangerschaft an einem Bettler mit Klumpfüßen erschrocken zu seyn. Mir war aber hiebei Campers Erklärung der angebohrnen Klumpfüße, daß sie von einem Mangel des Raums im Mutterleibe herrühren, besonders da es ihr erstgebohrnes Kind war, befriedigender, als eine andre, die mir auf jeden Fall hätte unbegreiflich seyn müßen.

Ohne alles Präjudiz gegen Herrn Dörner seie es übrigens gesagt, daß gerade solche und so erzählte Fälle, wie der seinige, am wenigsten geeignet sind, diejenige Gegner der Meinung von dem Einflusse der Einbildungskraft auf Hervorbringung der Muttermäler, die es aus physiologischen und anatomischen Gründen sind, eines andern zu überzeugen. „Mir, sagt er, ist eine Geschichte bekannt." Wie ist sie ihm bekannt, hat er sie erzählen gehört, oder hat er das Kind selbst gesehen und untersucht, und wenn er dieses gethan, war er mit den hiezu nöthigen medicinischen und obstetricischen Kenntnissen genug ausgerüstet, um so geradezu, als er es that, behaupten zu können: „was kann dieses anders bewirkt haben, als die Einbildungskraft der Mutter?" Daß die rothen Erhabenheiten, die an der Hand und dem Fuße des Kindes zu sehen waren, nicht in dem Keime desselben gelegen, ist wohl glaublich, weil sie

wahr-

wahrscheinlich (aus der in obstetricischer Rücksicht unvollständig erzählten Geschichte zu schliessen) nur oberflächlich gewesen sind. Aber daraus folgt noch lange nicht, daß sie nichts als die Einbildungskraft der Mutter habe hervorbringen können. Wäre das Kind beim Leben geblieben, so würde es mit diesem Spizbubenornate sicherlich eben so gegangen seyn, wie mit Röderers oben angeführten Mohren. Ich habe schon angedeutet, daß die Geschichte in obstetricischer Hinsicht zu unvollständig erzählt worden, hätte Herr Dörner mehrere zuverläßige Data von dem Hergange der Geburt angeben können, so würde es so schwer nicht seyn, ganz andre Gründe für die Entstehung der rothen Erhabenheiten zu documentiren; aber auch selbst in der so vorliegenden Geschichte liegen Winke, die dem Geburtshelfer auf die Spur helfen können, wie dergleichen Erhabenheiten entstanden. Das Kind hatte eine verkehrte Lage und der Kopf kam zulezt, es mußte also eine Fußgeburt vorgenommen werden; wie schwer sie gewesen, was für Vorbereitungen dazu vorgenommen werden mußten, ob etwa gar der Arm, der mit der Schelle bezeichnet war, vorgelegen, ob nicht an dem Fuße eine Schlinge angelegt werden mußte, dieses alles ist nicht berührt. Aber bei jeder widernatürlichen Geburt können Umstände vorfallen, die sichtbare Contusionen an dem Kinde hervor-

bringen. Umschlingung des Nabelstranges zum Beispiele, welches eine häufige Ursache ist, daß die Kinder nicht mit dem Kopfe voran vor den Muttermund zu liegen kommen können, kann die rothe Erhabenheiten hervorgebracht haben, die Herr Dörner der Wirkung der Einbildungskraft beilegt, welche doch vielleicht und sehr wahrscheinlich hiebei kein anderes Geschäfte gehabt, als die Aehnlichkeit der rothen Erhabenheiten mit den Ketten des entsprungenen Diebes, der die Schwangere erschreckt, aufzufinden.

D. Elvert.

7.

Stillung eines Wechselfiebers durch ein Amulet, bei einem jungen Manne, der nicht an Amulete glaubte.

Daß in den Wechselfiebern Gemüthsbewegungen, gespannte Erwartung, Ueberraschung, erhöhte Aufmerksamkeit der Seele auf andre Gegenstände, eine große Rolle spielen, ist eine bekannte und nicht leicht geläugnete Thatsache. Daß eingebildete Furcht einen Rückfall eines schon längst gehobenen dreitägigen Fiebers ohne alle andere physisch-moralische Ursachen bewirken kann, davon hatte ich einmal ein auffallendes Beispiel gehabt. Eine bejahrte Matrone, die

schon

schon einige Wochen von einem ausgestandenen Tertianfieber befreit war, fürchtete sich immer noch, über einen Bach zu gehen, um nicht einen Rückfall ihres Fiebers zu bekommen. Einst aber wollte sie ihre krank gewordene Tochter, die in dem nemlichen Städtchen, aber in einem Hause wohnte, zu welchem zu kommen, sie nothwendig den Bach, über den einige Stufen leiten, paßiren mußte, besuchen. Sie fragte mich, ob sie es wagen dürfe; ich suchte ihr das Ungegründete ihrer Furcht zu benehmen, und ihr zu erklären, daß der allgemeine Glaube, der unter dem Volke herrsche, daß man nicht ohne Gefahr eines Rückfalls nach Wechselfiebern über ein Wasser gehen könne, dahin einzuschränken seie, daß man sich nicht lange wässerigten Ausdünstungen und besonders keiner Sumpfluft aussetzen solle, daß aber das Schreiten über einige Stufen eines Baches hieher ganz keinen Einfluß haben könne. Sie besuchte dann ihre kranke Tochter, bekam aber auf den Abend einen völligen Rückfall ihres zuvor ausgestandenen Fiebers, bei welchem einigen Anfall aber es bliebe. Hier konnte doch also wohl die physische Wirkung der Ausdünstungen des Baches nicht in Anschlag gebracht werden, sonst war auch lediglich keine Veranlassung auszumitteln, und sicher nichts anders als die eingebildete Furcht vor dem Wasser die Ursache des Rückfalls. Häufiger sind dergleichen Gemüths-

bewegungen Ursache gestillter Wechselfieber. Hoven erzählt den Fall eines Mädchens, das ihr Wechselfieber verlor, da der sie besorgende Arzt vor dem Anfange des Anfalls kam, um ihre Hand zu bitten. Der Volksglaube an allerhand an sich ungereimte Mittel in Wechselfiebern, (wie mir z. B. jemand einmal von 77 Brodbröckelchen sagte,) die oft ihres Zweckes nicht verfehlen, beruht auf gespannter und zuversichtlicher Erwartung des guten Erfolgs. Kämpf erzählt von einem Kaufmannsdiener, der sich mit Bauern den Spaß machte, ihre Namen auf Zettelchen geschrieben zu verlangen, die er dann in Hexenkräuter zu emballiren, und ihnen das Fieber damit zu vertreiben versprach. Wenn die Bauern weg waren, warf er die Zettelchen weg, und nicht wenige der Bauern verloren das Fieber. Daher die öfters erfolgende Stillung des Fiebers durch Amulete. Allein, wenn diese gelingen soll, so ist in der Regel eine feste, zuversichtliche Erwartung des guten Erfolgs vorauszusetzen. Ich erfuhr aber das Beispiel an einem jungen Manne, der über dergleichen Alfanzereien weit weg war, aus Gefälligkeit gegen zudringliche abergläubische Bekannte ein solches Amulet zu sich steckte, und wirklich dadurch von seinem Wechselfieber befreit wurde. Aus medicinischen Anzeigen war noch keine Wahrscheinlichkeit vorhanden, daß das Fieber von selbst aufhören würde,

und einem bloßen Zufalle bin ich auch nicht geneigt, es zuzuschreiben. Ich glaube, es war auch hier ein psychologischer Grund. Der junge Mann war freilich zu vernünftig, von dem Amulete eine solche Wirkung zu erwarten, aber doch beschäftigte, wie er mir gestand, der Gedanke an das Amulet seine Einbildungskraft gegen die Zeit des zu erwartenden Eintritts des Fieberanfalls. Halb ärgerlich über die Zudringlichkeit der Bekannten, die ihm das Amulet aufgedrungen, halb grübelnd über die Möglichkeit und Art der Wirkung eines solchen Zettelchens, versezte er sein Gemüth in eine leidenschaftliche Stimmung, und so bewirkte nach meinem Dafürhalten bei ihm der Unglaube den nemlichen Erfolg, den sonst fester Glaube an dergleichen Alfanzereien bewirkt.

D. Elvert.

8.

Ein Beispiel eines von Kindheit an Blödsinnigen, in dessen Organisation kein Grund dazu zu entdecken war.

Wenn der Zergliederer bei einer Leichenöffnung findet, daß eine Unze innerhalb der Hirnhöhle ausgetretenes Blut den ganzen Character der

Menschheit bei einem zuvor scharfsinnigen Denker aufheben konnte, wenn ein Morgagni, ein Mekel, ein Greding bei Blödsinnigen bald die Größe, Figur und Dicke der Schädelknochen verändert, bald spitzige Hervorragungen innerhalb der Höhle des Schädels, bald Polypen, bald speckigte Hirnhäute, bald eine härtere, bald weichere Substanz des Hirnmarks entdeckten, so ist dieses immerhin auch für den Psychologen interessant, und jeder erweisliche Beitrag der Abhängigkeit der Seelenverrichtungen von der Beschaffenheit der Organisation merkwürdig.

Aber sollte es nicht umgekehrt auch bemerkenswerth seyn, wenn man bei einem von Kindheit an Blödsinnigen, bei dem die Seelenkräfte nie zu der Stärke, wie bei einem gewöhnlichen Menschen kamen, bei dem es zu vermuthen war, daß man eine merkliche Abweichung in der Organisation finden müßte, gar nichts von der gewöhnlichen Beschaffenheit auffallend Verschiedenes fand. Sollte eine solche negative Beobachtung nicht in so fern ihren Werth haben, daß sie zu krasse Begriffe von dem Einflusse des Körpers auf den Geist berichtigen, daß sie den, der zu frech Alles von Organisation und Mechanism ableiten wollte, einigermaßen in seine Schranken zurückweisen könnte?

Wenn diesem so wäre, so fände folgender Bericht von der Leichenöffnung eines Mannes

hier

hier seine Stelle, der von Jugend an blödsinnig gewesen, der sich nie in seinen Begriffen und den Aeusserungen seiner Seelenkräfte über die Sphäre eines etwa vierjährigen Kindes erhob.

Er starb in einem Alter von 50 Jahren, sein ganzes Betragen war, so lang ich ihn kannte, und ich kannte ihn fünfzehn Jahre lang, kindisch-viehisch; blos niedre Sinnlichkeit des Essens und Trinkens war das Ziel seines Bestrebens; gegen Hitze und Frost war er ziemlich unempfindlich; von Aeusserung des Geschlechttriebs ist mir nichts bekannt.

Im Reden bemerkte man keinen Unterschied gegen andre Leute der untern Volksclasse bei ihm, er hatte keine kindische Constructionen, und wußte das, was um ihn herum und für ihn Bedürfniß war, wohl auszudrücken. Er war sehr empfindlich gegen Neckereien, denen er von muthwilligen Kindern sehr ausgesezt war, seine Gegenwehr aber war kindisch, Wuth mit dem Gefühl der Unmacht verbunden, er stampfte, heulte und brüllte. Dieses that er aber auch bei jedem andern Anlasse, da ihm etwas verweigert wurde. Ich hatte ihm zum Beispiel einmal in einer Krankheit Wein verordnet, bei einem andern Anlasse verlangte er wieder, ich schlug ihn ihm ab, sogleich fieng er an zu stampfen, viehisch zu brüllen, und seine Kleider zu zerbeissen. Wenn er sich im Gegentheil recht wohl fühlte, so war ein

lang

lang anhaltendes, unausstehlich eintönendes, unaccentuirtes Brummen der Ausdruck seiner Behaglichkeit. Er fraß so viel als — und alles, was er habhaft werden konnte, auch die fremdartigste Dinge, so waren zum Beispiel rohe Schnecken mit den Häuschen ein Leckerbissen für ihn, die er seine Makronen nannte. Er hatte die eckelhafteste Gierigkeit nach Schnupftobak, den er mit Staub und Unrath vermischt, in Mund und Nase stopfte.

Von den Aeusserungen seines Blödsinns in der Kindheit und ersten Jugend habe ich nichts mit Zuverläßigkeit erfahren können, und kann also nur von den fünfzehn lezten Lebensjahren reden, in denen ich ihn kannte, und da er mir fast täglich aufstieß. Er starb in einer Entkräftung nach einem Nervenfieber, ich erwartete bei der Leichenöffnung merkwürdige Abweichungen in der Organisation, und fand meine Erwartung getäuscht. Die Zergliederung wurde von einem hierinn sehr geübten Arzte, der eben so begierig als ich war, mit allem Fleiße und Geschicklichkeit gemacht, und wir fanden dabei folgendes:

„Der Körper war sehr abgezehrt, der dolchförmige Fortsatz des Brustbeins war einwärts ausgehöhlt, die obern Rippenknorpeln convergirten gegen oben dem Brustbein zu.

An

An der Form des Kopfs war äusserlich nichts bemerkenswerthes, nur war die Stirne etwas schmal, und die Stirnhöker sehr hervorragend.

Da man die Hirnschale durchgesägt hatte, zeigte sich die gewöhnliche Dicke derselben, von etwa einem Viertelszolle.

Die harte Hirnhaut hieng fast durchaus hartnäckig an der Hirnschale an. Bei ihrer Abnahme flossen einige Löffel voll Blutwasser heraus.

An der vordern Hälfte der Hirnhalbkugeln, war eine, einer kleinen Hand große, etwas platt niedergedrückte und blasse Stelle, wo das herausgeflossene Blutwasser gestanden zu haben schien. Dieser einige Ort war gar nicht mit der Hirnschale verwachsen, da sonst überall die harte Hirnhaut mühsam von dem Stirn- Hinterhaupt- und Seitenknochen losgetrennt werden mußte. Die oberflächliche sowohl, als, wie es sich im Verfolg hernach auch zeigte, alle Blutgefässe des Hirns waren sehr mit Blut angefüllt. Die Hirnsubstanz feuchter als gewöhnlich.

In beiden Seitenhirnhöhlen besonders in der linken, und dann auch in der vierten Hirnhöhle befand sich ziemlich vieles Blutwasser. Das Adergeflechte in den seitlichen Hirnhöhlen strozte von Geblüte, neben demselben entdeckte man in der rechten Seitenhöhle des Gehirns einige ganz kleine Sandkörnchen. Sonst entdeckte man in der Substanz, Größe, Dichtheit des Gehirns, in

dem

dem Verhältnisse der rindigten zur markigten Substanz, und namentlich auch in der Zirbeldrüse nichts auffallendes ungewöhnliches. Eben so auch bei dem kleinen Gehirne und dem verlängerten Hirnmarke.

Die Hervorragungen in der Grundfläche der Hirnschale waren alle sehr deutlich und scharf, besonders war dieses an dem vordern Fortsatze des Hinterhauptbeins auf der rechten Seite auffallend.

Bei Eröffnung des Unterleibs fiel gleich die ausserordentliche Größe des Magens auf, die wenigstens um ein Drittheil die natürliche überstieg. An dem untern Magenmunde hieng eine speckgeschwulstartige Verhärtung in der Länge von etwa vier Queerfingern, die aber übrigens den Canal nicht verengerte, doch aber waren die Häute des Zwölffingerdarms bis über seine Mitte widernatürlich verdickt.

Der Darmkanal war hin und wieder widernatürlich verwachsen, und ungewöhnlich mürbe, sonst zeigte er nichts ausserordentliches. Magen- und Gekrösdrüsen waren natürlich.

Die Leber hatte ihre natürliche Größe und dem Ansehen nach auch natürliche Substanz, doch war sie auch zu mürbe. Die Gallenblase war so groß, daß sie zwischen 4 — 5 Unzen grasgrüne Galle enthielt. Das Milz war natürlich. Der rechte Nieren war über die Hälfte kleiner als gewöhn-

wöhnlich, und sein parenchyma weit blässer als jenes des linken, sonst beide gesund.

Die Harnblase war sehr groß, und strozte von Harn. Bei Eröffnung der Brust zeigte sich an dem Brustbeine ausser dem oberwähnten nichts besonderes.

Die Lungen hiengen an dem Brust- und Zwerchfelle ausserordentlich stark an, und auf der linken Seite war eine widernatürliche, mehr knorpel- als speckgeschwulstartige Substanz, die von dem vordern Bogen der Rippen 3 Queerfinger vom Zwerchfell entfernt bis gegen den Rücken hin einen Zoll dick war, und die linke Lunge an die Rippen anheftete. In der Mitte war diese Substanz am dicksten und breitesten, gegen vornen und hinten aber wurde sie schmäler und dünner.

Beide Lungen, besonders aber die rechte, die dem Gefühle nach körnigt war, und bei deren Durchschneiden überall eine eiterartige Materie herausfloß, waren widernatürlich groß, die Substanz der rechten war leberartig, und davon abgeschnittene Stücke sanken im Wasser zu Boden.

In dem Innern der linken Herzhöhle waren einige Stückchen Fett enthalten."

* * *

Hier wäre also ein Beispiel von einem von Kindheit an Blödsinnigen, in dessen Organisation offenbar nichts auffallend abweichendes war,

war, denn die starke Verbindung der Hirnhäute, die Vollpfropfung der Blutgefässe des Hirnmarks, das in nicht gerade auffallender Menge vorgefundene Blutwasser in den Harnhöhlen, sind Erscheinungen, die zum Theil erst Folge der lezten Krankheit und des Todeskampfes seyn können, und auch in den Leichen solcher angetroffen werden, bei denen nie eine Spur von Blödsinn oder sonstiger Geistesverwirrung zu bemerken war. Die Sandkörnchen in der rechten Seitenhöhle des Gehirns sind zwar etwas Ungewöhnliches an diesem Orte, da sie aber in der Zirbeldrüse so oft vorkommen, daß man sie nach neuerlichen Beobachtungen für eine natürliche Beschaffenheit hält, so kann meines Erachtens der Unterschied der Stelle in dem Hirnmarke von keinem so großen Belange, und der Schluß nicht übereilt seyn, daß bei diesem Menschen die Organisation, so weit sie die Sinne und das Messer des Zergliederers untersuchen konnten, an seiner Geistesschwäche keinen Antheil gehabt habe.

D. Elvert.

9.

Eine Ahndung.

Im Julius des Jahrs 1793. besuchte ich mit meinem jüngern Freunde, den Baron von B., das Schlangenbad, um daselbst die Cur zu brauchen. Unsre Absicht war Anfangs, nur höchstens 4 Wochen daselbst zu verweilen; der kleine interessante Zirkel aber, den wir da fanden, zog uns so sehr an, daß sich unser Aufenthalt um 4 Wochen verlängerte, und wir erst zu Ende des Septembers von Schlangenbad abreisten. Unsere Gesellschaft bestand aus 4 Wagen; wir aßen in Mainz zu Mittage, und gaben uns das Wort, uns erst in Höchst zu verabschieden.

Es versteht sich von selbst, daß wir uns nach unserer Neigung in die vorhandenen Wagen theilten; die Damen fuhren miteinander; mein jüngerer Freund gesellte sich zu dem Obristen von W k —; ich hatte mich schon zum voraus an den Obristlieutenant v. B — versagt, und so traten wir unsere Reise in großer Fröhlichkeit nach Höchst an. Der Tag war heiß, die Frankfurter-Messe hatte schon angefangen, und da es Sonntag war, so waren die Straßen mit Wagen bedeckt; wir konnten vor Staub die vordern Pferde unseres Wagens nicht mehr sehen, wir verloren also einander bald aus dem Gesichte.

Als ich mit dem Obristlieutenant v. B. in Höchst eintraf, fanden wir in dem einzigen Gasthofe, weder den Obristen W. noch meinen jüngern Freund; und doch waren sie vor uns ausgefahren und mußten lange angelangt seyn, wenn sie nicht, um dem Staube auszuweichen, einen Nebenweg eingeschlagen hatten, deren es mehrere giebt. — Diese vernünftige und wahre Vermuthung konnte eine schnelle Angst, die mich auf einmal ergriff; nicht verscheuchen, ich lief auf der Chaussée zurück und meine Angst vermehrte sich immer. Im nächsten Dorf nahm ich ein Pferd, und als ich auf der Station, welche zurück nach M. führt, angekommen war, Extrapost, um meine immer wachsende Unruhe zu vertreiben. Ich war in der peinlichsten Lage von der Welt; ich hielt alle Wagen an, und fragte nach einer Chaise mit englischen Pferden; ich beschrieb die Herren, die Livrée des Kutschers, und niemand — wollte sie gesehen haben. So kam ich Nachts gegen 11 Uhr in Hochheim, mehr von bangen Gefühlen als von Strapazen ermattet, an. (Weiter zu gehen war mir nicht möglich, weil kein Pferd noch Fuhrwerk mehr zu haben war.) — Hier erfuhr ich, daß die beiden Herren längst H. paßirt hätten, und ich mußte mich entschließen da zu übernachten; aber es kam kein Schlaf in meine Augen. — Am andern Tage reißte ich nach Frankfurt. Hier traf ich den

Obris-

Obristen und meinen jüngern Freund mit verbundenen und bepflasterten Gesichtern, Köpfen und Armen an. Der Kutscher, der eine starke Contusion und einen Leibschaden davon trug, hatte beim Wenden des Wagens nicht Vorsicht genug gebraucht. Er warf um, und die beiden Bewohner der Chaise kamen unter das Rad zu liegen; der Obriste hatte die Schulter auseinander gefallen und mehrere Contusionen. Mein junger Freund war so glücklich, mit einigen bald geheilten Hautwunden davon zu kommen. Beide waren in der größten Lebensgefahr gewesen.

Die Angst, die mich ergriff, ist mir um so weniger begreiflich, als ich von aussen her gar keine Veranlassung dazu hatte. Denn der Obriste hatte einen erfahrnen Kutscher, auf den er sich verlassen konnte. Oft schon hatte sich der Fall ereignet, daß mein junger Freund mit ihm fuhr; oft schon überhaupt hatten wir uns bei Reisen, wo die Gesellschaft in mehreren Wagen vertheilt war, getrennt; oder er war auch Tage und Wochen lang von mir entfernt. Nie hatte ich etwas ähnliches gefühlt. —

Zudem wußte ich, daß der Obriste v. W., während der Belagerung von Mainz, Bekanntschaft in den umliegenden Dörfern gemacht hatte, und die höchste Wahrscheinlichkeit war also, daß er einen kleinen Umweg nicht scheute, um sich von alten Bekannten zu beurlauben.

So verhielt es sich auch; sie hatten ihren Weg über ein der Landstraße nahgelegenes Dorf genommen und sich da aufgehalten. Die Zeit meiner Angst traf mit der Zeit ihres Unfalls genau zusammen.

Auch Hypochondrie war es nicht; denn nach einem zweimonatlichen Aufenthalte in einer höchstreitzenden Gegend, in sehr angenehmen und heiterm Umgange, war meine Seele zur Heiterkeit und Freude gestimmt und entfernt von allen krankhaften Einbildungen.

G.

10.

John Elwes.

Ein merkwürdiger Geizhals.

Auszug aus seiner Lebensgeschichte. *)

Zu jenen seltnen psychologischen Erscheinungen, zu jenen Charactern, die die auffallendsten Widersprüche in sich vereinigen, und die wenigen Resultate, die uns das Studium des menschlichen Geistes verschafft, noch schwankender machen, gehört auch der vor einigen Jahren in London

*) Aus dem „Verkündiger" einer seit drei Jahren zu Nürnberg herauskommenden nüzlichen und zweckmäßigen Wochenschrift genommen.

von gestorbene John Elwes, Esq., der bei großen Reichthümern einen bis zum unglaublichen getriebenen Geiz besaß, und doch zuweilen Züge von Ehrgefühl und Großmuth blicken ließ, die mit seiner gewöhnlichen Handlungsweise den seltsamsten Contrast machten und Interesse für ihn erweckten.

Sein Vater, den er in seinem vierten Jahre schon verlor, war ein reicher Bierbrauer in London. Seine Mutter starb bei einem Vermögen von hunderttausend Pfund Sterlinge beinahe vor Hunger.

Er war zehn Jahre lang auf der Schule in Westmünster, ohne daß er, wie es scheint, an den Wissenschaften Geschmack gefunden hätte, und unternahm dann eine große Reise, auf der er sich einige Zeitlang in Geneve aufhielt, wo er für einen der ersten Reiter in Europa gehalten wurde.

Nach seiner Zurückkunft in England suchte er sich bei seinem Onkel, der reich und äusserst geizig war, in Gunst zu setzen. Wenn er ihn in Stoke, seinem Landgut, besuchte, so erschien er immer in einem abgetragenen Kleide, einer schmutzigen Weste und kleinen eisernen Schnallen in den Schuhen. Er hatte zwar selbst ein Landgut in Marcham, ließ aber 20 Jahre nichts daran bauen, weil er auf dem Schlosse seines Onkels, auf dessen Erbschaft er 20 Jahre lang

warten mußte, wohnen wollte. Dieser wandte auch nicht mehr auf die Ausbesserung seiner Gebäude, denn als Elwes einst bei ihm übernachtete, so wurde er von Regentropfen erweckt, die auf sein Bett fielen, das er viermal verrücken mußte, bis er einen Ort fand, wo er davor gesichert war. Er erzählte diß seinem Onkel, der ihm erwiederte; „was schadet diß? Ich werde es gar nicht mehr gewahr; wenn aber andere so empfindlich sind, so können sie ihr Bett hier in die Ecke stellen, da regnet es nie hinein."

Elwes erhielt durch den Tod dieses Onkels eine Summe von 250,000 Pfund Sterling, während er schon selbst nicht viel weniger besaß. Er hatte viele Bekanntschaften in London, lebte in einem glänzenden Zirkel, und liebte das hohe Spiel, das er erst dann aufgab, als er bemerkte, daß er um große Summen gebracht wurde, denn wenn er verlor, bezahlte er immer, wenn er aber gewann, wurde er öfters nicht bezahlt, besonders da er von seinen Schuldnern die Bezahlung nie forderte. Wenn er auf diese Art in der Nacht, die er im Wohlleben und Luxus zubrachte, oft tausende gewonnen oder verloren hatte, so wandte er frühe doch alles an, um sein Vermögen um einige Schillinge zu vermehren. Schon um 4 Uhr gieng er auf den Viehmarkt, wo gewöhnlich von seinem Landgute Vieh herabgebracht wurde, das er nun an die Flei-

scher

scher verkaufte, mit denen er oft um einen Schilling lange handelte.

Wenn er auf seine Landgüter reiste, bediente er sich nie einer Landkutsche, kehrte nie in einem Wirthshause ein, sondern steckte immer einige harte Eyer und etwas Brod zu sich, wovon er seine Mahlzeit hielt. Wenn er zu Pferd war, so ritt er immer, der Umweg mochte noch so groß seyn, auf der Seite von London hinaus, wo am wenigsten Wegzölle waren, und wenn er Wasser und eine Hecke fand, stieg er ab und ließ sein Pferd grasen, während er seine Mahlzeit verzehrte.

Oft reiste er zu dem Wettrennen in Neumarket, wo er sich zwar in keine Wette einließ, aber einmal eine Handlung begieng, die ihm gar nicht ähnlich war. Ein gewißer Lord Abingtón hatte sich in eine Wette eingelassen, die sehr vortheilhaft für ihn zu seyn schien, die er aber, weil er 7000 Guineen, die er dazu brauchte, nicht auftreiben konnte, hätte aufgeben müßen. Elwes hörte diß und gab sie ihm unaufgefordert mit vieler Artigkeit. Am Tage, der die Wette entscheiden sollte, reiste Elwes zu Pferde mit einem Geistlichen seiner Nachbarschaft nach Neumarket. Um 11 Uhr kamen sie an und wohnten dem Wettrennen bei, wo Lord Abingtón gewann. Nachdem diß vorbei war, ritt Elwes bis um 4 Uhr in der Gegend mit dem

lichen herum, der, weil er bei Elwes zu frühstücken und zu speisen hoffte, den ganzen Tag noch nichts genossen hatte, und endlich, als er es nicht mehr aushalten konnte, Elwes erinnerte, daß es Zeit wäre, an das Mittagessen zu denken. „Sie haben recht, antwortete dieser, Sie müßen es machen wie ich." Zugleich bot er ihm ein Stück von der Kruste einer Pastete an, das er mitgenommen hatte, und das, wie er sagte, noch vortrefflich sei, ob es sich gleich schon zwei Monate in seiner Rocktasche befand. Endlich kamen sie Abends um 9 Uhr wieder an, ohne etwas verzehrt zu haben, und Elwes, der frühe 7000 Guineen um nichts gewagt hatte, freute sich, einige Schillinge erspart zu haben.

Von seiner Haushälterin hatte er zwei Söhne, die er zwar liebte, ohne jedoch mehr auf sie als auf sich selbst zu wenden. Sein ältester Sohn fiel einst von einer Leiter herab, und beschädigte sich etwas, weswegen er sich sogleich vom Barbier eine Ader öffnen ließ. Elwes, der es bemerkte, fragte, was ihm fehle. „Ich habe mir eine Ader öffnen lassen, mein Vater." — Eine Ader öffnen! Was hast du dafür zahlen müßen? — „Einen Schilling." — Einen Schilling! Du bist nicht klug, ein andermal behalte dein Blut.

Er versagte sich nicht allein alle Annehmlichkeiten des Lebens, sondern sezte auch aus Sparsamkeit

samkeit seine Gesundheit in Gefahr. Bei der elendesten Witterung gieng er in London zu Fuß, und wenn er bis auf die Haut naß war, so ließ er kein Feuer machen, um sich zu trocknen, und wechselte auch die Wäsche nicht. Wenn Fleisch, das er vorräthig hatte, verdarb, so aß er es doch bis auf den lezten Bissen.

Einst fand er auf der Straße eine alte Perrucke, die er noch für tauglich hielt. Er hob sie auf und trug sie einige Jahre lang, ungeachtet sie ihm um vieles zu klein war.

Wenn es keine Auslagen betraf, so leistete Elwes jedem herzlich gerne Dienste, wandte alle Mühe deswegen an, und benahm sich dabei mit vieler Feinheit. Ein paar alte Damen in der Nachbarschaft seines Landguts zogen den Unwillen des geistlichen Gerichtes auf sich, und befürchteten, Kirchenbuße thun zu müßen. Sie wandten sich an Elwes; dieser sah, daß keine Zeit zu verlieren war, sattelte sein Pferd, steckte zwei harte Eyer ein, machte während der Nacht einen Weg von zwanzig Stunden, und kam zeitig genug in London an, um die Excommunication zu verhindern.

Er besaß mehrere Häuser in London, und kam nun auf den Einfall, eine große Menge derselben zu bauen, welchen er mit so vieler Thätigkeit betrieb, daß Portland Place, Portman Square und viele Häuser in dem Quar-

tier Marybone von ihm gegründet wurden. Wäre der Anwachs der Bevölkerung in London durch den Amerikanischen Krieg nicht vermindert worden, so würde er sein ganzes Vermögen in Häuser gesteckt haben, deren er schon hundert besaß. Als er einst hörte, daß eines derselben abgebrannt war, so sagte er: „gut, es ist kein großes Unglück; der Miethsmann bezahlte mich so nicht, und ich wußte kein Mittel, ihn heraus zu treiben." Da bei so vielen Gebäuden immer einige unvermiethet waren, so wohnte er, wenn er in London war, in einem dieser leerstehenden Häuser, zog bald in dieses, bald in jenes, und war immer bereit, jedem, der es miethen wollte, Plaz zu machen. Sein Auszug konnte in fünf Minuten geschehen, denn sein ganzes Haushalten bestand in 2 Betten, 2 Stühlen, 1 Tisch und einem alten Weibe.

Elwes kam einst nach London, und logirte, wie gewöhnlich, in einem seiner leeren Häuser. Sein Neveu, der Oberst Timms, der seine Ankunft erfahren hatte und ihn sprechen wollte, suchte ihn vergebens an den Orten, wo er sich gewöhnlich aufhielt. Zwei Tage nachher erfuhr er, daß er in seinem Hause in der Great-Marlborough-Street seyn sollte. Er gieng hin und erfuhr endlich, daß man einen Mann, wie er ihn beschrieb, in einen Stall hätte gehen und hinter sich zusperren sehen. Er klopfte an

die

die Thüre; man machte nicht auf. Nun ließ er einen Schlosser holen, der die Thüre öffnete. Im Stall und im Vorhofe war niemand. Der Oberst gieng die Treppe hinauf, hörte endlich in einem nahen Zimmer Klagetöne, und fand hier den armen Elwes ohne Bewußtseyn und dem Ansehen nach in den lezten Zügen liegen. Man brachte ihn wieder zu sich, und er sagte nun, daß er und das Weib, das er bei sich hatte, einige Tage lang krank gewesen wären, daß aber diese, wie es schien, wieder gesund geworden wäre und das Haus verlassen hätte, denn er sah nachher nichts mehr von ihr. Man untersuchte hierauf alle Zimmer, und fand sie endlich im Speicher todt liegen, wo sie wahrscheinlich zwei Tage vorher gestorben war.

In seinem sechzigsten Jahre trat Elwes seine politische Laufbahn an. Er wurde von Berkschir dreimal zum Parlamentsgliede erwählt, und saß zwölf Jahre im Unterhause. Er betrug sich diese ganze Zeit über tadellos, und handelte ganz wie ein unabhängiger Landedelmann handeln soll. Die Hoffnung zu Stellen, Würden und Titeln, die so oft Meinung und Stimme leitet, hatte nichts anziehendes für ihn, er wurde sogar aus Besorgniß krank, als einige ausprengten, daß ihn der König zum Pair des Reichs erwählen würde. Dies wäre freilich ein tödtlicher Streich für ihn gewesen, wenn er seine Le-

bens-

bensweise hätte aufgeben, und eine kostbare Equipage und Leute hätte halten müssen, die besser gekleidet gewesen wären als er.

Seine Würde als Parlamentsglied konnte ihn zu keiner Aenderung seiner Kleider bewegen, und er sahe gewöhnlich so elend aus, daß man in Versuchung kam ihm ein Allmosen anzubieten. Er fuhr nie vom Parlament nach Hause, sondern gieng zu Fuß, und wenn andere, die in die nemliche Gegend fuhren, ihm einen Platz anboten, so nahm er es nur dann an, wenn er einen Theil des Wegs schon zurückgelegt hatte, weil er dann gewiß war, zu der Bezahlung des Fiackers nichts beitragen zu dürfen. Als er sich einst in einer dunkeln Nacht stieß und an beiden Füßen verwundete, mußte sein Neven alle Ueberredungskünste anwenden, daß er sie von einem Apotheker, den er mitgebracht hatte, untersuchen ließ. Der Apotheker fand die Wunden bedenklich und sprach viel von den übeln Folgen, die sie nach sich ziehen könnten. Elwes antwortete: „alles, was Sie da sagen, mag wohl wahr seyn, aber ich bin überzeugt, daß die ganze Sache nichts zu bedeuten habe, und schlage Ihnen daher einen Vergleich vor; übernehmen Sie den einen Fuß, und behandeln Sie ihn nach Ihrer Art, und ich thue das nemliche mit dem andern, das heißt: ich überlasse ihn der Natur,

und

und ich wette um das, was die Heilkosten betragen, daß ich schneller zum Ziele komme als Sie." Dies geschah, und Elwes erzählte nachher mit vielem Jubel, daß er die Wette um 14 Tage gewonnen habe.

Seine beiden Söhne wohnten auf seinen Landgütern Stoke und Marcham, wo er sie öfters von London aus besuchte, die Reise nach Marcham aber deswegen öfters unternahm, weil sie ihm nur 2 1/2 Pences (8 Kreutzer) kostete, da er bei jener nach Stoke vier Pence aufwenden mußte.

Zu den Zügen seines Charakters, die Herzensgüte und zuweilen sogar Großmuth verriethen, gehört folgender: Er speißte einst mit einigen Gardeofficieren, und hörte, daß einem Hauptmanne des Corps, den er kaum von Person kannte, ein ganz junger Officier vorgezogen werden würde, weil es ihm an Geld fehlte, um sich die Majorsstelle zu kaufen. Elwes sagte nichts dazu, sandte aber dem Hauptmanne am folgenden Morgen die dazu nöthige Summe, ohne nur eine Bescheinigung darüber zu verlangen. Wie konnte ein Mann, der einer so schönen That fähig war, sie durch einen so schmutzigen Geiz herabwürdigen!

Einst ritt er mit einem gewissen Herrn Spürling in einer finstern und kühlen Nacht von Neumarket nach Hause. Als sie an eine gewisse Schan-

ze, wo Chausseegeld bezahlt werden sollte, kamen, rufte er seinen Gefährten ängstlich zurück, und sagte: „kommen Sie, hier ist der bessere Weg." Spürling wandte um und sahe den Elwes mit seinem Pferde eine hohe und steile Schanze hinauf klettern. „Da kann ich nicht hinauf kommen," rief Spürling. „Kommen Sie nur, erwiederte Elwes, oder steigen Sie ab, wenn Ihr Pferd nicht sicher ist." Nach vieler Mühe und nachdem eines von den Pferden gestürzt war, kamen sie endlich hinauf, und mußten nun mit noch größerer Gefahr auf der andern Seite hinab klettern. Als sie endlich unten waren, rief Spürling aus: „Gottsey Dank, nun sind wir der Gefahr entgangen." — „Dem Chausseegeld sind wir entgangen, erwiederte Elwes, man muß nie welches bezahlen, wenn man es vermeiden kann." Sie setzten nun ihren Weg fort, als Elwes, der voran war, auf einem kleinen Pfade sehr langsam ritt. Aber als sein Gefährte bemerkte, daß die Nacht sehr kalt wäre, und daß es daher gut sey, schneller zu reiten, erwiederte er: „mein Pferd frißt etwas Heu, das an der Hecke hängen blieb; dies Heu ist sehr gut; und überdies kostet es nichts."

Als er in einem Alter von 75 Jahren das Parlament verließ, wachte seine alte Neigung zum Spiele wieder auf. Er besuchte gerne einen gewissen Klub, weil er einige alte Freunde antraf,

und

und vorzüglich weil ihm hier Licht und Feurung nichts kostete. Hier verlor er in einer einzigen Spielpartie, die er, um sein Geld wieder zu gewinnen, sechzig Stunden lang fortsezte, eine Summe von 3000 Pfund Sterling, die er sogleich durch einen Wechsel auf seinen Bankier bezahlte. Dieser Verlust schreckte ihn vom hohen Spielen ab.

Als er nach langer Zeit sein Landgut Stoke wieder besuchte, wunderte er sich über den Aufwand, den er einst gemacht hatte, und bemerkte daß das Alter klüger mache. Er führte nun eine bessere Oekonomie ein, verstopfte die zerbrochenen Scheiben im Schloße mit Papier, und ließ sich kein Feuer mehr in seinem Zimmer machen, sondern wärmte sich in der Küche oder in einer alten verfallenen Rauchkammer. Bei der Erndte las er die Aehren auf, und trieb dies Geschäft weit eifriger als die ärmsten Bewohner des Kirchspiels. Seine Pächter ließen gewöhnlich, um ihm eine Freude zu machen, viele Aehren liegen. Im Winter suchte er auf der Landstraßen Späne, Gesträuche, und kleine Stöckchen Holz zusammen und steckte sie in seine Tasche, um in seiner Küche Feuer damit anzumachen. Einst gab er sich alle Mühe, ein Rabennest herab zu werfen, um das Holz davon zu nehmen. Als einer seiner Nachbarn, der es bemerkte, ihm seine Verwunderung darüber zu erkennen gab, sagte

er:

er: O, mein Herr, es ist wirklich nicht anzusehen, „daß diese abscheulichen Thiere das Holz auf eine so schändliche Art verschwenden." Wenn er auf einer seiner Zuchtstutten ritt, die er nie beschlagen ließ, so suchte er immer auf Grasboden zu reiten, weil, wie er sagte, dieser dem Huf der Pferde sehr zuträglich sey.

Wenn einer seiner Nachbarn ihn besuchte, so sahe er im Stalle nach, ob man nicht vielleicht gegen seinen Befehl, dem Pferde seines Gastes Heu gegeben hatte; fand er welches, so nahm er es gleich weg. — Um kein Fleisch kaufen zu müssen, aß er nichts als Wildprett, das er in seinem Distrikt schießen ließ, und zehrte seinen Vorrath auf, wenn er auch schon halb verfault war. Einst speißte er die Ueberbleibsel eines Wasserhuhns, das er einem großen Ratzen am Rande eines Teiches abgenommen hatte, und ein andermal einen halb verdauten kleinen Hecht, den man im Magen eines größern Hechtes gefunden hatte. Er besaß damals ein Vermögen von achtmal hundert tausend Pfund Sterling.

Seine Kleidung stimmte mit seinen Mahlzeiten überein. Sein Kleid wurde so lange geflickt, als es möglich war, sein Hut war für Alter ganz weiß, und die Schuhe ließ er nie säubern, um das Leder nicht abzunützen. Wenn er allein war, so gieng er mit Anbruch der Nacht zu Bette, um das Licht zu ersparen; sein Bette ließ er nie mit Weiß-

zeug überziehen, weil er die Kosten des Waschens scheute.

Im Jahre 1788 fieng er an, mit Anfällen vom Podägra beschwert zu werden, gebrauchte aber seiner Gewohnheit nach kein Mittel dagegen. So bald er etwas davon spürte, so gieng er so lange und so schnell er konnte, in London herum, und vertrieb dadurch das Uebel. Da er, weil sein Gedächtniß schwächer wurde, die Namen der Quartiere und Straßen öfters vergaß und sich verirrte, so ließ er sich von Leuten, die allerhand Geschäfte in den Straßen übernehmen, bis an sein Haus führen, wo er sie mit einem tiefen Bückling verabschiedete.

Sein Sohn, der sich verheirathet hatte und in Marcham wohnte, wünschte seinem Vater mehrere Bequemlichkeit zu verschaffen, und bat ihn, daß er bei ihm wohnen möchte.

Elwes, der die Reise zu Fuße nicht mehr machen konnte, zögerte lange wegen der Reisekosten, und als er endlich eine Gelegenheit fand, umsonst mit jemand hinzufahren, so zeigte sich die Schwierigkeit, daß er sein leztes Kleid abgenüzt hatte, und sich nicht zu dem Aufwande, der ein neues erforderte, entschliessen konnte; als alle Mühe, ihn dazu zu bewegen, vergebens war, ließ ihm sein Sohn durch einen seiner Freunde ein Kleid übergeben. Als er nach Marcham kam, wandte seine Schwiegertochter alles an,

um ihn zu einer gemächlicheren Lebensart zu bringen, aber es war vergebens, denn seine innere Unruhe wurde immer größer; er konnte nicht schlafen, und stand öfters bei Nacht auf, um zu sehen, ob man ihn nicht bestehle. Einst hörte ein gewisser Herr Partis, der im Hause logirte, bei Nachts jemand vor seinem Zimmer herumschleichen; er schrie, wer da wäre: die Person kam nun hinein, und sagte äußerst höflich zu ihm: Mein Herr, ich heisse Elwes, und habe das Unglück gehabt, in diesem Hause, das, wie ich glaube, mein gehört, bestohlen zu werden; man hat mir alles genommen, was ich an baarem Gelde besaß, nemlich 5 Guineen und eine halbe Krone. Partis sagte ihm, er würde sich täuschen und suchte ihn zu beruhigen; aber vergebens, er blieb immer auf seiner Behauptung. Man fand wirklich einige Tage nachher diese Summe hinter einem Fensterladen liegen, wo sie der arme Mann hinversteckt und vergessen hatte.

Im Jahre 1789 ließen seine Geisteskräfte nach. Das Gedächtniß verließ ihn ganz, und nichts blieb ihm übrig, als sein Appetit, seine Liebe zum Gelde, und die Geschicklichkeit weit zu gehen ohne zu ermüden. Fünfzehn Tage vor seinem Tode gieng er noch zwölf Stunden weit zu Fuß. In den lezten sechs Wochen seines Lebens kleidete er sich nie mehr aus, und als man ihm einen Bedienten zum Wächter gab, versprach er

diesem, ihn in seinem Testamente zu bedenken, wenn er ihn in seiner Gewohnheit nicht stören wollte.

Acht Tage vor seinem Ende fühlte er eine erstaunliche Schwäche, die ihn im Bette zu bleiben nöthigte. Er nahm nun sichtbar ab, und starb endlich sanft wie ein verlöschendes Licht, ohne Schmerz und Klage.

So war das Leben und Ende dieses seltenen Mannes, der Mitleiden aber nie Verachtung verdient, und den die meisten, die ihn kannten, schäzten und liebten. Niemand konnte ihm den Vorwurf machen, gegen die Gesetze der Rechtschaffenheit, Gerechtigkeit und Ehre gehandelt zu haben; er beobachtete gewissenhaft die Regeln des Wohlstandes und der gesellschaftlichen Pflichten, leistete jedem gerne mit Aufopferung seiner Bequemlichkeit uneigennützige Dienste, lieh zuweilen Geld mit vieler Großmuth aus, und ertrug ohne Murren den Verlust beträchtlicher Summen, und doch schien es seine einzige Freude zu seyn, Reichthümer zu sammeln; doch versagte er sich allen Genuß, alle Gemächlichkeiten des Lebens, und war zu den größten Aufopferungen seiner Person bereit, um zu diesem Zwecke zu gelangen. Schade für ihn und für sein Vaterland, daß sein Charakter diese unglückliche Wendung nahm; diese Beharrlichkeit, dieses Ausdauern, diese Festigkeit seines Charakters hätten, wenn

sie eine bessere Richtung genommen hätten, ihn zu einem der thätigsten, nüzlichsten Staatsbürger, zu einem großen Manne machen können, und nun war ihre Wirkung, daß sein Leben ungenüzt und ungenossen verfloß, und daß ihn die verachteten, die ihn nicht näher kannten.

II.

Psychologische Selbstprüfung, nach Kants Temperamentenlehre in der Anthropologie.

Von dem sanguinischen Temperamente entdecke ich in mir keinen Zug; vielmehr viele entgegengesezte Eigenschaften. Fast bis zu einer geheimen Aengstlichkeit bin ich besorgt, in Ansehung meiner Obliegenheiten, und wahrscheinlicher Uebel; meine Hoffnung ist sehr durch Kenntniß der Unzuverläßigkeit der Menschen und der Ungewißheit menschlicher Dinge beschränkt; ich bin auf Fehlschlagungen gefaßt; verspreche mir im Ganzen wenig von Andern, ohne doch mich einem Argwohne zu überlassen, der mir als ungegründete und übelwollende Verzweiflung an allem guten Willen Andrer verhaßt ist. Ist mir eine Sache einmal wichtig, so kommt sie mir nicht leicht in Vergessenheit. Ich verspreche nicht, ohne den ernstlichen Willen und die gewißeste

Aus-

Aussicht der Erfüllung; ich vergehe mich schwerlich durch voreilige leichtsinnige Versprechungen; mein Versprechen zu erfüllen, selbst in Kleinigkeiten und da, wenn der Andre sich darauf keine Rechnung macht, liegt mir, bis es erfüllt ist, fast als eine ängstliche Sorge am Herzen; um das gegebene Wort nicht zu brechen, reisse ich mich los von Vergnügen und Bequemlichkeit. Gutmüthigkeit, andere zu helfen, als bloße Wirkung von Sympathie und menschlicher Empfindung, scheint mir nicht sehr eigen zu seyn; ich sehe mehr auf das wahre Bedürfniß und bestimme mich durch den Gedanken der Pflicht, selbst wo mir die Hülfe Ueberwindung und Anstrengung kostet. Scherzhafte, aufgeräumte, leichte Gesellschaftlichkeit kann ich mir nicht nachrühmen; vielmehr zeige ich in Gesellschaften oft eine Stille und Schüchternheit, und rede nicht gern anhaltend; die Lustigkeit des Leichtsinns ist mir ganz fremd; rauschende, schwärmende Lustbarkeiten sind mir zuwider. Vergehungen wider wohlgesinnte geachtete oder geliebte Menschen würden mich sehr schmerzen, und ich würde Alles thun, uns wieder auszusöhnen. Aber die Empfindung der Reue kommt doch selten bei mir vor, weil ich Uebereilung in Reden und Handlungen verhüte. Von meinen Geschäften mich oft zu erholen, ist mir Bedürfniß der Gesundheit; aber ich scheue anhaltende Arbeiten nicht, wenn ich ungestört

seyn kann. Die beste Erholung ist mir Genuß der freien Natur und der schönen Kunst. Ungern entbehre ich aller pflichtmäßigen Arbeit. Das melancholische Temperament scheint eigentlich das meinige zu seyn. Denn es findet sich in mir ein steter Hang, die ernsthafte und die traurige Seite der Dinge aufzusuchen und im Auge zu behalten; sehr leicht werde ich durch unverständigen, übel wollenden Widerstand, oder durch kleinliches, ängstliches, widersinniges Betragen, kurz durch offenbaren Mangel an Humanität bei denen, mit denen ich zu thun habe, in Unmuth gesezt. Bloße Fehlschlagungen durch äussere Umstände bringen mich nicht so leicht aus dem Gleichmuth; denn ich bin darauf gefaßt, und habe da mit niemand zu zürnen. Aber übellauniges, zanksüchtiges, mürrisches, stumpfsinniges, wetterwendisches Wesen macht in mir die Galle um so mehr rege, je mehr ich solchen Unarten schon entgegenzuarbeiten gesucht habe: mein Unmuth steigt dann oft bis zum größten Unwillen, bis zum heftigsten Wunsch der gänzlichen Trennung von den beschwerlichen, widerwärtigen Menschen, bis zur Sehnsucht nach dem Tode. Es wird mir dann schwer, einen geheimen Groll und eine gewisse Rachbegierde zu unterdrücken. Nur die Zuflucht zu den entgegengesezten liebenswürdigen Eigenschaften in der Vorstellung, oder der Genuß der freien Natur oder einer geistreichen Lectüre beruhigt

higt mich einigermaßen. — Daß ich schlechthin allen mich angehenden Dingen eine große Wichtigkeit gäbe, könnt' ich nicht sagen; es geschieht vornemlich nur, wenn ich mich andern verbindlich mache, wenn ich Obliegenheiten zu erfüllen habe; im Umgange mit Andern bin ich, auch mit Verzichtleistung auf manche Annehmlichkeit, bald zufriedengestellt, wenn nur andre keine Unzufriedenheit merken lassen. Ich weiß mich für fremde Leiden und Freuden zu interessiren, und mit dem traurigen Schicksale andrer, auch Unbekannter, anhaltend zu beschäftigen. In fremden Angelegenheiten hege ich mehr Besorgnisse, als in den meinigen, über deren Ausführung ich mich auf mich selbst verlassen, und über die ich meine Erwartungen und Ansprüche leicht herabstimmen kann. Schwierigkeiten sind es auch, auf die ich bei einer Unternehmung zuerst sehe, und durch die meine Erwartungen von dem Erfolg sehr gemäßigt werden. Worüber andre schnell hinwegsehen, was ihnen unbedeutend dünkt, wenig Sorge macht, leicht und unbedenklich scheint, beschäftigt mein Nachdenken, erregt mir Zweifel und Bedenklichkeit. Ich beruhige mich nicht mit dem hergebrachten und mit dem allgemeinen Glauben, sondern strebe nach tieferer Einsicht und eigener Kenntniß: ich möchte gern alles ergründen, und scheue daher anhaltendes tiefes Nachdenken nicht. — Schwärmende Lustigkeit ist mir fremd; sie stimmt

mich bei andern vielmehr zum größten Ernst und fast zur Schwermuth. Stiller Zufriedenheit, ruhiger Heiterkeit, und der süßen Empfindungen der Menschenfreundlichkeit und Liebe bin ich gar wohl empfänglich; auch der Anblick unschuldiger mäßiger Fröhlichkeit heitert mich auf. Ich weiß in der Einsamkeit sehr zufrieden zu seyn. — Ohne argwöhnisch zu seyn, bin ich doch mißtrauisch und schüchtern gegen andre; bedenklich in der freien offenen Mittheilung, besorgt gegen Mißbrauch und Mißverständniß. — Es giebt eine sanfte mit wehmüthigen Empfindungen gemischte süße Schwärmerei der Liebe und Zärtlichkeit, mit der ich mich oft nähre und unterhalte, und dem Zuge sanfter geistvoller Menschen-Schönheit folge.

Von dem phlegmatischen Temperament (denn das cholerische kann ich in Rücksicht meiner ganz übergehen) finde ich die Eigenschaft in mir: „nicht leicht oder rasch, aber, wenn gleich langsam, doch anhaltend, bewegt zu werden." — „Der, welcher eine gute Dosis von Phlegma in seiner Mischung hat, (sagt Kant in der Anthrop. S. 263.) wird langsam warm, aber er behält die Wärme länger. Er geräth nicht leicht in Zorn, sondern bedenkt sich erst, ob er nicht zürnen solle; wenn andererseits der Cholerische rasend werden möchte, daß er den festen

Mann

Mann nicht aus seiner Kaltblütigkeit bringen kann." — Dieser Zug des phlegmatischen Temperaments findet sich bei mir, und ich habe ihn manchmal in solchem schneidenden Contrast mit der cholerischen Hitze angetroffen. Oft habe ich mich nur um so ruhiger und besonnener gefühlt, je heftiger und unbesonnener der andere aufbrauste *).

Leipzig 1799.

Christian Friedr. Michaelis.

12.

Beiträge zur Onirologie.

Ueber keinen Gegenstand der empirischen Psychologie ist wohl noch so wenig Licht verbreitet, als über den Zustand der Seele im Traume, und über die Gesetze, nach welchen die Phantasie in

*) Hoffentlich wird man diese offenherzige Schilderung meiner selbst nicht mißdeuten, mir weder die Erwähnung des Guten für Eitelkeit auslegen, noch die schlimmen Seiten zum Vorwurf machen. So ungefähr habe ich mich jezt, da mein 29stes Jahr verflossen ist, im Ganzen gefunden. Vielleicht habe ich mich immer noch zu gelind beurtheilt. Indeß mag der Psycholog diese Selbstprüfung und ähnliche, so gut er kann, nützen.

diesem Zustande zu wirken pflegt. — Diß beweist unter andern theils die Uneinigkeit, welche noch unter den Psychologen über eben diese Gesetze herrscht, theils die noch immer vorwaltende Unmöglichkeit, über die sogenannten ahndenden Träume etwas mit Gewißheit zu bestimmen. — Eine der Onirologie eigens gewidmete Schrift, worin dieselbe ausführlich, theoretisch und practisch abgehandelt würde, wäre daher immer noch gar nichts überflüßiges, und ich trage deswegen schon seit mehreren Jahren den Entwurf zu einer solchen Schrift mit mir herum, an dessen Erweiterung und Berichtigung ich auch wirklich fortgesezt arbeite.

Indessen ist auch jede einzelne Erfahrung, welche über die Traumlehre entweder ein neues Licht zu verbreiten, oder ihr eine neue Ansicht zu geben verspricht, oder auch selbst einem bisher angenommenen Gesetze derselben zu widersprechen scheint, zu eben dem Behufe merkwürdig genug, um einstweilen aufbewahrt, und dann künftig einmal mit andern zu dem oben angegebenen Zwecke zusammengestellt zu werden.

In dieser Absicht liefere ich hier einige Traumerfahrungen, welche nicht unter die alltäglichen gehören, und, wie mir dünkt, dem Psychologen mehr als Eine bemerkenswerthe Seite darbieten.

A.

Besondere Idiosynkrasieen im Träumen.

Einer meiner Freunde, ein Mann von hellem Verstande und nicht gemeinen Kenntnissen, frei von Aberglauben und Vorurtheilen, so weit das leztere von einem Menschen hienieden gerühmt werden kann, ein aufmerksamer Beobachter seiner selbst und anderer Menschen, erzählte mir vor einiger Zeit folgende besondere Idiosynkrasieen, die ihm bei seinem Träumen nach und nach zu eigen geworden waren:

„Seit vielleicht zwanzig oder mehreren Jahren, sagte er, (denn ganz genau weiß ich die Zeit nicht mehr zu bestimmen, da ich diese Bemerkung das erstemal machte) habe ich folgende Beobachtungen an mir zu machen Gelegenheit gefunden:"

„So oft mir davon träumt, daß ich (er ist ein Geistlicher) in einer fremden Kirche predige, so oft, darauf darf ich so gewiß, als auf den Donner nach dem Blitze, zählen, widerfährt mir entweder gleich am folgenden, oder nur sehr wenige Tage hernach irgend etwas ungewöhnliches in meinem Amte, ein amtlicher Verdruß, eine unangenehme, beschwerliche, und immer mit etwas ungewöhnlichem verbundene Amtsverrichtung u. d. gl. — Auch im Traume selbst sind die Verrichtungen, die ich in der-

fremden Kirche, worin ich alsdann mich befinde, zu versehen habe, mit ungewöhnlichen und unangenehmen Umständen, einer Verlegenheit, einer Schwierigkeit, einem Unfalle u. dgl. verbunden. Ich erblicke mich z. B. mitten in der Kirche entblößt von demjenigen Kleidungsstücke, ohne welches sich kein ehrbarer Mensch öffentlich sehen läßt, den Beinkleidern, oder ich kann den Text nicht finden, über welchen ich predigen soll, oder den Weg nicht, um auf die Kanzel zu kommen, oder ich versäume die rechte Zeit, um auf die Kanzel zu treten, und lasse wider meinen Willen die ganze Gemeinde auf mich warten, — oder ich trete auf die Kanzel, und habe noch gar nicht überdacht, was ich reden werde, — oder es ist, indem ich auftrete, stockfinstere Nacht um mich her, und ich sehe gar kein Auditorium vor mir, und noch hunderterley kleine Unfälle dieser Art sind es, welche mich in einem solchen Traume verfolgen.

„So gewiß mich aber die eben genannten Unfälle im Traume selbst gewöhnlich in eine unbeschreibliche Verlegenheit setzen, eben so gewiß darf ich darauf rechnen, daß mir am folgenden oder ein paar Tage darauf in meinem Amte wirklich etwas begegnen wird, was mich, wo nicht in ähnliche Verlegenheiten, doch unter Umstände versezt, die mir an sich oder in ihren Folgen unangenehm sind, oder was mir Verdruß verursacht,

meine

meine Amtsverrichtungen erschwert, oder mich zu neuen, nicht in den gewöhnlichen Lauf meines Amtes hinein gehörenden nöthigt. Da widersetzen sich das einemal eines oder einige meiner Pfarrkinder einer heilsamen Anordnung, die ich unter ihnen zu treffen gedachte, ein andermal werde ich von einer kranken oder verunglückten Person zu Hilfe gerufen, welche gar nicht einmal unter meine Seelsorge gehört, ich werde von einem benachbarten Collegen um Unterstützung in seinem Amte unter allerley beschwerlichen Umständen, rauher Jahreszeit, unfreundlicher Witterung ꝛc. gebeten u. dgl. und einer von diesen Fällen widerfährt mir nach einem solchen Traume, wie gesagt, so gewiß als der Donner auf den Blitz folgt."

„So oft es mir hingegen träumt, als ob ich mich auf einem Jahrmarkte befände, wo ich mich durch ein Gewühle von Menschen hindurchdrängen muß, so darf ich darauf rechnen, daß mir ein Verdruß in meinem Hause bevorsteht, der auch wirklich entweder gleich am nächsten Tage nach dem Traum, oder nur ganz kurze Zeit hernach ausbricht. Im Traume widerfährt mir auf dem Markte, auf welchem ich alsdann herumwandele, nicht gerade etwas unangenehmes, wenn man nicht das dafür nehmen will, daß ich mich durch ein Gedränge von Menschen hindurchwinden muß, was aber bei dem Zusammenfluß

fluß einer Menschenmenge, wie er auf Jahrmärkten Statt findet, etwas ganz gewöhnliches ist. — Aber nach dem Traume habe ich desto gewisser etwas Unangenehmes zu erwarten, und dieses Unangenehme begegnet mir immer in meinem eigenen Hause. Entweder giebt es eine kleine Uneinigkeit zwischen mir und meiner Gattin, welche freilich nie von bedeutenden Folgen ist, indem sie sich gemeiniglich nur um etwas theoretisches, wenn ich so sagen darf, d. h. um irgend einen ökonomischen Entwurf ꝛc. herumdreht; — oder ich werde genöthiget, meine Kinder wegen eines ihnen vielleicht schon oft verwiesenen jugendlichen Fehlers wieder zurecht zu weisen, was mich unmuthig macht; oder mein Gesinde macht Unordnungen, die mich erzürnen, und zuweilen von unangenehmen Folgen begleitet sind; kurz etwas verdrießliches in meinem Hause ist immer die Folge des Traumes vom Jahrmarkt."

„Endlich so oft ich im Traume in eine fremde nie gesehene, aber immer entzückend schöne Gegend komme, so werde ich nach demselbigen krank. Es übersteigt alle Beschreibung, wie paradiesisch schön jedesmal eine solche Gegend ist. Noch nie habe ich weder in der Natur noch in Kunstwerken eine solche herrliche Gegend gesehen, als mir dann im Traume eine erscheint, und die schönsten Prospekte, die ich je in Kupferstichen oder optischen Kästen gesehen habe, kom-

men

men in gar keine Vergleichung mit diesen Geschöpfen meiner Phantasie. Bald lustwandele ich alsdann in einer Gegend, die alles vereinigt, was einen Ort angenehm und reitzend machen kann, die herrlichste Abwechselung zwischen Wiesen, Gärten, Flüßen u. s. w. Die Gegend selbst von unermeßlichem Umfange, und vor mir eine unabsehbare Perspektive, welche mir die Aussicht in eine andere, eben so reitzende Gegend öffnet; — bald in einem Haven, (und ich war wirklich in meinem Leben noch in keinem) wo ich die Aussicht auf das Meer; verbunden mit dem entzückenden Schauspiele der auf- oder untergehenden Sonne vor mir habe."

„Aber so über alles wohl es mir im Traume in einer solchen Gegend ist, so theuer muß ich diese Lust nachher bezahlen, denn die Folge davon ist immer, war es wenigstens bisher immer, eine bald mehr bald minder schwere und hartnäckige Krankheit."

„Alles dieses, fuhr er fort, was ich Ihnen bisher erzählt habe, sind so regelmäßige Erscheinungen, daß ich sie nicht blos als zufällige Spiele der Phantasie oder als zufälliges Zusammentreffen des Erfolges mit dem Traume betrachten kann. Denn noch nie, so weit ich mich dessen erinnere, ist einer dieser Träume ohne den angegebenen Erfolg geblieben, und ich habe, um mich

dessen

dessen zu versichern, nachdem ich diese sonderbare Beobachtung einigemal gemacht hatte, einen solchen Traum jedesmal nach dem Erwachen den Meinigen erzählt, damit sie mir beobachten helfen, ob der Erfolg immer wieder derselbe seyn werde; und auch ihre Erfahrungen stimmen mit den meinigen völlig überein. Was aber so regelmäßig zutrifft, das kann doch wohl nicht mehr unter die blos zufälligen Erscheinungen gerechnet werden; und so sehr ich von der logischen Ungültigkeit des post hoc, ergo propter hoc überzeugt bin, so kann ich doch nicht umhin, eine gewiße Causalverbindung zwischen meinen Träumen und ihrem Erfolge, die ich mir freilich nicht erklären kann, anzunehmen."

„Auch muß ich das noch anmerken, daß eben die genannten Träume alle meine übrigen die ich je habe, an Bestimmtheit und Klarheit weit übertreffen, und mir daher auch am längsten in der Erinnerung bleiben.

Einige Bemerkungen über diese Idiosynkrasieen.

So weit mein Freund. Es sei mir nun erlaubt, einige Bemerkungen, die sich mir bei seiner Erzählung aufgedrungen haben, hier anzuhängen.

Es sind in der That sonderbare Erscheinungen, und das Sonderbare in ihnen wird durch

das

das Gesetz der Regelmäßigkeit, nach welchem sie erfolgen, noch vermehrt. Ahndungen kann man sie nicht wohl nennen, denn es fehlt ihnen das, was sonst Ahndungen *) characterisirt, nemlich der Zusammenhang der Aehnlichkeit zwischen der Ahndung und dem Erfolge, wenigstens in den beiden lezten Träumen; denn was hat ein Jahrmarkt mit häuslichem Verdrusse, oder noch mehr, was hat eine paradiesische Gegend mit einer Krankheit zu thun? — Nun giebt es zwar auch Ahndungen, **) bei welchen kein bestimmter Erfolg geahndet wird, sondern welche nur in einer in Ansehung ihres Ursprungs (der Zeit nach) und ihrer Ursache unerklärlichen Bangigkeit, und der Furcht, es werde uns oder den Unsern irgend ein Unfall (nicht welcher?) zustossenbe, stehen, aber auch unter diese Classe lassen sich die angeführten Träume nicht subsumiren, denn gerade bei denen, welche man etwa hieher rechnen möchte, den zween lezten, ist überall keine Bangigkeit zu finden.

Also — es sind keine Ahndungen, es sind wahre Idiosynkrasieen, denn es sind Eigenheiten, welche nur diesem Subjecte, dieser individuellen Phantasie, aber diesem (wenigstens seit einer

*) Ob wahre oder eingebildete, thut hier nichts zur Sache.

**) Siehe die Anmerkung *)

ner langen Reihe von Jahren) fortdauernd — eigen sind. Woher läßt sich nun wohl der Ursprung dieser Idiosynkrasieen herleiten? wie läßt sich der Zusammenhang zwischen diesen Träumen und ihrem Erfolge (denn daß ein Zusammenhang zwischen beiden Statt finde, beweist das regelmäßige Zusammentreffen beider) erklären?

Ein völlig befriedigender Aufschluß läßt sich nun wohl hierüber nicht geben, diesen könnte wohl auch niemand als mein träumender Freund selbst geben, wenn er sich erinnerte und angeben könnte, zu welcher Zeit, unter welchen vorangegangenen, begleitenden, und nachfolgenden Umständen er das erstemal so geträumt hat; aber das kann er leider nicht, und wie sollte nun ein anderer in seine Seele den Ursprung einer Erscheinung angeben, den er selbst nicht historisch erklären kann?

Indessen mögen folgende Bemerkungen als psychologische Vermuthungen, welche uns der Wahrheit, wenn sie dieselbe auch nicht ganz aufschließen, doch vielleicht etwas näher bringen können, hier stehen.

Der Umstand, daß sich mein Freund erinnert, diese Idiosynkrasieen seit etwa zwanzig Jahren an sich bemerkt zu haben, verspricht uns schon auf eine Spur zu führen, der wir nachgehen können. Er ist — und diß ist charakteristisch an ihm — ein

in seinem Amte durchaus — beinahe bis zur Aengstlichkeit, (wenigstens kann diß denen so scheinen, die ihn nicht näher kennen) — genauer und gewissenhafter Mann, dem die Obliegenheiten desselben so nahe am Herzen liegen, daß es ihn beunruhigt, wenn auch nur eine der minder bedeutenden wider seinen Willen nicht völlig so, wie er es wünscht, erfüllt wird. In diesem Amte aber steht er seit etwas mehr als zwanzig Jahren, der Anfang dieser Idiosynkrasieen fällt also, wie sich auch schon aus der ersten Art dieser Träume ergiebt, in die Zeit, da er schon in diesem Amte stand. Wie leicht kann es nun geschehen seyn, daß einmal ein unangenehmer oder ungewöhnlicher Vorfall in seinem Amte sein Gemüth so sehr in Bewegung sezte, daß ihn die Unruhe darüber bis zum Einschlafen verfolgte, und alsdann im Schlafe einen Traum erzeugte, in welchem ihm einer von den Unfällen begegnete, welche er von jenen Träumen erzählt, denn solche Sprünge und Spiele der Phantasie sind ja wohl im Traume nichts seltenes; — diß geschah denn vielleicht nachher ein paarmal wieder, dadurch sezte sich endlich in der Phantasie ein idiosynkratischer Zusammenhang zwischen diesen Träumen und einem unangenehmen oder ungewöhnlichen Vorfalle im Amte fest, nur daß alsdann nachher sich die Ordnung der Dinge scheinbar umkehrte, und Folge des Traumes zu werden

schien, was zuvor Ursache desselben gewesen war. Ich sage scheinbar, denn ich glaube, daß auch noch jezt das, was als Folge des Traumes angesehen wird, seine veranlassende Ursache ist. Eine dunkle Ahndung eines bevorstehenden unangenehmen oder ungewöhnlichen Vorfalls im Amte, welcher vielleicht ein ganz kleiner, leicht übersehener oder vergessener Umstand vermuthen ließ, beschäftigt etwa das Gemüth meines Freundes den Tag über ohne sein Bewußtseyn, weil die Einwirkungen der äussern Gegenstände auf die Sinne, und so manche andere Zerstreuungen der Aufmerksamkeit jene Gemüthsbewegung nicht bis zum Bewußtseyn gelangen lassen; — in der Stille und Ruhe der Nacht aber, da jene Einwirkungen und Zerstreuungen aufhören, tritt sie vor das Bewußtseyn, die Phantasie ergreift den Stoff, den ihr die Gemüthsbewegung darbietet, und bildet daraus jenen Traum, denn auch diese Erscheinung ist gar nichts ungewöhnliches, daß bewußtlose Veränderungen, die in unserm Innern vorgehen, erst im Traume zum Bewußtseyn gelangen. — Am folgenden Tage oder wenige Zeit hernach tritt dann der schon vor dem Traume dunkel vorhergesehene unangenehme Vorfall wirklich ein, und wird als eine Folge des Traumes angesehen, da er eigentlich Ursache desselbigen war. Je öfter aber diese Träume wiederkehren, desto leichter vergesellschaften sie sich

nach

nach den bekannten Associationsgesetzen mit den angeführten Gemüthsbewegungen und am allerleichtesten, wenn sie einmal Idiosynkrasieen geworden sind.

So erkläre ich mir, aus Mangel an andern Daten, die erste Art der erzählten Träume. Die zwote, die vom Jahrmarkte, läßt sich nun zwar nicht völlig auf dieselbe Art, wie die erste, erklären, weil hier gar keine Aehnlichkeit zwischen dem Inhalt des Traumes und seinem Erfolge, zwischen einem Jahrmarkte und einem häuslichen Verdrusse ist; — indessen ist es doch auch hier möglich, daß auf einen Traum von einem Jahrmarkte ein oder ein paarmal zufälligerweise ein häuslicher Verdruß folgte, und daß alsdann bei meinem — ohne diß bei einem sehr festen Schlafe viel und lebhaft träumenden — Freunde auch der Traum vom Jahrmarkte zu einer idiosynkratischen Gewohnheit wurde, so daß er zuerst nach jedem häuslichen Verdrusse erfolgte, und nachher demselben in so fern vorangieng, als er vielleicht, wie bei der ersten Art von Träumen, mit der nicht bis zum deutlichen Bewußtseyn vorgedrungenen Furcht eines solchen bevorstehenden Verdrusses einschlief, der alsdann nachher, weil er schon vor dem Traume bevorstand, desto leichter auf denselben folgen konnte, und auch hier wieder durch eine Verwechselung der Ursachen als Folge desselben angesehen wurde. — Ich fühle jedoch,

daß diese Erklärung weniger befriedigend ist, als die erste.

Am leichtesten scheint mir noch die dritte Erscheinung, die eines vor einer Krankheit vorangehenden Traumes, von einer unbekannten schönen Gegend zu seyn. Die Phantasievorstellung sowohl von einer unbekannten, als von einer, wie die obige Beschreibung sie angiebt, in so hohem Grade reitzenden Gegend sezt eine ungewöhnlich starke Thätigkeit der productiven Phantasie voraus; diese ungewöhnliche Thätigkeit aber kann auch durch einen körperlich gewirkten Nervenreiz, auch durch einen krankhaften, hervorgebracht werden, wie denn diß z. B. bei den Delirien der Wahnsinnigen und Fieberkranken der Fall ist. Im vorliegenden Falle ist also abermal der anscheinende Erfolg des Traumes vielmehr seine Ursache. Eine immer schon vorhandene, wenn schon noch nicht, wenigstens nicht als solche, gefühlte, noch nicht durch die mit Krankheiten gewöhnlich verbundene Unbehaglichkeit sich ausdrückende krankhafte Reizbarkeit exaltirt die Phantasie zur Hervorbringung einer solchen ungewöhnlichen lebhaften Traumvorstellung. Kein Wunder, wenn alsdann auf einen solchen Traum wirkliche Krankheit folgt, da der Zunder dazu schon vor demselben vorhanden, und die Ursache des Traumes selbst war.

M.

B. Syn-

B.

Sympathetische Träume, wovon einer zugleich ein ahndender war.

Auch die nachfolgenden Träume gehören unter die gewöhnlichen und merkwürdigern Erscheinungen im Gebiete der Onirologie. Denn daß zwo Personen zu gleicher Zeit von einerlei Sache, oder wechselseitig von einander selbst, ohne in Verbindung mit einander zu stehen, oder einander kurz vor dem Traume näher gekommen zu seyn, träumen, ist doch gewiß nichts alltägliches. — Erklären lassen sich nun zwar die nachstehenden Träume aus Mangel näherer Angaben nicht, aber ich wünschte wohl zu erfahren, ob dergleichen Beobachtungen von solchen Träumen auch schon von andern gemacht worden sind.

1.

Ein in einem angesehenen Amte zu St. stehender Mann träumte einst, während er noch zu Straßburg studirte, er gienge durch eine ihm wohlbekannte Strase dieser Stadt; auf einmal öffnet sich mit einem starken Geräusche die Thüre eines Hauses, an welchem er eben vorübergeht, ein junger Mensch stürzt aus derselben eilig und ängstlich heraus, und ein anderer, den bloßen Degen in der Hand, wüthend ihm nach. Der erstere weißt den Verfolgungen des leztern durch eine geschickte Wendung zu entgehen, dieser aber rennt in seiner blinden

Wuth unaufhaltsam fort, und trifft unglücklicherweise auf den Mann, von dem hier die Rede ist, den er mit dem Degen durchbohrt. Dieser sieht im Traume das Blut aus der erhaltenen Wunde rinnen, kehrt um, um wieder nach Hause zu gehen, und sieht, wie sein ganzer Rückweg von dem aus seiner Wunde träufelnden Blute bezeichnet wird. — Hier erwachte er, schlief aber bald darauf wieder ein, ohne weiter zu träumen, und hatte, als er endlich aufstand, den ganzen Traum beinahe vergessen.

Des Morgens kommt seine Aufwärterin, um ihm das Frühstück zu bringen, sein Bett wieder zurecht zu machen, u. dgl. — Nachdem er das Frühstück genossen hat, kleidet er sich an, um auszugehen; indessen wird die Aufwärterin mit ihren Arbeiten auch fertig, aber anstatt, wie sie sonst zu thun pflegte, gleich wieder fortzugehen, bleibt sie dißmal noch im Zimmer stehen, und sieht ihren Herrn, ohne etwas zu reden, scharf an. Dieser bemerkt es und fragt sie: was will sie denn noch? und nach einer kleinen Pause antwortete sie: „nein, ich kann es doch nicht verschweigen, ich bedachte mich eben, ob ich es sagen sollte oder nicht, aber ich muß es sagen: ich bitte Sie, gehen Sie heute nicht aus dem Hause. — Und warum denn nicht? fragt der Herr? „Oder gehen Sie wenigstens nicht, fährt die Aufwärterin fort, in die ..... Gasse."

(Diß

(Diß war eben die, durch welche er im Traume gegangen war.) Er stuzt, sein Traum fällt ihm wieder ein, und er fragt also die Aufwärterin, jezt schon begieriger, als zuvor, warum sie ihn gerade vor dieser Strase warnte? — Nun erzählt ihm diese, es hätte ihr in der vergangenen Nacht geträumt, er wäre durch die genannte Strase gegangen, und vor einem gewißen Hause, das sie nannte, und eben das war, aus welchem in seinem Traume die zween Menschen herausgekommen, mit einem Degen tödtlich verwundet worden.

Ob er hierauf dem Rathe der Aufwärterin gefolgt hat und zu Hause geblieben, oder ob er der Traumahndung zum Trotze dennoch ausgegangen und unversehrt wieder nach Hause gekommen ist, weiß ich eben so wenig, als ich das weiß, was ich noch lieber wissen möchte, ob nicht um die Zeit dieser beiden Träume eine Schlägerei oder eine ähnliche Begebenheit bei oder in dem in diesen Träumen gesehenen Hause vorgefallen ist, welche zu denselben Veranlassung gegeben haben könnte, und die ganze Geschichte etwas erklärbarer machen würde.

Indessen bleibt es in jedem, auch in diesem Falle, immer ein merkwürdiges Zusammentreffen dieser beiden Träume so ganz zu gleicher Zeit und mit so ganz ähnlichen Phantasiebildern.

M.

2.

Eben der Freund, von welchem ich oben die sonderbaren Idiosynkrasieen im Träumen angeführt habe, erzählte mir einst auch noch folgende zween merkwürdige Träume von sich selbst und seiner nunmehrigen Gattin.

Ihm träumte einst, zu einer Zeit, da er noch nicht gar lange, etwa seit ein paar Jahren, die Universität verlassen hatte, und also natürlich noch unverheirathet war, er gienge in dem Garten eines gewißen Professors, an dem er zwar sonst schon vorüber gegangen, in welchen er aber noch nie hineingekommen war, und dessen innere Anlage er also noch nie gesehen hatte, mit der Tochter des Professors spazieren, und nachdem sie eine Weile miteinander auf und abgegangen, so gienge diese zu einem in der Nähe stehenden Baume hin, bräche eine Frucht von demselben ab, (was es für eine war? erinnert er sich nicht mehr) und gäbe sie ihm.

Gleich den folgenden Tag erhält er durch einen expressen Boten von einem Bekannten seines Hauses einen Brief mit der Nachricht, daß der Pfarrer zu * * gestorben sei, und die Patronats-Herrschaft diese Pfarre einem Tochtermanne des Professors * * * (eben dessen, in dessen Garten mein Freund im Traume gewesen war) wenn er einen würdigen Mann dazu bekommen könnte, zu geben geneigt wäre; es frage

sich

sich also, ob nicht er (mein Freund,) die Tochter des Professors, die er noch von seinen academischen Jahren her kennen müße, zu heirathen, und dadurch Pfarrer zu * * zu werden, Lust hätte? u. s. w.

Mein Freund versichert, daß er vor diesem Briefe, und also auch vor seinem Traume, noch nicht einmal etwas von dem Tode des Pfarrers von * *, noch viel weniger von den Absichten der Patronats-Herrschaft, gehört, und an eine Verbindung mit dem Hause des Professors in seinem Leben zuvor noch nie gedacht habe.

Zu gleicher Zeit träumte es auch der Mamsell * * *, der Tochter jenes Professors, als ob eben ihr nunmehriger Gatte sie am Arme in ein gewißes, ihr wohlbekanntes Haus, eben dasjenige, aus welchem dieser den obigen Brief erhalten hatte, zum Besuche führte. Unter der Thüre überfällt sie eine Ohnmacht, ihr Führer beschäftigt sich mit ihr, um sie wieder zurecht zu bringen, und als sie aus der Ohnmacht erwacht, so erblickt sie an ihrem Finger einen goldenen Ring, den ihr jener indessen angesteckt hatte.

Auch sie versichert, zwar von dem Projecte in Ansehung der Pfarre zu * *, und der Rolle, welche ihr dabei zugetheilt war, vor diesem Traume gehört, aber dabei an ihren nunmehrigen Gatten damals gar nicht gedacht zu haben, vielmehr, sagt sie, sei es ein ganz anderer gewesen,

von dem sie geglaubt habe, daß er um ihre Hand werben, und alsdann der Patronats-Herrschaft als ihr Verlobter zu der Pfarre werde präsentirt werden.

Die Folge dieser beiden Träume war kürzlich die: mein Freund bewarb sich um die Hand der Mamsell * * *, und erhielt sie nebst der Pfarre zu * *. Als Verlobte kamen sie einmal miteinander in Gesellschaft des Professors in den Gärten des lezten, mein Freund erstaunte sogleich beim Eintritt in diesen Garten, denn es war seiner ganzen Anlage nach völlig der nemliche, den er im Traume gesehen hatte. Natürlich, daß nun die beiden Verlobten im Garten miteinander spazieren gehen, eine neue Erfüllung seines Traumes; aber um den Spaß voll zu machen, geht nun — zwar nicht die Braut, wie im Traume geschehen war, aber — der Schwiegervater, der jedoch von dem Traume noch nichts wußte, an einen Baum, pflückt eine Frucht von demselben, und giebt sie den Beiden mit den Worten: hier sollen sie das erstemal gemeinschaftliches Brod essen.

M.

C.

Traum einer Wahnsinnigen.

Im Tollhause zu L. befindet sich unter andern Wahnsinnigen auch die Frau eines Künstlers, welche

welche erst während der Ehe, nachdem sie schon mehrere Kinder mit ihrem Manne gezeugt hatte, wahnsinnig worden war. So lange die Ausbrüche ihres Wahnsinnes erträglich waren, behielt sie ihr Mann bei sich, aber als dieselben ihm und seinen Kindern und seinem Hause Gefahr zu bringen drohten, war er genöthigt, sie von sich zu thun, und in das Tollhaus nach L. zu bringen, wo sie nun seit mehreren Jahren sich befindet, ohne daß sie von ihrem Wahnsinne geheilt werden zu können scheint.

In den Anfällen desselben lebt sie, wie Wahnsinnige gewöhnlich, in völliger Vergessenheit ihres vorigen Zustandes, aber in den lichten Zwischenzeiten zeigt sie viel Anhänglichkeit an ihre zurückgelassene Familie, jammert darüber, daß sie von ihr entfernt leben muß, und verlangt insbesondere oft und heftig nach ihren Kindern. Ich habe sie selbst einmal den Vorsteher des Tollhauses mit aufgehobenen Händen und einer das tiefste Mitleiden erregenden Miene bitten sehen, er sollte ihr doch ihre Kinder wieder verschaffen.

Ihr noch lebender Vater, der sie häufig besucht, muß ihr daher jedesmal Nachrichten von ihrer Familie bringen, und sich mit ihr über ihre Kinder und deren Befinden, Wachsthum, Thun und Treiben u. dgl. unterhalten.

Einst kam er auch zu ihr, und sobald sie ihn erblickte, rief sie ihm, dißmal noch begieriger

als sonst, die Frage entgegen: was machen meine Kinder? — Er hatte den Tag zuvor die Nachricht erhalten, daß eines davon gefährlich krank wäre, und erschrack also dißmal über die Frage, weil er es nicht für rathsam hielt, ihr die Wahrheit zu sagen. Er antwortete ihr daher nur: sie sind alle gesund. — „Haben Sie kürzlich Nachricht von ihnen erhalten?" fuhr die Unglückliche fort. — Ja, antwortete der Vater. — „Und welche?" — Wie gesagt, daß sie alle gesund sind. — „Das ist nicht wahr," fuhr sie nun heftig auf, „alle sind nicht gesund, Caroline (ich will das Kind so nennen, weil ich seinen wahren Namen nicht weiß) ist krank, gefährlich krank." — Der Vater erstaunte, denn ausser ihm wußte es noch niemand. Wer hat Dir das gesagt, fragte er daher. — „Ich habe, antwortete sie, das Kind diese Nacht gesehen, ich bin bei ihm gewesen, es ist krank, recht sehr krank." — Und nun sagt sie ihrem erstaunten Vater nicht nur, seit wann das Kind krank wäre, sondern nannte ihm auch die Krankheit selbst, an welcher es läge, und alles traf mit dem Inhalte des Briefes, den der Vater erhalten hatte, pünctlich zusammen.

Wenn es je ein Ahndungsvermögen giebt, so ist sein Daseyn bei Wahnsinnigen, bei welchen die exaltirte Phantasie so viel Stärke und

so

so viel Uebergewicht über die übrigen Geistes-kräfte hat, noch am begreiflichsten.

M.

D.

Ein Traum vom Träumen.

Aus einem Briefe.

——— Hier zum Schlusse noch ein Traum, den Sie vielleicht für Ihr Repertorium ꝛc. brauchen können.

In der vergangenen Nacht träumte mir, der hiesige R . . . . . r B. brächte mir einen ihm eingeschlossenen Brief. Als ich ihn öffnete, so war er von einem Professor Ritter zu Wittenberg, — närrisch genug, denn ich weiß gar nicht, ob es irgendwo in der Welt, noch weniger, ob es gerade zu Wittenberg einen Prof. Ritter giebt — geschrieben, und enthielt einen Ruf zu einem gewißen Amte, an einen gewißen Ort und unter gewißen Bedingungen an mich, aber dieses Amt, diesen Ort, und diese Bedingungen konnte ich aus dem Briefe schlechterdings nicht herausbringen, so viel ich mir auch Mühe darum gab, und so oft ich zu dem Ende den erhaltenen Brief überlas. — Nachdem ich mich lange vergeblich angestrengt hatte, so fragte ich endlich den B., der mir den Brief gebracht hatte, was es denn damit

damit für eine Bewandtniß hätte? und dieser sagt mir nun, der Prof. Ritter offerire mir in diesem Briefe eine Rectorsstelle in der Nähe von Wittenberg mit einem Gehalte von achthundert schweren Thalern, der Ort selbst aber kam wirklich nicht zum Vorschein. — Ich überlegte hierauf gemeinschaftlich mit B. was auf diesen Antrag zu thun wäre. Die 800 Thaler und das Amt selbst stachen mir in den Kopf, aber die weite Entfernung von meinem Vaterlande hielt ihnen in meiner Wahl das Gleichgewicht. Ich konnte zu keinem Entschlusse kommen, und die Berathschlagungen nahmen kein Ende, denn auf einmal änderte sich die Scene. B. und der Brief und alles verschwand, und der Traum nahm, ohne daß ich dazwischen erwacht und wieder eingeschlafen wäre, eine ganz andere Wendung. Denn nun träumte mir, es hätte mir geträumt, von dem Prof. Ritter einen Brief mit dem beschriebenen Antrage erhalten zu haben, und meine Gattin hätte mir so eben erzählt, daß auch ihr genau eben dasselbe geträumt habe. Hierauf erwachte ich, und beide Träume, wenn ich sie anders für zween nehmen darf, hatten ein Ende.

Ich kann mir übrigens die Entstehung dieses Traumes leicht erklären. — Ich hatte wirklich kurze Zeit vor demselben einen Brief von Wittenberg erhalten, und noch kürzer einen dahin geschrie-

schrieben. Freilich hatte jener keinen Prof. Ritter zum Verfasser, und in beiden war von ganz andern Dingen, als von dem Rufe zu einer Rectorsstelle die Rede, allein dieses leztere Bild ist mir doch auch wohl begreiflich. Ich hatte nemlich wenige Tage zuvor mit meiner Gattin davon gesprochen, was bei dem gegenwärtigen Elende unsers Vaterlandes wohl zu thun wäre, wenn es vollends so weit käme, daß die Besoldungen nicht mehr abgegeben würden? und meine Meinung war, daß alsdann wohl das beste seyn würde, sich um eine ausländische Stelle zu bemühen, worüber aber meine Gattin, vornemlich wegen der Entfernung vom Vaterlande, nicht mit mir einstimmte. Daher vermuthlich das Bild sowohl von dem Rufe zur Rectorsstelle, als von den Berathschlagungen, ob ich sie annehmen sollte, nur, wie der Prof. Ritter in meinem Traum mit hinein kam, weiß ich nicht.

Auch das, daß mir am Ende träumte, meine Gattin hätte auch von dem Briefe geträumt, ist mir erklärbar, und kommt von einer Erzählung von ein paar Träumen her, die ich vor einiger Zeit von Ihnen hörte, und wo auch zwo Personen zu gleicher Zeit das nemliche träumten. *)

Leben Sie wohl u. s. w. **)

E. Noch

*) Diß sind eben die unter Nro. B. erzählten.

**) Der erzählte Traum dünkt mir von mehr als Ei-

E.

Noch eine Reihe seltsamer und merkwürdiger Träume.

Eine angesehene und geistreiche adeliche Dame aus dem nördlichen Theile von Franken, die aber unbekannt bleiben will, überschickte mir einst, nachdem sie einige Bände dieses Repertoriums ꝛc. gelesen hatte, folgende Traumgeschichten zu, welche meines Erachtens merkwürdig genug sind, um die Aufmerksamkeit des Psychologen zu erregen. Man erkennt aus denselben, ihre ganz eigene Kunst, zu träumen, und ich rückte sie deswegen in eben der Ordnung, wie sie mir dieselbigen überschrieben hat, und mit ihren eigenen Worten hier ein:

1. Als

ner Seite merkwürdig: 1) um der angehängten Erklärung seiner Entstehung willen, welche ein Beispiel ist, wie die Phantasie im Traume zu wirken pflegt; 2) um des sonderbaren Uebergangs willen von der Wirklichkeit im Traume zum Traum im Traume; — und endlich 3) insofern er auch ein Beispiel davon ist, daß die Seele häufig im Traume das, was sie nicht gleich selbst erfinden kann, aber nachher doch erfindet, einem andern in den Mund legt. Ein ähnliches Beispiel s. im Moritzischen Magazin ꝛc. IV. B. 2. St. S. 88 — 91.

M.

x.

Als ich schon mehrere Jahre verheirathet war, wurde mir von meinen Eltern berichtet, meine geliebteste jüngere Schwester, mit welcher mich die zärtlichste Freundschaft noch fester als die Bande des Bluts verknüpfte, sei eine Braut mit dem Baron * * * aus einer angesehenen Familie. Schon erwartete ich die Nachricht von ihrem bestimmten Hochzeittage, da erschien mir meine Schwester im Traume in einem weissen glänzenden Gewande, und verkündigte mir mit dem heitersten Blicke, sie sei nicht mehr Braut, aber eben darum jezt viel vergnügter als zuvor. — Kurze Zeit nachher berichtete sie mir selbst, der ihr bestimmte Bräutigam, den sie zuvor noch nicht persönlich gekannt hatte, hätte ihr in seiner Person einen Anblick gezeigt, der ihren äussersten Eckel erregt, so daß sie bei seiner Ankunft in Ohnmacht gesunken wäre, und nachdem sie sich wieder erholt, die Eltern mit thränenden Augen gebeten hätte, ihr diese Verbindung nicht zuzumuthen. Da diese edel und rechtschaffen dachten, so waren sie zwar über diese plözliche Veränderung ihrer Gesinnungen sehr betreten, konnten sie ihr aber doch nicht verargen, und ihre Bitte nicht abschlagen. Der Verspruch wurde also aufgehoben, aber der Baron suchte nun seine Ansprüche gerichtlich durchzusetzen, und mußte mit einer beträchtlichen Geldsumme abgefertigt

werden, obgleich seine Freunde selbst ihm riethen, bei seinem verstellten und gräßlichen Aussehen freiwillig abzustehen.

2.

Etliche Jahre nachher erkrankte meine ewig theure Schwester. Ihre Krankheit wurde mir so lang als möglich verhehlt, und ich sollte durch die erste Nachricht davon auf ihren für mich unersezlichen Verlust vorbereitet werden.

Da träumte mir, ich wäre mit ihr ins Grüne spazieren gegangen, über eine weite schöne Wiese hin. Plözlich stand sie an einem Grashügel stille und sagte: ich bin müde, ich kann nicht mehr weiter kommen, worüber ich erwachte, und mir unwillkührlich ein Seufzer entfuhr. — Ich schlief hierauf wieder ein, und nun träumte mir, ich wäre vor einen großen Pallast gefahren, vor welchem meine Schwester mir entgegen kam, mich hierauf durch viele prächtige Zimmer hindurch führte, und mir die herrlichsten Aussichten auf Gärten und lachende Gefilde zeigte. Mir war so wohl bei ihr, daß ich den Wunsch äusserte: Liebe, hier möchte ich auch wohnen. Aber sie antwortete mir: nein, noch ist es dir nicht erlaubt, hier zu wohnen, aber einst komme ich, um dich zu mir abzuholen.

Als ich wieder erwachte, so war mir nicht anders, als ob mir ein Engel zugelispelt hätte: deine gute Schwester ist in der seeligen Ewigkeit, und diß wurde mir auch wenige Tage darauf durch ein Trauerschreiben bestätigt.

3.

Die Geschichte meines unglücklichen Schwiegervaters und seines Processes ist Ihnen vielleicht bekannt; wo nicht, so kann ich sie Ihnen hier nicht erzählen, weil diese Erzählung zu weitläufig würde, indessen läßt sich die folgende Erzählung auch ohne sie verstehen.

Gerade als die Verfolgung, unter welcher er litt, auf der höchsten Crisis stand, traumte mir, ich wäre an den Ort seines Aufenthaltes gereist, hätte daselbst nach meinem Schwiegervater gefragt, und die Antwort erhalten, er sei krank und liege im Bette. Ich verlangte ihn zu sehen, und fand ihn wirklich im Bette liegen, mit einem weissen Tuche ganz zugedeckt. Plözlich hob sich dieses Tuch von sich selbst in die Höhe, und ich erblickte den Kopf des unglücklichen Mannes über und über mit Blute bedeckt. Ich weinte laut über diesem Anblicke, und erwachte mit Schaudern; aber bald nachher mußte ich leider die schreckliche Nachricht von seiner Entleibung vernehmen.

4.

Die Geschichte meines nicht minder bedauernswürdigen melancholischen Bruders wurde mir auch auf eine solche Weise bekannt gemacht. Ich sah ihn im Traume in seinen Reisekleidern in einem unterirdischen Gewölbe sitzen, umgeben von einer Menge gräßlicher Leute, die ihn plagten, und einer Freundin vom Hause träumte das nemliche. Unser Traum wurde leider schrecklich erfüllt. Kurz vor demselben hatte mich mein Bruder besucht und zärtliche Liebe für mich und die Meinigen bezeigt. Bald darauf wurde er durch seinen ehemaligen Hofmeister nach W. gelockt, wo er aber, weil er immer voll Unruhe war, auch nicht lange blieb, sondern nach U. ins Bad reisen wollte. Unterwegs wurde er, da er ganz allein reiste, keinen Paß mitgenommen hatte, und seinen Namen und Stand verbarg, als verdächtig angehalten und ins Gefängniß geschleppt, wo er sich aushungerte, ehe noch die Nachricht von seiner Unschuld zu seiner Rettung ankommen konnte. Mit der Ueberbringung dieser Nachricht zauderte nemlich der eben gemeldte Hofmeister so lange, bis es zu spät war, und brachte hierauf nach dem Tode meines Bruders ein verdächtiges Testament zum Vorschein, wodurch sein ganzes beträchtliches Vermögen den rechtmäßigen Intestaterben nach einem zwei Jahre lang dauernden Processe entrissen wurde.

Ehe aber noch von diesem Testamente etwas zum Vorschein kam, träumte mir wieder, ich wäre in der Wohnung meines verstorbenen Bruders gewesen und hätte nach seinen hinterlassenen Effecten fragen wollen, böse Menschen aber hätten alles vor mir verschlossen, und mich endlich sogar mit Steinen hinweg getrieben.

5.

Einst besuchte ich mit meiner ältesten Tochter eine entfernte Freundin, welche auch zwo Töchtern hatte, die nach ein paar Stunden Bekanntschaft sogleich Herzensfreundinnen der meinigen wurden. Die jüngere unter jenen kränkelte schon einige Zeit her, aber ihre Jugend und Lebhaftigkeit ließ hoffen, sie würde sich wieder erholen. Eben diese jüngere Tochter des Hauses nun wurde durch das Feuer der neu errichteten Freundschaft angetrieben, den Tag vor unsrer Abreise zu der meinigen zu sagen: unsre Freundschaft soll bis auf unsern lezten Athemzug dauern, und wenn eine vor der andern stirbt, so wollen wir einander erscheinen. Sie gaben sich wechselseitig die Hände darauf, aber als wir nun des andern Tages wirklich abreisten, so zog jene meine Tochter bei Seite und sagte zu ihr: höre, Liebe, mir schaudert doch über unserm gestrigen Versprechen; es soll nicht gelten. Wir reisten ab, aber das

gute Mädchen wurde immer kränker. Da träumte mir einst, ich hätte sie mit meinen beiden ältesten Töchtern besucht, meine Erstgeborne hätte bei ihr zu bleiben gewünscht, jene aber hätte geantwortet: nein, du kannst nicht bei mir bleiben, aber deine Schwester, welche auch meinen Namen hat, wird wieder zu mir kommen, und dann für immer bei mir bleiben.

Ein paar Tage nachher wurde früh Morgens um fünf Uhr die Hausglocke hart an meiner Tochter Zimmer stark angezogen, ohne daß in oder ausser dem Hause jemand zu sehen war, der es gethan haben könnte, und noch denselben Tag bekamen wir die Nachricht von dem Tode ihrer Freundin.

Von da an, ich gestehe es, war ich immer heimlich für meine zwote Tochter besorgt, welche wirklich auch zu kränkeln anfieng, jedoch nach einiger Zeit sich wieder vollkommen zu erholen schien. Allein sie wurde mir doch kurze Zeit nachher durch eine andere Krankheit, durch die Blattern, entrissen. Der Arzt gab zwar immer Hoffnung zu ihrem Aufkommen, allein plözlich ließ uns einmal die liebe Seele alle vor sich an ihr Bette kommen, und sagte: sie wüßte nun gewiß, daß sie sterben werde, der Todesengel wäre ihr erschienen, und sie wäre auch bereit dazu, die Geschwister sollten die Mutter trösten, und einander so herzlich lieben, wie sie uns, dort wollten wir

gewiß

gewiß einander wieder antreffen. Sie starb wirklich zween Tage darauf. In der Nacht ihres Absterbens, als ich mich von Gram und Nachtwachen ermattet ein bischen niederlegte, da war mirs, als wenn eine schlanke Engelsgestalt gerade in der Statur meiner lieben Tochter in himmelblauem Gewande die Treppe herunter schwebte. Gleich darauf wurde ich geweckt und ans Krankenbette gerufen, aber schon war ihre himmlische Seele hinüber geeilt.

6.

Ein gewißer Mann, der mir und meinen Geschäften äusserst zuwider war und vielen Schaden zufügte, hatte mich einst sehr gekränkt. — Im Traume däuchte mir nun einige Zeit nachher, meine Seele hätte sich vom Leibe losgemacht, und schwebte um diesen Mann körperlos und leicht wie Nelkenduft herum, wovon ihm sehr bange würde, so daß er sich darüber gegen mich beschwerte, und versicherte, er wolle sich bessern. Nachher vernahm ich, daß um eben diese Zeit einer meiner Freunde jenem Manne Vorstellungen wegen meiner gemacht hätte, worüber er sehr gerührt gewesen wäre. Leider dauerte nur diese Rührung nicht lange.

Geraume Zeit nachher vernahm ich, daß der Mann, der sich in unsere Proceßsachen immer

als den ärgsten Chicaneur bewiesen hatte, eben jezt ein äusserst boshaftes Project entworfen hätte, um den Proceß noch mehr zu verwirren, und auf undenkliche Zeiten hinaus zu trainiren. — Ich ergrimmte darüber in meinem Innersten, warf mich im Gebet vor Gott nieder, und flehte um Abwendung jenes Vorhabens. Einige Tage nachher stellte sich mir im Traume ein winziges Wesen dar, dessen Gestalt ich nicht recht deutlich erblicken konnte, das sich jedoch als meinen eben genannten Gegner zu erkennen gab, welcher mit Mordinstrumenten auf mich losgieng. Es war mir auf einige Augenblicke, als würden mir alle Adern abgerissen, aber dann auch wieder, als ob ein sanfter Hauch jenen zurückstiesse, daß er weichen mußte und mir nicht mehr schaden konnte.

Als er wider mich kämpfte, klagte ich: was willst du mich denn noch mehr plagen? Hat nicht deine Bosheit mir und den Meinen schon so viel Schaden verursacht? — „Doch mir noch mehr deine Seufzer, die mich sehr drücken," erwiederte das Wesen, und verschwand. Mir schauderte, als ich darüber erwachte; — und einige Tage nachher hörte ich, mein Gegner sei gefährlich krank, und bald darauf, er sei wirklich gestorben.

II. Moral.

II.

Moral.

I.

Können Furcht und Hoffnung Triebfedern einer rein sittlichen Handlungsweise seyn?

Wenn man den Menschen nicht blos als ein aus Geist und Körper zusammengesetztes, sondern auch — selbst in so fern er Geist ist — als ein sinnlich-vernünftiges Wesen betrachtet, das neben dem göttlichen Funken der Vernunft in seinen sinnlichen Neigungen, Trieben und Affecten ein Anhängsel aus der Thierheit hat, so begreift man leicht, wenn es auch nicht die Erfahrung lehrte, daß diese seine thierische Natur auf die geistige, und hinwiederum diese auf jene einen wechselseitigen mächtigen Einfluß haben werde und müsse. — Dieser Einfluß ist denn vornemlich auch in den Entschlüssen und Handlungen des Menschen bemerkbar. Es ist sehr häufig nicht die Vernunft, welche doch eigentlich die Gesezgeberin für unsre Entschlüsse und Handlungen seyn soll, oder wenigstens nicht die Vernunft allein, was diesen oder jenen Entschluß in uns hervorbringt, oder uns zu dieser oder jener Handlung antreibt, sondern es sind sinnliche Neigungen, Triebe oder Affecten, welche mehr oder

weniger,

weniger, wohl auch allen Antheil daran haben. Mit andern Worten: es ist nicht immer der vernünftige freie Wille, was uns zum Handeln treibt, sondern häufig auch entweder das sinnliche Begehrungsvermögen allein, oder der Wille, durch dieses bestimmt. Diß ist selbst bei moralischen Handlungen im weiteren Sinne, d. h. bei solchen, die sich auf irgend eine Pflicht beziehen, unverkennbar. Auch diese fliessen häufig genug, nicht aus der Quelle des vernünftig bestimmten Willens, sondern aus sinnlichen Neigungen, Trieben oder Affecten.

Daß diß so sey, ist unläugbar; ob es aber auch so seyn solle und dürfe, das ist damit noch gar nicht ausgemacht. Daher entsteht nun die Frage: darf bei moralischen Handlungen etwas, was in unserer sinnlichen Natur gegründet ist, irgend einen Einfluß auf die Willensbestimmung haben, ohne daß dadurch der moralische Werth solcher Handlungen verloren gienge?

Aus dieser allgemeinen Frage läßt sich nun auch die besondere herleiten, welche der Gegenstand der gegenwärtigen Untersuchung ist:

können Furcht und Hoffnung Triebfedern einer rein sittlichen Handlungsweise seyn?

Ehe wir aber zur wirklichen Beantwortung dieser Frage schreiten können, müssen zuvor noch folgende zween Puncte berichtiget werden:

I. was

I. was ist hier unter Furcht und Hoffnung — und

II. was ist unter einer rein sittlichen Handlungsweise — zu verstehen?

Was nun die erste dieser beiden Fragen betrifft, so sieht man leicht, daß unter der Hoffnung, von welcher hier die Rede ist, keine andere gemeint seyn kann, als entweder die Hoffnung, Nutzen, (überhaupt, also auch sinnlichen Genuß) von einer Handlung zu haben, oder die, für ein moralisch-gutes, dem Pflichtgesez angemessenes Leben in einer künftigen Welt eine verhältnißmäßige Belohnung zu erhalten. — Die Furcht aber kann, insofern sie hier der Hoffnung entgegengesezt wird, auch nichts anderes heissen, als entweder die Furcht, man möchte durch eine gesezwidrige Handlung sich einen Schaden zuziehen, (sein sinnliches Wohlseyn stören) oder die, man möchte dadurch sich Strafen in einer künftigen Welt bereiten.

Die zwote Frage läßt zwo verschiedene Antworten zu, je nachdem man das Princip der Sittlichkeit entweder blos aus der Moral allein, oder aus der Moral, auf Religion angewandt, herleitet und angiebt. Im ersten Fall ist eine rein sittliche Handlungsweise die Maxime, alle

seine

seine Handlungen und Entschlüsse einzig nur nach dem Gesetze der Vernunft zu verrichten und zu fassen, oder das Gute aus dem alleinigen Beweggrunde zu wollen und zu thun, weil es gut ist, — und die Gewohnheit, beständig nach dieser Maxime zu handeln. — Der zweite Fall macht nur den Unterschied, daß hier statt des Vernunftgesetzes der Wille Gottes (im wesentlichen identisch mit jenem) gesezt wird, und nach diesem Princip handelt demnach derjenige rein sittlich-gut, der alles Gute, was er will und thut, einzig darum will und thut, weil es der Wille Gottes ist.

Nach diesen Voraussetzungen kann nun vielleicht die voranstehende Frage so heissen:

kann vernünftigerweise und ohne Widerspruch an dem Entschlusse, das Gute lediglich aus Gehorsam gegen das Gesez (gegen den Willen Gottes) zu thun, die Hoffnung; entweder sich dadurch irgend einen Vortheil zu verschaffen, oder einst dafür belohnt zu werden, — oder die Furcht, sich durch eine gesezwidrige Handlung Schaden oder Strafe zuzuziehen, irgend einigen Antheil haben?

Man sieht auf den ersten Anblick, daß die Frage,

Frage, wenn sie so gestellt würde, gänzlich verneint werden müßte, weil sie einen Widerspruch enthielte, denn es ist unmöglich, daß das Gute lediglich aus Gehorsam gegen das Gesez und doch zugleich auch aus Furcht oder Hoffnung gethan werde, und sobald bei dem Entschlusse selbst, das Gute zu thun, mehrere Beweggründe concurriren, so fließt derselbe ganz natürlich nicht mehr aus dem einzigen, das Gute zu thun, weil es gut ist.

Allein die Frage kann auch, und muß eigentlich, so ausgedrückt werden:

können Furcht und Hoffnung (in ihren beiderlei oben angegebenen Bedeutungen) einen Menschen der reinen Sittlichkeit unbeschadet zur Ausführung eines aus reinem Gehorsam gegen das Gesez gefaßten Entschlusses geneigt machen?

So ausgedrückt läßt es sich nicht auf den ersten Anblick entscheiden, ob sie bejaht oder verneint werden müße, sondern erfordert eine nähere Untersuchung.

Es ist gewiß, daß an allen unsern moralischen Entschliessungen und Handlungen, nur der reine Beweggrund: weil das Gesez es fordert, Antheil haben dürfe, und daß alle diejenigen

Handlungen entweder unmoralisch, (dem Gesetze zuwider,) oder wenigstens nicht moralisch (blos legal) seien, welche aus einem andern als diesem Beweggrunde fliessen. Die Beweise für diese Behauptung können hier als längst bekannt vorausgesezt werden, aber es ist eine Wahrheit, welche aus beiden oben angeführten Moralprincipen hervorgeht, denn auch die Religion, wenigstens diejenige, in welcher die reinste Moral angetroffen wird, die christliche, legt keiner Handlung einen Werth bei, ausser insofern sie in der reinen Absicht, den Willen Gottes zu thun, geschieht *). — Es ist demnach unmöglich, rein sittlich zu handeln, wenn man das Gute, das man thut, nicht aus dem einzigen Beweggrunde des Gehorsams gegen das Gesez (oder den Willen Gottes) thut, und jeder andere Beweggrund, der uns zum Handeln motivirt, ist Heteronomie.

Wenn man den Menschen blos als vernünftiges Wesen betrachten, und seinen Willen als einen heiligen, an sich guten Willen, der durch sich selbst schon zum Guten geneigt wäre, vorausaus-

*) Vergl. Matth. 7, 21. und vornemlich Matth. 15, 3 — 9. eine Stelle, welche ganz deutlich lehrt, daß nicht die Nüzlichkeit einer Handlung, sondern ihre Uebereinstimmung mit den göttlichen Geboten ihren Werth bestimme.

aussetzen dürfte, so brauchte der Mensch auch zur Bestimmung seines Willens zum reinen und unbedingten Gehorsam gegen das Gesez wirklich nichts anderes, als die Forderung des Gesetzes selbst. Die Causalität seines Willens wäre objectiv durch das practisch Gute hinlänglich bestimmt.

Aber jene Voraussetzung ist grundlos. Wir sind keine reinvernünftige Wesen, unsere sinnliche Natur, die wir neben der vernünftigen haben, wirkt vielmehr eben so stark, ja wohl noch stärker auf uns ein, als diese, und bekommt nicht selten ein Uebergewicht über diese, was sich schon daher begreifen läßt, weil die Sinnlichkeit in uns schon völlig erstarkt ist, ehe die Vernunft auch nur erwacht. Dieser Wille ist kein heiliger, kein an sich guter Wille, denn eben die starken Anforderungen der Sinnlichkeit an uns machen uns dem Gesetze, das dieselben zurückzuweisen droht, und uns deswegen beschwerlich ist, abgeneigt.

Aber eben darum ist die strenge kategorische Forderung des Gesetzes an uns nicht hinlänglich, um uns so fort zum Gehorsam gegen dasselbe zu bestimmen, sondern unser Wille bedarf noch subjectiver Bestimmungsgründe, wenn er gut, d. h. zum Gehorsam gegen das Gesez geneigt werden soll, denn die größte sittliche Güte des Menschen wird (hienieden wenigstens) nie reine Neigung zur Ausübung dessen, was das Gesez will,

sondern bleibt immer Tugend, d. h. Kampf der Vernunft und ihrer Forderungen mit der Sinnlichkeit.

Diß heißt denn nun mit andern Worten: wir haben Triebfedern zur Tugend nöthig, die uns zum Gehorsam gegen das Gesez geneigt machen, und dadurch unsrer natürlichen Abneigung gegen das Gesez wenigstens einigermaßen das Gleichgewicht halten.

Diese Triebfedern aber dürfen keine sinnlichen, die nur in der Sinnlichkeit liegen, sondern es müssen vernünftige, moralische Triebfedern seyn, weil Sinnlichkeit und Sittlichkeit nichts mit einander gemein haben, und die erste auf die lezte weder einwirken kann noch darf.

Eine solche ächt moralische Triebfeder zum Gehorsam gegen das Gesez wäre nun z. B. das Gefühl der Achtung gegen das Gesez *), welche uns dieses dadurch, daß es der positive Bestimmungsgrund eines reinen Willens ist, abnöthigt. — Wirklich wäre dieses Gefühl eine Triebfeder, bei welcher die Moralität durchaus keine Gefahr lidte, weil es, wenn schon in unsrer Sinnlichkeit vorhanden, doch keine pathologische, sondern eine praktisch gewirkte Empfindung ist.

Aber

*) Vergl. Kants Kritik der prakt. Vern. I. Th. I. B. III. Hauptst. von den Triebfedern der reinen prakt. Vern. bes. S. 153.

Aber ein schlimmer Umstand hiebei ist nur der, daß diese Achtung, so sehr sie zu einer moralischen Triebfeder langte, doch gerade nicht als solche zu wirken pflegt. Unsre sinnlichen Neigungen und Triebe sind viel zu stark, als daß das moralische Gefühl, das um so viel später als jene erwacht, mächtig genug seyn sollte, ihnen das Gleichgewicht zu halten, und in ihren Forderungen viel zu ungestümm, als daß die bloße Ehrfurcht gegen das Gesez eine Neigung ihm zu gehorchen, was nicht ohne Unterdrückung der widerstreitenden sinnlichen Triebe geschehen kann, in unsrer sinnlichen Natur hervorbringen könnte, im Gegentheil wirkt sie gerade Abneigung dagegen in uns, weil seine Forderungen den Forderungen der Sinnlichkeit gerade zuwider sind.

Dazu kommt noch, daß eben diese Achtung gegen das Gesez zugleich das sehr unangenehme Gefühl der Demüthigung und Beschämung in uns hervorbringt, weil wir uns ihm gegenüber als Menschen erblicken, die seinen Forderungen nicht, wie sie sollten, entsprechen. — Dieses Gefühles aber suchen wir je eher je lieber los zu werden, weil es ein Gefühl ist, das man nicht gerne erträgt, und da es mit dem der Achtung gegen das Gesez so nahe zusammenhängt, so suchen wir uns gemeiniglich zugleich auch des lezztern zu entledigen.

Denn, sagt Kant, *) die Achtung ist so wenig ein Gefühl der Lust, daß man sich ihr in Ansehung eines Menschen nur ungern überläßt. — — Sogar das moralische Gesez selbst in seiner feierlichen Majestät ist dem Bestreben, sich der Achtung dagegen zu erwehren, ausgesezt.

Da nun also diese ächt moralische Triebfeder für uns in den meisten Fällen unbrauchbar bleibt, weil sie nie, oder nur höchst selten, als solche zu wirken pflegt, so werden wir uns wohl, um uns zum reinen Gehorsam gegen das Gesez geneigt zu machen, nach andern Triebfedern umsehen müssen, und es fragt sich demnach, welche können wir wohl mit eben so wenig Gefahr für reine Sittlichkeit an ihre Stelle setzen?

Wenn wir die Neigungen, Triebe und Leidenschaften, welche uns am meisten in Bewegung setzen, und am stärksten zum Handeln antreiben, vor unsern Augen vorüber gehen lassen, so werden wir wohl finden, daß vornemlich Furcht und Hoffnung, die beiden größten Triebräder alles menschlichen Trachtens und Handelns sind. Die Hoffnung ist es, welche allein uns geneigt macht, Werke für die Zukunft zu verrichten, da wir sonst ohne sie blos für die Gegenwart leben und thätig seyn würden; sie ist es, die dem Ackersmanne den sauren Schweis von der Stirne wischt, und den Unglücklichen aufrichtet, daß er nicht zwei-

*) Krit. der prakt. Vern. S. 137.

zweifelt, sondern sich mit neuer Thätigkeit seinem Unglück entgegen stimmt, durch sie ward die Schifffarth erfunden, wurden neue Länder und Meere entdeckt, kurz, sie ist die Mutter der größten und wichtigsten Unternehmungen.

Nicht weniger thut auch die Furcht. Ihr verdankt beinahe jeder Staat seine Entstehung oder seine Erhaltung, ihr verdanken Regenten und Gesetze den Gehorsam eines großen Theils der Untergebenen. Was hat sie nicht z. B. in Frankreich während einer gewißen Periode der Revolution ausgerichtet! Sie ist die Mutter der Contracte, der Eide, des Kriegs und des Friedens, und, wenn man ihre großen Wirkungen mit Einemmale ausdrücken will, — der ganzen Politik.

Welche mächtige Triebfedern zur Tugend müßten wir an diesen beiden Leidenschaften haben, wenn es uns etwan erlaubt seyn sollte, sie auch bei moralischen Handlungen zu gebrauchen! Es verlohnt sich der Mühe, diß genauer zu untersuchen.

Daß weder Hoffnung noch Furcht Beweggrund einer rein sittlichen Handlungsweise werden können, ist aus dem obigen schon deutlich, und braucht also hier kaum noch angedeutet zu werden, aber ob sie auch nicht als Triebfedern, d. h. als subjective Bestimmungsgründe, welche den Willen geneigt machen, dem objectiven

Grunde (der Gesezmäßigkeit) zu folgen, gebraucht werden dürfen, ist eine andere Frage.

Wir wollen diß zuerst von der Hoffnung sehen.

Die Hoffnung, insofern hier die Rede von ihr ist, kann, wie wir oben gesehen haben, in einem gedoppelten Sinne genommen werden, entweder als die Hoffnung, sich durch eine gesezmäßige Handlung irgend einen Vortheil (also sinnlichen Genuß) zu verschaffen, — oder als die Hoffnung, das höchste Gut dadurch für seine Person realisiren zu helfen, d. h. von Gott einmal für das Gute, das man gethan hat, verhältnißmäßig belohnt zu werden.

Daß die erste Art der Hoffnung (die des Vortheils, sinnlichen Genusses) zu einer moralischen Triebfeder untauglich sei, liegt am Tage, weil durch eine solche Hoffnung die Triebfeder zum Gehorsam gegen das Gesez nicht in unsre vernünftige, sondern blos in unsre sinnliche Natur gelegt wird, woraus dann zwar legale, aber nie moralische Handlungen entspringen können. Der Tugendhafte, den nur diese Hoffnung zur Tugend antreibt, ist kein wahrhaft Tugendhafter, ist nichts mehr als ein Eigennüziger, und wohlthun z. B., in der Hoffnung, dafür wieder Wohlthaten zu empfangen, oder auch nur in der Hoffnung des göttlichen Seegens (für diese Welt, wobei man nichts aufzuopfern, vielmehr noch zu

gewin-

gewinnen hofft) fließt immer aus einer unlautern Quelle.

Nicht diesen Character der Unlauterkeit hat hingegen die Hoffnung auf künftige Belohnungen in einer andern Welt. Sie hat mit der Sinnlichkeit nichts zu thun, weil man sich jene Belohnungen nicht als sinnliche (wenigstens nicht in dem Sinne, wie man sich hier den sinnlichen Genuß denkt) vorstellen kann und darf; — sie schließt sinnliche Aufopferungen, Verläugnungen sinnlicher Vortheile sogar nicht aus, daß sie dieselbe vielmehr veranlaßt und geneigt dazu macht; — sie ist nur die Folge einer schon wirklich pflichtmäßigen Gesinnung, denn der Lasterhafte kann sie nicht nähren, — und sie ist im Grunde nichts anderes, wie wir schon oben gesehen haben, als das Vertrauen zu dem heiligen Gott, daß er den höchsten Endzweck, der Geisterwelt, das höchste Gut, Glückseligkeit im richtigen Verhältniß zu der moralischen Würdigkeit, welches ja selbst ein Postulat der reinen practischen Vernunft ist, wolle und hervorbringen werde, und kann nur durch die Vorstellung der moralischen Vollkommenheit Gottes, mithin nur practisch gewirkt seyn.

„Wer also," sagt ein vortrefflicher Schriftsteller *), „durch die Hoffnung, daß er bei all

*) Rapp über moralische Triebfedern — S. Allg. Rever-

der Resignation und Selbstüberwindung, die er sich im Kampf gegen seine Sinnlichkeit, im Dienste Gottes, gefallen lassen muß, am Ende unmöglich etwas verlieren, sondern vielmehr unendlich gewinnen werde, im Tugendfleiß unterstüzt werden soll, auf wen diese Triebfeder ihre Wirksamkeit soll äussern können, der muß von Verehrung Gottes, als des Heiligen, durchdrungen seyn. Ist er diß: so ist diese Triebfeder ächt moralisch: ist er es nicht, so wirkt sie entweder gar nicht, oder sie verkehrt durch seine eigene Verkehrtheit ihre Natur, und wird zum Beweggrund, wodurch dann freilich alle Moralität verloren geht."

Wirklich ist demnach diese Hoffnung zu einer moralischen Triebfeder sogar nicht untauglich, daß sie vielmehr, weil sie so stark und doch auf eine moralische Weise wirkt, unter die allerbrauchbarsten gehört. — Ja man darf sogar behaupten, daß eben diese Hoffnung zu einer rein sittlichen Handlungsweise wirklich unentbehrlich sei. Glückseligkeit im Verhältniß der Würdigkeit ist der vernünftige, von der Vernunft selbst geforderte, Endzweck der gesammten Geisterwelt, den wir, die wir auch zu dieser Gesammtheit gehören, eben so wenig aufgeben können,

nen,

Repertorium für empirische Psychologie ꝛc. II. B. S. 218.

nen, als wir uns von der Verbindlichkeit zum Gehorsam gegen das Gesez frei sprechen dürfen. Die Hoffnung einer solchen Glückseligkeit hängt also mit diesem Gehorsam so genau zusammen, daß sie ohne Schaden des lezten davon nicht getrennt werden kann. Ohne sie erschiene uns zwar das Gesez in seiner furchtbaren Majestät, nöthigte uns Achtung und Ehrfurcht gegen sich und für seine Forderungen Beifall ab, aber es bliebe dabei unwirksam auf die Bestimmung unsers Willens, und schreckte uns vielmehr von sich zurück.

„Ohne einen Gott," sagt der große Kant *) „und eine für uns jezt nicht sichtbare, aber gehoffte Welt sind die herrlichen Ideen der Sittlichkeit zwar Gegenstände des Beifalls und der Bewunderung, aber nicht Triebfedern des Vorsatzes und der Ausübung, weil sie nicht den ganzen Zweck, der einem jeden vernünftigen Wesen natürlich und durch eben dieselbe reine Vernunft a priori bestimmt und nothwendig ist, erfüllen."

Eben diß mag wohl auch den Stifter derjenigen Religion, welche unter allen bisher bekannt gewordenen die reinste Moral enthält, ich meyne der christlichen, bewogen haben, eben diese Hoffnung einer künftigen Glückseligkeit für den Tugendhaften so stark und innig in seine Lehre zu verflech-

*) Kritik der reinen Vernunft S. 840. f.

verflechten, daß sie aus derselben überall als eine der stärksten Triebfedern zum Gehorsam gegen den Willen Gottes hervorspringt. *)

Eine ganz andere Bewandtniß hat es im Gegentheile mit der Furcht. Von ihr muß gerade das Gegentheil von dem gesagt werden, was von der Hoffnung gerühmt werden kann. So unentbehrlich diese zur wahren Sittlichkeit, so gänzlich untauglich ist hingegen die Furcht (in dem gedoppelten Sinne, wie sie nach dem obigen hier genommen werden muß) zu einer moralischen Triebfeder.

Die Beweise dafür dürfen nicht weit hergeholt werden.

Furcht ist an sich schon eine unvernünftige Leidenschaft, denn der Weise, der sich nach Vernunft zu handeln gewöhnt, und eben dadurch diejenige Gleichmüthigkeit erworben hat, womit er alles, was ihm begegnet, ruhig erwartet, alles mit kalter Affectlosigkeit prüft, und selbst dem Unglücke, das er nicht vermeiden kann, mit standhafter Entschlossenheit entgegen-

geht,

*) Die Beweise für diese Behauptung sind jedem Schriftforscher so bekannt, daß es eine unnöthige und unnütze Verlängerung dieses Aufsatzes wäre, sie hier erst namhaft zu machen. Indessen mögen einige Stellen zum Beweise hier stehen: Matth. 5, 8. ff. Kap. 6, 4. Kap. 7, 21. Kap. 19, 27—29. 1 Kor. 9, 24. 25. 2 Tim. 2, 4.

geht, kennt keine Furcht, läßt sich wenigstens nie von ihr beherrschen, nie zu irgend einem Entschlusse durch sie bringen, nie zu irgend einer (guten oder bösen) Handlung durch sie antreiben, und es ist nach der allgemeinen Stimme und nach dem besondern Gefühl eines Jeden das Merkmal einer kleinen Seele, aus Furcht etwas zu thun.

Ου φοβειται ὁ σοφος, sagt ein alter Weiser, und zeigt hiedurch, daß Furcht eines vernünftigen Menschen unanständig sei. Auch gebührt sie wirklich keine vernünftige Handlungen, denn was aus Furcht geschieht, ist hundertmal gegen Einmal etwas unbesonnenes, etwas albernes, etwas, das uns, wenn diese Triebfeder zu wirken aufgehört hat, und die Vernunft wiederkehrt, gemeiniglich zu reuen pflegt.

Wie könnte nun eine Leidenschaft, welche unter die unvernünftigen gehört, welche der Weise, ohne sich vor sich selbst zu schämen, nicht in sich aufkommen lassen darf, und aus welcher meistens nur unvernünftige Handlungen entspringen, je zu einer ächt moralischen Triebfeder taugen?

Sie wäre ferner, da sie nur pathologisch, aber nie practisch gewirkt werden kann, (denn wie könnte sie diß, da sie mit der Vernunft nichts zu thun hat?) nur eine sinnliche Triebfeder; daß aber diese auf die Bestimmung unseres Willens zur Moralität keinen Einfluß haben können und dürfen, ist oben schon gezeigt worden.

Höch-

Höchstens könnte sie noch als Propädevtik zur Sittlichkeit gebraucht werden, insofern sie nemlich vom Bösen abschreckt, und zuweilen zur Vorsicht leitet, aber davon ist hier die Rede nicht.

Endlich — und diß ist vielleicht noch die Hauptsache — sezt Furcht vor der Strafe nicht blos, wie eine andere Triebfeder, einen noch nicht durch sich selbst schon zum Guten geneigten, sondern schon einen bösen Willen voraus. Wer vor Strafen sich fürchtet, der ist sich bewußt, sie durch Ungehorsam gegen das Gesez zu verdienen, er ist also noch wirklich ein Ungebesserter, der den Vorsaz, rein sittlich zu handeln, noch gar nicht gefaßt, sich noch nicht durch den objectiven Grund der Pflichtmäßigkeit hat bestimmen lassen, bei dem also von dem bloßen Bedürfniß einer Triebfeder noch gar nicht die Rede seyn kann, und die Furcht vor der Strafe wirkt also auf ihn entweder gar nicht, oder, aller Moralität zuwider, als Beweggrund. Wenn der Tugendhafte, wie wir oben gesehen haben, darum die Hoffnung der Vergeltung nährt, weil er von Verehrung Gottes, als des Heiligen, durchdrungen ist, und deswegen Gott zutraut, daß er das höchste Gut hervorbringen werde, so wirkt im Gegentheil bei dem Lasterhaften eben diese Ueberzeugung von der moralischen Vollkommenheit Gottes keine Hoffnung, sondern Furcht.

Und

Und auch hierin wieder stimmt die Lehre des Christenthums mit der Vernunft überein. Auch das Evangelium verbietet seinen Anhängern die knechtische Furcht vor der Strafe, und erkennt keinen andern Beweggrund als den des Willens Gottes, und keine andere Triebfeder als Glauben, Liebe und Hoffnung. *) Wir haben nicht einen knechtischen Geist empfangen, daß wir uns fürchten müßten, sondern einen kindlichen, der uns voll Zutrauens zu Gott macht. (Röm. 8, 15.) — Gott hat uns nicht gegeben den Geist der Furcht, sondern der Kraft und der Liebe und der Zucht (der vernünftigen Selbstbeherrschung, σωφρονισμὸς) (2 Tim. 1, 7.) — Furcht ist nicht in der Liebe, sondern die völlige Liebe treibet die Furcht aus, denn die Furcht hat Pein. Wer sich aber fürchtet, der ist nicht völlig (noch nicht vollkommen worden) in der Liebe. (1. Joh. 4, 18.) — Liebe aber ist das große Thema des Evangeliums, worunter es den freien Umfang aller unsrer Pflichten begreift; nach ihm kann also derjenige seinen Pflichten nicht vollkommen Genüge leisten, dessen Herz noch Furcht ist.

M.

*) 1. Kor. 13, 13. — Vergl. Rapp a. a. O. S. 136. ff. S. 183. und S. 189. ff.

2.

Nehmen ist seeliger als Geben.

Ein psychologisch-moralisches Paradoxon.

In einer Vorlesung.

Est animi ingenui, cui multum debeas, ei plurimum velle debere.

Cic.

Eine Gesellschaft gebildeter Menschen, derjenigen ähnlich, welche der Pächter Martin beschreibt *), und zum Theil durch diese veranlaßt, aber darin ihr unähnlich, daß sie nicht blos aus Männern bestand, sondern auch Denkerinnen vom andern Geschlechte in ihren Zirkel aufnahm, hatte sich, müde, wie jene, der Geist- und Herzlosen Unterhaltungen gewöhnlicher Gesellschaften, aus denen man gemeiniglich weder klüger noch besser — Glücks genug, wenn nur nicht dümmer und schlimmer — nach Hause kommt, und wenigstens in den meisten Fällen verlorne Zeit zu beklagen hat, vereinigt, ihren Zusammenkünften eine solche Einrichtung zu geben, daß bei jeder der Gegenstand der Unterredung, ferne von dem gewöhnlichen unnützen plauloſen Umherschweifen, irgend eine

*) S. der Pächter Martin und sein Vater. Leipzig bei Göschen 1793. II. Th. S. 158. ff.

eine besondere wichtige, auf praktische Lebensweisheit Einfluß habende Wahrheit war, über welche von der Gesellschaft freundschaftlich gesprochen oder gestritten wurde.

Zu dem Ende wurde neben andern Anstalten, welche nicht hieher gehören, auch die getroffen, daß in einer jeden Versammlung von einem Gliede, der Gesellschaft eine wohl überdachte, aber durchaus gemeinverständliche Vorlesung über einen in der vorhergegangenen Zusammenkunft aufgegebenen Saz abwechslungsweise gehalten werden mußte. Das Frauenzimmer hatte die Ehre, das jedesmal abzuhandelnde Thema aufzugeben, war aber von eigener schriftlicher Ausarbeitung dispensirt, weil solche Ausarbeitungen leicht dem nöthigen Dienste der Laren hätten Eintrag thun, oder aber auf ihrem Altare verunglücken können. Dagegen hatten sie, wenn nach geendigter Vorlesung darüber gesprochen wurde, gleich competente Stimmen mit den Männern, und es zeigte sich nicht selten, daß diese Concurrenz von Denkerinnen selbst dem männlichen Theile der Gesellschaft sogar nicht zum Nachtheil gereichte, daß vielmehr der natürliche Scharfsinn und Mutterwiz, und das richtige Gefühl der erstern oft schwierige und verwickelte Fragen mit einer Leichtigkeit und Schnelligkeit, und doch befriedigend auflöste, worüber die andern mit all ihrer Philosophie oft Tage lang brüteten.

Um auf der einen Seite trockene Speculationen, auf der andern alltägliche, und daher leicht ermüdende und einschläfernde Vorträge zu vermeiden, und dagegen die Begierde der Gesellschaft auf die jedesmal bevorstehende Discußion zu reitzen, und in Thätigkeit zu erhalten, weil der Zweck der Zusammenkünfte nicht sowohl gelehrte Untersuchungen, als vielmehr geistige Unterhaltungen waren, — so hatte man sich das Wort gegeben, lauter solche Säze vorzuschlagen, die etwas auffallendes, paradoxes, der gemeinen Meinung widersprechendes, oder ausgemachten Wahrheiten zu widersprechen scheinendes, das jedoch nicht auf bloße Subtilitäten hinausliefe, enthielten.

Unter andern dergleichen Paradoxen gab einst eine der anwesenden Denkerinnen für die nächste Zusammenkunft den Saz auf:

Nehmen ist seeliger als Geben.

„Ich bin begierig," fügte sie hinzu, „wie derjenige unsrer Freunde, an dem die Reihe ist, diesen Saz beweisen wird, denn ich sehe für jezt etwas wahres darin, aber noch vermag ich mirs nicht ganz deutlich zu machen."

Die Vorlesung, welche hierauf in der nächsten Versammlung über diesen Saz gehalten wurde, dünkte mir eines Platzes in dieser Sammlung nicht unwerth zu seyn. Hier folgt sie. Ob sie

von

von mir selbst, oder von einem andern Gliede der Gesellschaft herrührt, thut nichts zur Sache.

Ehrwürdige Gesellschaft!

Theureste Freunde und Freundinnen!

„Nehmen ist seeliger als Geben." Paradoxer klingt wohl nicht leicht eine Behauptung, als diese, die mir dißmal von unsrer verehrungswürdigen Freundin zur Bearbeitung aufgegeben worden ist, zumal aus dem Munde eines Frauenzimmers. — Wie? das weichherzige, mitleidige, gegen fremde Leiden so empfindliche Geschlecht soll einen Saz aufstellen, der geradezu aller Barmherzigkeit und allem Mitleiden Thor und Thüre zu verschliessen scheint? Sollte man doch beinahe denken, unsre Freundin hätte im gegenwärtigen Kriege eine Zeitlang als Amazone unter einem Freicorps gedient, bei welchem man wenigstens Grundsätze von diesem Schlage eher suchen würde, als bei dem sanften Geschlechte. — Wie? Freundin, könnten Sie es über Ihr Herz bringen, einem Dürftigen, anstatt ihn mit einer Gabe zu erquicken, auch vollends noch die armseligen Lumpen zu nehmen, womit er kaum noch seine Blöße bedeckt? Könnten Sie so hartherzig seyn, in der Nähe Ihres schmachtenden Bruders, den Sie mit einem lumpigten

Goldstücke retten könnten, Schätze auf Schätze zu häufen, und dabei sein Elend zu übersehen; ja sogar noch bei all dieser Hartherzigkeit eine edle That gethan zu haben glauben? — Und, Freunde; wie wird es uns gehen, wenn der Grundsaz: Nehmen ist seeliger als Geben, allgemeiner Grundsaz unter dem Frauenzimmer wird? Gute Nacht dann, du süße Hoffnung, einst, wenn auch nach jahrelangem Schmachten, am Busen des liebenden Mädchens Liebe um Liebe, und das beseeligende Geständniß zu erhalten: „hier ist mein Herz, ich liebe dich." Kalt und verschlossen werden sie dann ihr Herz — ohne diß so schwer zu erringen — mit diamantanen Schlössern verwahren, und — großmüthig zwar unsre Huldigungen annehmen, aber — nichts dagegen geben, denn — Nehmen ist seeliger als Geben.

Doch ich sehe, wie von einem edlen Unwillen die Wangen unsrer Freundinnen sich hochroth färben, und einige scheinen unschlüßig zu seyn, über wen sie eigentlich zürnen sollen, über sie, die jenen Saz aufstellte, oder über mich, der sie so mißverstehen konnte? Wohlan, ich will Ihren Zorn auf mich nehmen, indem ich hiemit feierlich erkläre; ich schwöre auch zu der Fahne unserer Freundin, die dem Nehmen einen so entschiedenen Vorzug vor dem Geben giebt. — Staunen Sie, Freunde und Freundinnen?

Ich

Ich bleibe dennoch dabei: ja, Nehmen ist seeliger als Geben. — Die Pflichten meines heutigen Amtes fordern mich auf, Ihnen die Beweise dieses Satzes in ihrer ganzen Stärke vorzulegen, und ich müßte also schon deswegen die Parthei unsrer Freundin nehmen, wenn mich auch nicht eigene Ueberzeugung auf ihre Seite neigte.

Aber Sie erwarten wohl allesamt nicht, daß ich den aufgegebenen Saz als eine Regel ohne alle Ausnahme aufstellen, und gegen alle denkbare Einwürfe vertheidigen, oder daß ich jenem schändlichen Eigennutze das Wort reden werde, der ihn wirklich in seiner ganzen Ausdehnung anzuwenden pflegt, und im Nehmen eine Seeligkeit findet — freilich nur pathologische, nicht praktische, nur sinnliche, nicht geistige und sittliche, — die ihm kein Geben zu verschaffen im Stande ist. — Genug, wenn ich bewiesen haben werde, daß es Fälle geben kann, in welchen selbst edle Seelen sittlich besser handeln, wenn sie nehmen, als wenn sie geben, und daß Nehmen zuweilen das Kennzeichen einer edlern Denkart, und einer größern Seele ist, als Geben. — Denn diß nur war doch wohl die Meinung unsrer verehrungswürdigen Freundin.

Unter dieser Erklärung aber, und unter dieser Einschränkung ist es denn wohl ein Saz, dem

auch der gemeine Menschenverstand sogleich beizupflichten sich gedrungen fühlt; ein Saz, bei dem ich beinahe befürchten sollte, Sie zu beleidigen, wenn ich Sie erst mit Beweisen desselbigen unterhalten will. Indessen — eine jede Sache hat mehrere Ansichten, jede läßt sich beinahe noch von einer neuen Seite betrachten, und an dem vorliegenden Satze insbesondere lassen sich, däucht mir, bei genauerer Aufmerksamkeit noch einige feinere Nüancen entdecken, welche aufzufinden und darzustellen vielleicht doch nicht ganz verdienstlos seyn möchte.

Daß die Materie, die äussere Gestalt einer Handlung an und für sich, ohne auf ihre Form, d. h. auf die Beweggründe, aus welchen sie floß, Rücksicht zu nehmen, gar keinen Werth habe, darüber sind wir, glaube ich, ohne Ausnahme alle einverstanden. Daß eine der Materie nach gesezmäßige Handlung der Form nach höchst unsittlich, ja ganz verabscheuungswürdig sogar seyn kann, bedarf, denke ich, eben so wenig eines Beweises. — Wenden wir dieses auf den Willensact des Gebens an, so ergiebt sich hieraus sogleich, daß Fälle und Umstände denkbar sind, unter welchen selbst die höchste und uneingeschränkteste Freigebigkeit, so gesezmäßig sie immer seyn mag, entweder überall keinen sittlichen Werth hat, oder sogar eine unsittliche verwerfliche Handlung ist.

Denken

Denken Sie sich einen Menschen, wie es ihrer viele giebt, der gutmüthig genug ist, keinen Elenden ohne Mitleiden ansehen zu können, keinen Dürftigen unerquickt von seiner Thüre zu weisen, der seine Hand beständig im Beutel trägt, um da und dort, rechts und links, Almosen auszutheilen, der aber alles dieses blos aus natürlicher Weichherzigkeit, vielleicht gar nur aus dem Grunde thut, um des sein weiches Gefühl beunruhigenden Anblickes der Elenden, oder der Klagetöne der Armen, so schnell als möglich wieder los zu seyn; werden Sie wohl einer solchen Freigebigkeit irgend einen sittlichen Werth beizulegen geneigt seyn? — Ohne Zweifel haben Sie doch selbst öfters die Erfahrung gemacht, daß solche Freigebige leicht aufhören, wohlzuthun, sobald sie entweder nicht durch den sinnlichen Anblick des Elendes dazu aufgefordert werden, oder sobald das Geben mit Mühe oder Ungemächlichkeit verbunden ist. — Ihrer Freigebigkeit liegt also keine Causalität durch Freiheit zum Grunde, d. h. sie ist nicht freiwillig und absichtlich, sondern bloße Naturnothwendigkeit, sie werden nicht von ihrer sittlichen Natur dazu bestimmt, sondern von der sinnlichen dazu genöthigt. Ihr Geben hat also höchstens als Propädevtik zur Sittlichkeit, d. h. in so fern einigen Werth, als es eine Grundlage ist, auf welche

künftig um so leichter vielleicht eine wahre sittliche Handlungsweise gebaut werden kann.

Nehmen Sie einen andern, der sogar aus unlautern Absichten giebt, bei welchem Eigennuz oder Stolz die Triebfedern seiner Wohlthätigkeit sind, so ist abermal ohne weitere Untersuchung klar, daß sein Geben nicht nur keinen sittlichen Werth hat, sondern sogar eine verwerfliche Handlung ist. — Und doch sind diese Arten und Quellen des Gebens eben keine Phönixe in der gewöhnlichen menschlichen Handlungsweise. Man giebt, um wieder zu empfangen, und nicht selten in der Hoffnung, mehr wieder zu empfangen, als man gegeben hatte. Das Gegebene soll nur ein Capital seyn, das reiche Interessen trägt, und einst mit Wucher in den Schaz des Gebers zurückfließt. Ist diß auch der Fall dann nicht, wenn man wirklich Arme und Dürftige unterstüzt, bei denen die Hoffnung der Wiedervergeltung Thorheit wäre, so rechnet man dabei vielleicht doch — und daß diß etwas sehr gewöhnliches sei, kann uns ein Kind auf der Straße sagen, — auf reichen Ersaz aus den Händen dessen, der Wohlthätigkeit gegen Arme geboten hat, und würde wahrscheinlich sehr kärglich geben, wenn man voraus wüßte, daß dieser Ersaz einmal nicht erfolgen wird. — Aber im erstern Falle ist doch offenbar das Geben etwas

ganz

ganz unsittliches und im leztern wenigstens nicht rein moralisch.

Ein anderer giebt, und giebt reichlich, entweder um in den Ruf eines freigebigen, oder auch nur in den eines reichen Mannes zu kommen. Es kitzelt seinen Stolz, so viele andere von sich abhängig machen zu können, der Dank der Geretteten oder Erquickten schmeichelt — nicht etwa seinem Herzen, weil er sie nun gerettet und erquickt hat, ein belohnendes Gefühl, das selbst die reinste sittliche Handlungsweise begleitet, sondern — seiner Sinnlichkeit, weil er sich nun als denjenigen erblickt, dem die Geretteten ihr Glück zu danken haben, und vor dem sie sich nun wohl werden schmiegen und beugen müßen, — und die Bücklinge der Schmeichler, denen er zuweilen eine leckere Stunde bereitet, sind ihm die süsseste Belohnung seiner Freigebigkeit, und der kräftigste Antrieb sie fortzusetzen, oder auch zu erweitern, um ein immer größeres Heer von Sclaven um sich her zu versammeln. — Welcher Werth kann in dem Geben dieses Hochmüthigen liegen, oder was für Achtung verdienen er und seine Handlungen?

Doch es kann freilich davon die Frage nicht seyn, ob nicht in den bisher angeführten Fällen Geben weniger sittlichen Werth haben könne, als Nehmen, denn wo das erstere allen sittlichen

Werth verliert, da kann freilich das leztere leicht den Vorzug behaupten; — sondern ich werde beweisen müßen, daß auch bei besseren Seelen, die weder blos aus Temperament, noch aus unlautern Absichten, sondern aus Grundsätzen und lauteren Beweggründen geben, diß Geben viel von seinem Werthe verlieren kann, so viel, daß das entgegengesezte Nehmen ihm weit vorzuziehen wäre, und von einer edlern Denkart zeugt, als jenes Geben. Mißverstehen Sie mich jedoch hier nicht. Ich rede hier nur von besseren Menschen, als die zuerst angeführten waren, denn ganz edle Seelen, welche durchaus reine Tugend zu üben sich bestreben, werden freilich auf eine Art geben, bei welcher der Werth ihres Gebens überall nicht Gefahr läuft, von irgend einem andern Werthe überwogen zu werden.

Aber wir sind hier gelegentlich schon auf einen Unterschied gekommen, der sich zwischen jenen besseren Menschen und den ganz edlen findet, und der es verursachen kann, daß das Geben der erstern von seinem Werthe verliert. — — Die Art zu geben ist es, welche beide von einander unterscheidet. Wie viel bei allem, was man thut, auf die Art ankomme, wie man es thut, wenn ich diß erst beweisen wollte, so würde mich wahrscheinlich unsre ganze Gesellschaft für einen Thoren erklären — denn wie viel hängt nicht besonders beim Frauenzimmer von

der

der Art ab, sei es nun die Art, sich selbst zu betragen, oder die Art, wie wir uns denselben produciren.

Eben diese Art aber ist es, worin so viele bei ihrem Geben fehlen, und was ihrer Wohlthätigkeit viel von ihrem Werthe benimmt. Sie geben ohne die gehörige Delicatesse und Schonung dessen, dem sie geben. Es ist immer ein gewißes peinliches Gefühl damit verbunden, wenn man Wohlthaten annehmen soll, selbst dann, wenn man nicht in dem Falle ist, Wohlthaten zu bedürfen. Diß Gefühl verdient Schonung, ohne welche die größte Wohlthat weit mehr Last, als Erquickung ist. Verstehen wir also nicht, dieses Gefühl zu schonen, oder sind wir leichtsinnig und unbedachtsam genug, um für diese Schonung nicht die nöthige Sorge zu tragen, so werden wir die gröbsten Beleidiger des Freundes, dessen Wohlthäter wir werden wollten. Wir können es vielleicht herzlich gut meynen, aber unsere Wohlthaten haben für den Empfänger eben darum weniger Werth, weil sein Ehrgefühl dabei zu wenig geschont wird. — Wir dringen ihm vielleicht unsere Wohlthaten auf, und veranlassen dadurch bei ihm den immer demüthigenden Gedanken, als ob wir einen allzuhohen Werth darauf legten, — oder wir lassen es auffallend merken, daß wir Dank dafür erwarten, und beschämen ihn dadurch, wenn er

nicht

nicht gleich mit einer wortreichen Danksagung hervortritt, weil er vielleicht wirklich für eine solche den Werth der Wohlthat zu stark fühlt, oder weil wir vielleicht seinen Händedruck, den dankbaren Blick seiner Augen, womit er die Gabe empfieng, nicht verstanden haben; oder weil er uns vielleicht für zu edel hielt, als daß wir nicht durch einen andern Dank beleidigt werden könnten.

Daher, Freunde und Freundinnen, kommen wohl größtentheils die häufigen Klagen über Undank, daher ist ohne Zweifel auch zum Theil die gemeine Meinung entstanden, daß man durch Wohlthaten Undankbare mache, eine Behauptung, die wirklich etwas wahres hat. Es kann, wie Sie leicht sehen, hiebei nicht davon die Rede seyn, daß es überhaupt Undankbare giebt, oder daß Wohlthaten in so fern Undank erzeugen, als ohne jene auch dieser nicht dankbar wäre, diese Erklärung wäre etwas alltägliches, das kaum eine Bemerkung verdiente. Nein, der paradoxe Saz heißt so viel: Undank ist der nicht blos zufällige, sondern in einer gewißen Causalverbindung mit der erwiesenen Wohlthat stehende Lohn dafür. Es ist wirklich zuweilen der Fall, daß der Empfänger sich seinem Wohlthäter eben darum entzieht, weil er ihm Wohlthaten erwiesen hat, manchmal sogar aus eben dem Grunde denjenigen haßt, den er vielleicht nie gehaßt

hätte,

hätte, wenn er nicht sein Wohlthäter geworden wäre. — Daran aber ist — zwar nicht immer, wie wir nachher hören werden, doch — zuweilen der Geber Schuld. Eben wenn er bei seinem Geben nicht genug Schonung angewandt, wenn er das feine Gefühl des Empfängers dadurch beleidigt, und damit diesem seine Wohlthat in gewißem Betracht zu einer Last gemacht hat, so ist es dann freilich kein Wunder, wenn der leztere, beschämt durch die wenig delicate Art zu geben des Wohlthäters, sich selbst seinem Anblicke zu entziehen sucht, denn wer erträgt gerne das demüthigende Gefühl der Beschämung? — Wenn er also auch wirklich von dem Werthe der Wohlthat überzeugt ist, so wird er es wenigstens nur schwer über sich erhalten, dem Wohlthäter, der ihn seinen Abstand von ihm hat fühlen lassen, diese seine Ueberzeugung darzulegen, d. h. ihm zu danken, auch wenn er im Herzen wirklich Dankbarkeit fühlt.

Sie sehen hieraus, daß in der That die Fälle nicht so selten sind, in welchen das Geben entweder ganz keinen Werth hat, oder wenigstens viel von demselben verliert.

Indessen ist es im Gegentheil auch wahr, daß von Seiten der Empfänger eben so häufig gefehlt wird; und diß wird mich nun dem Beweise unseres Satzes um etwas näher bringen.

Es giebt Menschen, welche durchaus von niemand eine Wohlthat annehmen wollen, und selbst

ein

ein jedes Geschenk, das man nicht einmal Wohlthat — im engern Sinne, insofern Wohlthaten Bedürftigkeit voraussetzen — nennen kann, verschmähen, oder wenn sie sich desselben auch nicht erwehren können, auf der Stelle, oder wenigstens bei Gelegenheit erwiedern, vielleicht doppelt und dreifach erstatten, und jede gefällige Dienstleistung bezahlen zu müßen glauben, Menschen, welche bei eben dieser Handlungsweise sehr edel und großmüthig zu handeln sich einbilden. — Man urtheilt gewöhnlich über solche Menschen auch eben so, wie sie über sich selbst, man hält es oft für das Zeichen einer großen Seele, jede Verbindlichkeit sogleich in eine Gegenverbindlichkeit zu verwandeln, jedes Geschenk zu erwiedern, und — besonders von Aermern — nichts umsonst anzunehmen, — denn man erklärt diß für thätige Dankbarkeit. Aber — mögen mirs diejenigen verzeihen, welche so urtheilen — ich kann nicht in solche Lobpreisungen mit einstimmen, ich finde hierin nichts Großes, im Gegentheil, ich finde darin häufig das Kennzeichen einer gemeinen Seele, ja unter gewißen Umständen selbst den schändlichsten Undank.

Es ist wahr, auch Dankbarkeit kann dazu treiben, daß man alles Gute sogleich wieder mit Gutem zu vergelten wünscht, und daß man dann keine Wohlthat annehmen will, wenn man die Möglichkeit der Wiedervergeltung nicht schon vor

sich

sich sieht, weil man nicht gern für einen Undankbaren angesehen werden möchte, besonders, da so häufig die Wohlthaten der Menschen geflissentlich auf Wiedervergeltung angelegt zu seyn scheinen, und man eben doch nicht wissen kann, wen man nun in einem gegebenen Falle vor sich hat; — allein wahre Dankbarkeit hat ein feines Gefühl, und weiß sehr gut zu unterscheiden, derjenige also, der durchaus und überall keine Wohlthat annehmen will, oder jede ohne Unterschied wieder zu vergelten oder — was hier der eigentliche Ausdruck ist — wett zu machen sucht, kann unmöglich ein wahrer Dankbarer seyn, er beleidigt den Geber, und Dankbarkeit ist doch Liebe gegen den Wohlthäter. — Lassen Sie mich diß durch ein Beispiel deutlicher machen. Wir kennen uns alle, und gewiß ist ein jeder unter uns von den übrigen allen überzeugt, daß er in jeder Verlegenheit, wo er, mehr oder minder Unterstützung bedarf, zu dem nächsten besten seine Zuflucht nehmen dürfte, ohne zu befürchten, daß er zurückgewiesen, oder was eben so tief schmerzt, daß ihm die Wohlthat aufgerückt, oder auf eine Art gegeben würde, die ihn in dem Geber nicht den Freund, sondern nur den Wohlthäter erblicken liesse. Setzen Sie nun den Fall, es wäre unter uns irgend ein pauvre honteux, der seine Verlegenheit auch einem Freunde nicht einmal zu offenbaren das Herz hätte;

hätte; ein anderer aus unserer Gesellschaft aber bemerkte sie dennoch, käme ihm mit unbefangener Offenheit und Vertraulichkeit zuvor, und eilte, seinen dringenden Bedürfnissen abzuhelfen. Aber nun weigerte sich der erste entweder aus falscher Schaam oder um anderer Bedenklichkeiten willen, die Wohlthat anzunehmen, oder eilte, wenn er sie auch annähme, mit Aufopferung seiner liebsten Wünsche, oder seiner nöthigsten Bequemlichkeit, die empfangene Wohlthat sobald als möglich zu erstatten, auch dann zu erstatten, wenn er wüßte, daß der Geber ihrer nicht bedürfte, oder dieser sogar ihn unter vier Augen gebeten hätte, an keine Wiedererstattung zu denken. Sagen Sie: was würden Sie von einem solchen Menschen denken? Würden Sie glauben, daß er edel gehandelt habe? Oder würden Sie, daß ich noch mehr sage, ihn länger für würdig halten, ein Glied unsrer Gesellschaft zu seyn, wenn er die Freundschaft seines Freundes so verkennen konnte?

Oder — um ein Beispiel anderer Art anzuführen, ich wende mich hier an die nemliche Gesellschaft — was würdet ihr, Freunde, von derjenigen unsrer Freundinnen denken, die so sehr die Spröde spielen könnte, daß sie z. B. einen Blumenstraus, den ihr einer von uns, vielleicht die Erstlinge seines Gartens, an ihrem Geburtstage überreichte, anzunehmen standhaft

sich

sich weigerte, nur um sich keine Verbindlichkeit gegen ihn aufzuladen?

In der That, es verräth etwas schiefes im Character, nie nehmen zu wollen, oder das Empfangene immer wieder zu erstatten, denn ich darf wohl nicht erst erinnern, daß es Liebesdienste und Gefälligkeiten giebt, die sich unmöglich anders wieder erstatten lassen, als bei ähnlichen Gelegenheiten und mit den nemlichen liebevollen Gesinnungen; und bei denen man, wenn man sie dem andern auch wieder erweist, unmöglich an eine eigentliche Erstattung, als solche, denken kann, Liebesdienste, Gefälligkeiten und Gaben, welche nicht annehmen zu wollen, wenigstens kein feines Gefühl verräth.

In solchen Fällen und unter solchen Umständen eigensinnig auf dem Nichtnehmenwollen beharren, kann vornemlich aus dreierlei Quellen fliessen, welche alle gleich unmoralisch sind.

Entweder traut man dem Wohlthäter schlimme, oder wenigstens unlautere Absichten bei seinem Geben zu. Man befürchtet vielleicht, seine Geschenke, seine Gefälligkeiten, seine Dienstleistungen haben zum Zwecke, uns zu irgend etwas zu vermögen, was wenigstens mit der strengsten Rechtschaffenheit nicht bestehen kann, wozu wir aber ohne diese Geschenke, Gefälligkeiten, Dienstleistungen nie zu überreden gewesen wären. — Man befürch-

ket, der Geber werde, um solcher Erweisungen willen auf unsere Dankbarkeit rechnen, die uns bewegen könnte, seinen Absichten zu entsprechen, denen wir sonst nicht entsprochen hätten, und wenigstens in etwas von unsrer gewohnten Denk- und Handlungsweise abzugehen. — Man findet sich beleidigt, daß es uns ein anderer auch nur zutrauen kann, daß wir uns durch solche Zufälligkeiten bestimmen lassen würden, der Vernunft zuwider zu handeln, und man glaubt nun sogar pflichtmäßig zu handeln, und der Tugend ein Opfer zu bringen, wenn man durchaus keine Geschenke, Gefälligkeiten und Dienstleistungen von andern annimmt.

Oder man traut dem Geber Eigennuz zu. Man glaubt, seine Wohlthaten, Geschenke, Gefälligkeiten, Dienstleistungen haben nichts Besseres zur Absicht, als Gegengeschenke, Gegengefälligkeiten, Gegendienste zu erhalten, und vielleicht mehr wieder zu empfangen, als er gegeben hatte. Man eilt also, seiner Absicht zu entsprechen, man erwiedert die Geschenke auf der Stelle, man bezahlt die erwiesenen Gefälligkeiten und Dienstleistungen, weil man nicht selbst in den Verdacht des Eigennutzes oder der Undankbarkeit kommen will; man macht sich auch nichts daraus, die empfangenen Wohlthaten unverhältnißmäßig höher zu vergelten, als sie es werth sind, und man schmeichelt sich bei diesem ganzen

Verfah-

Verfahren mit einer gewißen Großmuth, die man dadurch auszuüben glaubt.

Einigen Schein hat in allweg dieses Betragen, und ganz ohne Grund scheint der Argwohn, der es hervorbringt, nicht zu seyn. Es ist ja wirklich häufig genug der Fall, daß man durch Wohlthaten — im weitesten Sinne — zu bestechen sucht, und eben so häufig, — erinnern Sie sich, was ich oben gesagt habe, — daß man sie nur in der Hoffnung der Wiedervergeltung erweist. Aber die Hartnäckigen, die keine Wohlthat annehmen, oder jede auf der Stelle erwiedern, schütten, wie das Sprichwort sagt, das Kind mit dem Bade aus. Sie haben jeden Wohlthäter im Verdachte solcher schlimmen Absichten, und eben diß ist es, was ihre vermeintlich großmüthige Handlungsweise so höchst unmoralisch macht. — Nicht jeder Wohlthäter, Dank sei es dem guten Genius der Menschheit, ist ein eigennütziger, und nun, sagen Sie selbst, wie muß es den edlen und uneigennützigen schmerzen, seine besten Absichten so verkannt, sein Herz und seinen Character so mißhandelt, seine Wohlthaten, die er aus den lautersten Beweggründen und entfernt von allen Nebenabsichten gab, auf eine Art zurückgewiesen zu sehen, die seine Absicht geradezu vereitelt, und ihn — nicht sowohl als Undank gegen ihn, sondern als Undank überhaupt, und als das Zeichen einer

gefühllosen oder niedrigen Seele nothwendig tief kränken muß. Und wo bleibt alsdann die eingebildete Großmuth dessen, der auch in solchen Fällen Wohlthaten standhaft verweigert, oder klein genug denkt, um sie auf der Stelle zu erwiedern?

Oder — und diß ist eine zwote Quelle solcher Weigerungen — man sezt zu wenig Werth auf die Wohlthat selbst an sich und nach ihrer Materie betrachtet, ohne zugleich auf ihre Form, auf die Beweggründe, aus welchen, und auf die Art, wie sie erwiesen wurde, Rücksicht zu nehmen. Und auch diß ist, wie Sie wohl wissen, eben nichts ungewöhnliches. — Mancher Richter z. B. steht blos deswegen im Rufe der Unbestechlichkeit, weil ihm noch niemand so viel geboten hat, daß er es für der Mühe werth hielte, von der Gerechtigkeit abzuweichen, und sich durch Geschenke blenden und zum Vortheile des Gebers bestimmen zu lassen. Mit scheinbarer Großmuth und Uneigennützigkeit weist er daher jedes Geschenk von diesem Werthe ab, und erwirbt sich dadurch den Ruf des Gerechten und Unbestechlichen. Aber lassen Sie einmal einen kommen, der das Ideal, wornach er seine Gerechtigkeitsliebe taxirt, erreicht, und seine Forderung zu befriedigen im Stande ist, o wie begierig greift er dann zu, und wie feil ist ihm alsdann Recht und Gerechtigkeit! — Wie

wenig

wenig verdienstliches aber ein solches Nichtnehmen habe, ist wohl keine Frage.

Allein die Weigerung, Wohlthaten anzunehmen, wenn sie aus der so eben angegebenen Quelle fließt, kann nicht nur verdienstlos, sondern in gewißen Fällen höchst unmoralisch seyn. Das leztere nemlich ist sie vornemlich alsdann, wenn mit ihr Verachtung des Gebers, oder seiner geringen Gabe, auch wenn sie nicht aus unlautern Beweggründen angeboten wird, verbunden ist. Sie erinnern sich wohl noch, Freunde und Freundinnen, jener Geschichte, da ein Mährischer Landmann der jetzigen Kaiserin ein Stück Leinwand zum Geschenke auf ihr bevorstehendes Wochenbett überbrachte. Der gute Mann gab das Beste, was er hatte, und gab es aus wahrer Liebe zu seiner Fürstin; aber für diese war es wohl, der Materie nach, ein geringfügiges Geschenk, gleichwohl nahm sie es an, und freute sich darüber, weil sie darin nicht blos den Werth sah, den es für sie als Kaiserin, sondern den, welchen es in den Augen des Landmanns, der es ihr gab, — nicht blos den, den es als ein Stück Leinwand, sondern den, welchen es als ein Beweis eines guten ihr ergebenen Herzens haben mußte. — Aber setzen Sie nun den umgekehrten Fall, nehmen Sie an, die Kaiserin hätte das einfache Geschenk verschmäht; indem sie, wenn auch nicht gesagt, doch gedacht hätte: das ist

kein Geschenk für eine Kaiserin, was würden Sie von ihr denken? Würden Sie ein solches Betragen nicht als einen Beweis des unleidlichsten beleidigendsten Fürstenstolzes angeben?

Machen Sie nun selbst die Anwendung auf andere Fälle, denn wir bedürfen eben nicht gerade Könige und Kaiser hiezu, auch in niedrigern Hütten lassen sich solche Erfahrungen machen, daß ein zurückschreckender Stolz die Gabe des redlichen Herzens, weil sie ihm zu klein ist, verschmäht. — Denken Sie sich nun, daß ein gutmüthiger Armer einmal seinem Wohlthäter, in dessen Herz er bei den Wohlthaten, die er von ihm empfieng, nicht sehen konnte, oder einem andern, den er um irgend einer Ursache willen schäzt oder liebt, zum Beweise seiner Achtung oder Liebe eine kleine Gabe überreicht. — Vielleicht ist sie von ganz geringem Werthe, an und für sich betrachtet, vielleicht hat der Reiche, der sie empfangen soll, das nemliche was sie besagt, im Ueberfluß, aber sie ist vielleicht des Armen beste Habe, vielleicht die Erstlinge seines Gütchens, vielleicht der erste Lohn der sauren Mühe und der sorgfältigen Pflege, die er darauf gewandt hat, und eben darum ihm doppelt werth, vielleicht hat ers der Lüsternheit seines eigenen Gaumen entzogen, was er nun voll Herzensgüte dem Reicheren giebt. — Aber dieser blickt verächtlich auf das

arm-

armselige Geschenk, übersieht die gute Meinung des Gebers, und weist in stolzer Grobheit ihn damit ab, oder wirft ihm dafür ein — im Grunde doch noch armseligeres — Geldstück hin. Da geht er nun hin, der edle Arme, so schrecklich in seiner frohen Erwartung getäuscht, und weint, daß er nicht mehr geben kann, und daß ihm der Reiche so wenig Empfindung zutraut, daß er sich sein gutes Herz werde bezahlen lassen, — Was ist denn nun hier seliger: Geben oder Nehmen? O ich möchte mit einem Menschen, der unter solchen Umständen auch die geringste Gabe verschmähen kann, nicht unter einem Dache wohnen.

Endlich — und diß ist wohl der häufigste Fall — rührt die Weigerung, etwas anzunehmen, oder die Gewohnheit, das Empfangene jedesmal wieder zu erstatten, zuweilen auch daher, daß man niemanden in Verbindlichkeit stehen will. In der That es giebt Menschen, welche sich durch jede empfangene Wohlthat erniedrigt glauben, und die es ihrer Ehre für nachtheilig halten, irgend einem andern zur Dankbarkeit verpflichtet zu seyn, Menschen, welche das Verhältniß des Empfängers zum Geber durchaus nicht ausstehen können, und denen sogleich eine gewiße Schaamröthe anflieht, sobald sie ihrem Wohlthäter gegen über sich denken, die daher jede Gelegenheit, wobei sie sich eine Verbindlichkeit aufladen könnten, sorgfältig zu ver-

meiden, und jeder wirklich übernommenen, denn immer läßt sichs nun eben nicht vermeiden, sich sogleich wieder zu entledigen suchen. — Ich will nicht läugnen, daß auch hiebei ein gewißes nicht zu verwerfendes feines Gefühl zu Grunde liegen kann, das einem die Pflicht der Dankbarkeit so stark vor die Augen hält, daß man vor sich selbst erröthet, so lange man noch keine thätige Beweise derselben gegeben hat, und ohne sehr peinliche Empfindungen neue Wohlthaten nicht eher annehmen kann, man habe denn zuvor die ersten zu erwiedern Gelegenheit gehabt, — ein Gefühl, das bei einem jeden Dankbaren sich wirklich findet, — noch weniger begehre ich es zu widersprechen, daß auch ein erlaubtes Ehrgefühl durch die Art, mit welcher manche Wohlthäter geben, empört wird, und daher mit Recht sich der Verbindlichkeit gegen solche zu entziehen sucht; — und von diesem kann, wie Sie leicht sehen, hier auch nicht die Rede seyn.

Allein nicht immer fließt das Bestreben, sich Verbindlichkeiten vom Halse zu schaffen, aus dieser reinern Quelle, sondern sehr häufig, man dürfte sagen: gewöhnlich, liegt ihm nichts mehr oder weniger, als Stolz und Egoismus zum Grunde, alsdann wenigstens gewiß, wenn es allgemein und auf alle, oder doch die meisten Fälle ausgedehnt wird. Man will keine Wohlthaten annehmen, oder glaubt jede wiedererstatten zu müssen,

müssen, weil man von niemand abhängig seyn, sondern viel lieber alles von sich abhängig machen will. Der Gedanke: „der Wohlstand dieses oder jenes Menschen ist mein Werk," kitzelt den sinnlichen Stolz, indeß der: „mein Wohlstand ist das Werk meines Freundes," ihn niederschlägt. Man schmeichelt also freilich seinem Stolze mehr, wenn man Wohlthaten abweist, oder erwiedert, als wenn man sie annimmt, und der Gedanke: „ich bin niemand Verbindlichkeit schuldig," ist wirklich ein stolzer Gedanke.

Oder man wiegt sich gerne in der Einbildung, niemand zu seinem Glücke zu bedürfen, und sich selbst genug zu seyn, und um sich in dieser süßen Einbildung nicht zu täuschen, verweigert man standhaft jede Wohlthat, weil jede einen Beweis abgeben würde, daß andere auch etwas zu unserm Glücke beizutragen vermögen, — oder man erwiedert wenigstens jede, theils um zu zeigen, daß man eben so gut geben könne, wie jener, theils um sich sogleich der Verbindlichkeit wieder zu entledigen, die man nicht auf sich behalten kann, ohne sich selbst gestehen zu müßen, daß man von andern abhängig sei.

Was ist diß alles aber anders, als ein mit der wahren Sittlichkeit und einer edeln und feinen Denkart unvereinbarer Stolz und Egoismus?

Sehen Sie hier, theureste Freunde und Freundinnen, eine andere Quelle der Mei-

nung, daß man durch Wohlthaten Undankbare mache, wovon ich Ihnen oben die erste angegeben habe. So unedel und undelicat nemlich der Wohlthäter beim Geben, eben so kann auch der Empfänger beim Nehmen einer Wohlthat handeln. — Eben, wenn er zu viel Stolz und Egoismus besizt, wenn er sich durch jede Wohlthat erniedrigt und gedemüthigt glaubt, so wird er sich eben darum, weil er eine Wohlthat empfangen hat, dem Wohlthäter zu entziehen, vielleicht gar seinen Anblick zu vermeiden suchen, und ihn wenigstens nicht lieben, weil man gerade diejenigen am wenigsten liebt, welche unsern Stolz beleidigen. Der Wohlthäter betrügt sich also freilich bei einem solchen Menschen in hohem Grade, wenn er von ihm um der ihm erwiesenen Wohlthaten willen herzliche Anhänglichkeit erwartet, und nun gerade geflissentliche Entfernung von sich erfahren muß, eine Erscheinung, die, wie Sie wohl wissen, eben nichts seltenes ist.

So viel glaube ich nun also, meine Verehrtesten, Ihnen gezeigt zu haben, daß sowohl Geben als Nichtnehmenwollen bald ganz ohne Werth, bald wirklich unmoralisch seyn kann, und nun ist nur noch ein kleiner Schritt bis zum völligen Beweise des Satzes: Nehmen ist seeliger, als Geben. Ich werde nemlich nur noch zu zeigen haben, daß eine Denkart, bei welcher man Wohlthaten gern annimmt, eine

feine

feine und liebenswürdige, ja unter gewißen Umständen sogar eine edle Denkart seyn kann: und diß zu erweisen, ist, dünkt mir, nach dem bisherigen nicht mehr schwer.

Erinnern Sie sich, was ich schon gesagt habe, daß die Annahme einer jeden Wohlthat, auch ohne Bedürftigkeit vorauszusetzen, mit einem gewißen peinlichen Gefühle verbunden ist, so werden Sie einsehen, daß derjenige, der mit Verläugnung dieses Gefühls Wohlthaten annimmt, die ihm vielleicht nicht mit der gehörigen Delicatesse erwiesen werden, bei dieser Annahme sehr edel handeln kann. Ich bin zwar nicht von der Parthei derer, welche mit dem Prädicat edel so freigebig umgehen, daß sie es jeder pflichtmäßigen Handlung, welche ohnediß die Vernunft als Schuldigkeit fordert, oft sogar der blos gesezlichen, auch wenn sie pathologisch gewirkt worden, d. h. aus bloßer natürlicher Neigung entstanden ist, beilegen, sondern ich glaube, daß nur das edel genannt zu werden verdient, was der Pflicht gemäß, und um der Pflicht willen mit großer Aufopferung, d. h. mit Ueberwindung starker Neigungen gethan wird. — Aber gerade mit dieser Bestimmung dünkt mir, diejenige Handlungsweise, bei welcher man mit Verläugnung des peinlichen Gefühls, das die Annahme einer Wohlthat begleitet, sie dennoch annimmt, verdiene

diene unter gewißen Umständen edel genannt zu werden.

Denken Sie sich einen Wohlthäter, wie es ihrer viele giebt, der mit dem besten Herzen und in der besten Meinung Wohlthaten erweist, aber entweder nicht fein genug fühlt, oder sich wenigstens nicht darauf versteht, seine Wohlthaten mit der möglichsten Schonung für das leise Gefühl des Empfängers zu geben. — Denken Sie sich diesem Wohlthäter gegenüber einen Menschen mit feinem Gefühle, dem eine Wohlthat an sich schon unangenehme Empfindungen verursacht, und den die Art, sie zu erweisen, wirklich schmerzt. Seine natürliche Neigung will ihn nöthigen, die Wohlthat abzuweisen, weil sie ihm unter solchen Umständen mehr Plage als Wohlthat ist, aber seine Vernunft sagt ihm: er würde den Wohlthäter betrüben, der nicht aus unlautern Absichten ihm wohlthun will. Er unterdrückt nun seine Neigung, und folgt gegen die Forderungen dieser der Stimme seiner Vernunft, nimmt also die Wohlthat an, um den Wohlthäter nicht zu beleidigen oder zu betrüben. Sagen Sie: ist das nicht wirklich edel gehandelt? Und wenn wir hier den Geber und den Empfänger einander gegenüber stellen, und beide nach ihrem sittlichen Werthe mit einander vergleichen, welcher wird der Bessere, der Edlere, der Grosmüthigere

thigere seyn? — Ists hier nicht ungezweifelt gewiß: Nehmen ist seeliger als Geben?

Ich kann mich nicht enthalten, Ihnen bei dieser Gelegenheit eine merkwürdige Stelle aus den Bekenntnissen des Ahnherrn unserer Gesellschaft, des Pächter Martin vorzulesen:

„ „Ich sah mich," sagt er im II. Th. S. 90. ff. „einst genöthigt," so erzählte mir mein Vater, „von einem reichern Freunde ein Darlehn an Gelde aufzunehmen, und that es unter der Bedingung: gegen landesübliche Interessen; was er sich um so eher gefallen lassen könnte, da ich es für einen andern aufnähme. — Wirklich hatte ich einem noch ärmern Freunde von der erborgten Summe wieder einen Theil geliehen. — Nach zwei Jahren zahle ich meinem Freunde sein Geld bis auf einen kleinen Rest, der der Verabredung gemäß erst im nächsten Jahre abgezahlt werden sollte. Er nahm es, — aber ohne Interessen. Die Wahrheit zu sagen: ich hatte die Interessen selbst mit einer gewißen Aengstlichkeit aufgezählt, die aus dem Bewußtseyn entsprang, daß ich selbst ein paarmal in dem Falle, andern Geld geliehen zu haben, um alles nicht im Stande gewesen wäre, Interessen anzunehmen; dennoch kränkte es mich tief, daß ich, wollte ich anders meinen Freund nicht beleidigen, die Interessen geschenkt nehmen

men mußte. Es war, dachte ich, doch hier ein anderer Fall: die Summe war größer, und er wußte ja, oder sollte doch wissen, daß du es für einen Dritten geborgt habest. Einen noch trübern Tag machte mir mein sonst so guter braver Freund, da er unter nichtigem Vorwande von vielen Dienstleistungen, die er von mir erhalten haben wollte, auf keine Art zu bewegen war, den Rest wieder anzunehmen. Und mit dem trüben Tage wars nicht abgethan. Es vergiengen Jahre, ehe ich wieder so unbefangen, wie sonst, seine Gesellschaft genieſſen konnte. Gewiß war mir mein Freund nicht minder lieb als vorher; aber ich war von nun an traulich im Umgange; fühlte jezt erst, was ich vorher nicht gefühlt hatte: daß er reich und ich arm sei, daß er nur geben, ich nur empfangen könnte, ohne Aussicht, ihm je wieder geben zu können; konnte ihn nicht mehr so offenherzig, wie sonst, tadeln, ihm nicht so herzlich meinen Beifall geben — zum Tadel schien ich mir das Recht vergeben zu haben, mein Lob schien der Schmeichelei verdächtig. Tausendmal habe ich gewünscht, daß ich ihm, selbst auf die Gefahr, ihn zu beleidigen und seine Freundschaft zu verlieren, sein Geld aufgezwungen hätte. Ich habe nachher dieses Geld als ein Capital angesehen, wovon ich blos Verwalter zu gutem Gebrauch für andere wäre, und habe es so angewandt,

wandt, wie ich glaubte, daß es mein Freund, wenn er es mir zu der Absicht gegeben hätte, billigen würde. — Es scheint mir jezt bei kälterem Blute selbst, als wenn in meinem damaligen Betragen und Empfindungen etwas Ueberspanntes und Uebertriebenes gewesen wäre, vielleicht gar etwas unfreundschaftlicher Stolz; aber ich wollte doch nicht, daß du je in die Verlegenheit kämst, von einem reichen Freunde Geld borgen zu müssen. — — — — Bei einem Freunde, der dir an Vermögen gleich, oder doch nicht viel reicher ist, da braucht es schon weniger Bedenklichkeit. Da schmerzt eine abschlägliche Antwort schon minder, weil es wahrscheinlich ist, daß er nicht im Stande war, deine Bitte zu erfüllen; und giebt er, so siehst du eine Möglichkeit, ihm einmal gleichen Gegendienst zu erweisen; und andre Gefälligkeiten wird er nicht, nach der Unart mancher reichen Leute, die oft zur Unzeit großmüthig sind, oder so stolz, daß sie durchaus niemanden auch nur die kleinste Verbindlichkeit, schuldig seyn wollen, mit Gelde aufwiegen!" "

So weit Freund Martin aus dem Munde seines Vaters, und Sie sehen ohne meine Erinnerung, daß diese Stelle, die zwar in einer andern Absicht dort steht, als die meinige ist, doch

eben

eben das, was ich bisher behauptete, beweist. Lassen Sie mich, wenn Ihre Geduld noch nicht ermüdet ist, hiebei einige Anmerkungen machen, die sich mir beim Lesen dieser Stelle aufgedrungen haben.

Wir haben hier zween Menschen einander gegenüber, einen Geber und einen Empfänger, welche beide schön und gut gehandelt haben, aber mir dünkt doch, Martins Vater habe noch edler gehandelt, als sein Freund. Dieser bewies Uneigennützigkeit und Freundschaft, aber er hatte wohl dabei nichts aufzuopfern, keine Neigung zu unterdrücken, kein unangenehmes Gefühl zu überwinden. Jener hatte gegen sich selbst und seine sinnliche Natur zu kämpfen, sein Ehrgefühl war empört, es kränkte ihn tief, ein Geschenk annehmen zu müßen; und dennoch war ihm dieses Annehmen ein Müssen, oder vielmehr ein Sollen. Eine Stimme seines besseren Selbst rief ihm zu: er würde seinen Freund beleidigen, wenn er das Geschenk nicht annähme, Beleidigung seines Freundes wäre pflichtwidrig gewesen, mithin war es Pflicht, das Geschenk anzunehmen. Er erfüllte diese Pflicht mit Verläugnung seiner natürlichen Neigungen, er stellte sich an die Stelle seines Freundes, denn er zählte die Interessen selbst mit einer gewißen Aengstlichkeit auf, er lieh ihm also seine Empfindungen, er dachte schön

und

und gut, und handelte edel. Und es war nicht etwa nur ein leichter oder vorübergehender Kampf, den er zu bestehen hatte. Er war gedemüthigt, er fühlte, so wenig ihn auch sein Freund diß fühlen lassen wollte, jezt erst den Abstand zwischen ihm und sich, fühlte sich jezt erst arm, in Vergleichung mit seinem reicheren Freunde. Und diß peinliche Gefühl begleitete ihn Jahre lang, und raubte ihm einen großen Theil der Freuden, die er sonst im Umgange seines Freundes genossen hatte. Dennoch behielt die Vernunft die Oberhand, und lehrte ihn endlich, nachdem er zu kälterem Blute gekommen war, daß in seinem damaligen Betragen und Empfindungen etwas Ueberspanntes und Uebertriebenes, vielleicht gar etwas unfreundschaftlicher Stolz gewesen seyn möchte, und er rechnete es nun unter die Unarten mancher reicher Leute, niemanden auch nur die kleinste Verbindlichkeit schuldig seyn zu wollen, und jede Gefälligkeit mit Geld aufzuwägen.

Sehen Sie hier, meine Theuersten, einen abermaligen Beweis für die Behauptung, daß derjenige, der mit Verläugnung seiner natürlichen Neigungen und mit freiwilliger Uebernahme unangenehmer Gefühle um der Pflicht willen Wohlthaten annimmt, ein edlerer Mensch seyn kann, als sein Wohlthäter.

Eben diß ist auch der Fall, wenn man, was wir billig noch besonders in Betrachtung ziehen, wirklich erwiesene Wohlthaten nicht ängstlich auf der Stelle zu erwiedern, oder wie Martins Vater sagt, jede Gefälligkeit mit Geld aufzuwägen, sucht. Sie erinnern sich wohl noch, was ich oben gesagt habe, daß die Weigerung, Wohlthaten anzunehmen, häufig aus dem Stolze entspringt, welcher niemanden in Verbindlichkeit stehen will, sondern sich einer jeden sogleich wieder zu entledigen sucht. Wenn aber, was damals auch schon bemerkt worden ist, einer solchen Neigung auch Dankbarkeit, oder unter andern Umständen beleidigtes Ehrgefühl zum Grunde liegen kann, so sehen Sie wohl, daß abermal derjenige edel handelt, der Verbindlichkeiten lieber auf sich liegen läßt, ja sie sogar lieber noch vermehrt, als daß er sich derselbigen ängstlich zu entledigen suchen sollte, mithin lieber seinem eigenen Ehrgefühle wehe thut, um das des Wohlthäters zu schonen.

Aber es ist noch ein anderer Grund vorhanden, warum es schöner und besser seyn kann, Wohlthaten anzunehmen, als zu erwiedern. Einem uneigennützigen Wohlthäter, der nicht in der Hoffnung der Wiedervergeltung, sondern aus lautern Absichten wohl thut, ist gewiß der schönste und angenehmste Dank der, wenn er sieht, daß derjenige, dem er wohl gethan hat,

seiner

seiner Wohlthaten recht herzlich froh ist, daß sie das Glück seines Lebens wirklich befördert haben, und daß er einsieht, daß daran sein Wohlthäter schuldig ist; — und auch einen minder edlen Geber freut es, wenn er in dem Empfänger ein Herz findet, das sich seiner Wohlthaten freut, und um derselben willen Anhänglichkeit an ihn, den Geber empfindet und äussert, denn es ist offenbar der schönste Tribut, der einem Wohlthäter gezollt werden kann, wenn man ihm unverholen gesteht, man erkenne, daß man ihm sein Glück zu danken habe. Annahme der Wohlthaten ist also häufig ächterer Dank, als ihre Erwiederung.

Von einer andern Seite beweist die Bereitwilligkeit, Verbindlichkeiten lieber auf sich zu behalten, oder sogar zu vermehren, als sich ängstlich der vorigen zu entledigen, daß man auf empfangene Wohlthaten den ihnen gebührenden Werth zu setzen weiß, und wirklich zu setzen geneigt ist. Das Erwiedern der Wohlthaten ist, wie wir auch schon gehört haben, öfters nur eine Folge von dem geringen Werthe, den man auf sie sezt. Annahme der Wohlthaten, und Erkennung der Verbindlichkeit, die man dafür dem Wohlthäter schuldig ist, sezt im Gegentheile voraus, daß man den Werth des Empfangenen wenigstens nach ebendemselben, wo nicht nach einem höhern Maß-

stabe, als der Geber schäzt, mithin seiner Absicht entspricht, und gern dem Manne verpflichtet ist, dem man so viel zu danken hat. — Sehr wahr sagt daher auch Cicero: „est animi ingenui, cui multum debeas, ei plurimum velle debere." — Erschrecken Sie nicht, meine Schönen, daß ich Sie hier mit römischem Wörterklang unterhalte; die Sache selbst, wird Ihnen, hoffe ich, doch deutlich werden. — Wenn ich Cicero'n recht verstehe, meine Freunde, so will er mit den angeführten Worten wohl nichts anders sagen, als: es sei das Kennzeichen einer schönen oder edlen Seele, demjenigen gern verpflichtet zu seyn, dem man einmal viel zu danken hat, mithin, was daraus, dünkt mir, von sich selbst folgt, von einem, der einmal unser Wohlthäter geworden ist, gerne noch mehr Wohlthaten anzunehmen, und lieber seine Verbindlichkeiten zu häufen, als sich derselben auf eine stolze Art zu entledigen. Und wahrlich Cicero kannte das menschliche Herz, indem er dieses sprach.

Beweist ferner, urtheilen Sie selbst, eine solche Denkart nicht auch ein gewißes offenes Zutrauen zu dem Wohlthäter, das immer das Kennzeichen einer schönen Seele ist? So gewiß die standhafte Weigerung, irgend eine Wohlthat anzunehmen, ein beleidigendes Mißtrauen in den Geber voraussezt, oder wenigstens häufig

aus

aus dieser Quelle entspringt, eben so gewiß ist es ein Beweis eines herzlichen und für den Geber ehrenvollen Zutrauens, wenn man Wohlthaten gern von ihm annimmt, denn wodurch könnte man ihm deutlicher zeigen, daß man ihm die besten Absichten bei seinem Geben zutraut, und diese guten Absichten wirklich erkennt? Zutrauen von andern zu genieſſen, ist aber wirklich unter allen dem Herzen wohlthuenden Empfindungen eine der wohlthätigsten, und ein halbweg edler Geber wird sich gewiß über nichts so sehr freuen, als unzweideutige Beweise eines solchen Zutrauens zu erhalten, und der Empfänger wird ihm nicht würdiger danken können, als wenn er ihm diese Beweise giebt.

Aus diesem allen aber leuchtet zulezt bei Menschen, welche mit edlem Herzen gerne Wohlthaten annehmen, die Begierde hervor, welche die Triebfeder ihrer ganzen Handlungsweise in der angegebenen Rücksicht ist, sich dem Wohlthäter aus Dankbarkeit gefällig zu machen. Wenn denn also der Edle die Wohlthat, die er vielleicht nicht so, oder nicht in dem Grade bedarf, wie und in welchem sie ihm gegeben wird, selbst dann annimmt, wenn sie ihm auch nicht mit der höchsten Schonung seines Gefühls erwiesen wird, wenn er dieses Gefühl, so sehr es ihn auch schmerzen mag, unterdrückt, um nur den Geber nicht zu beleidigen, wenn er in der

Ueberzeugung von dem hohen Werthe der Wohlthat, und den menschenfreundlichen Absichten des Wohlthäters, ferne von allem egoistischen Stolze, gerne Verbindlichkeiten gegen ihn trägt, wenn er mit unverstelltem Zutrauen und Herzlichkeit an ihm hängt, so thut er dieses alles doch wohl aus keiner andern Ursache, als um sich seinem Wohlthäter gefällig zu machen, und durch dieses Bestreben einen Beweis seiner Dankbarkeit zu geben, einer Dankbarkeit, die denn doch gewiß unendlich mehr Werth hat, als alle noch so glänzende und mit noch so vielem Aufwande verbundene Erwiederung der erwiesenen Wohlthaten *). O! es ist eine schöne Seele, die auf diese Art dankbar ist.

Nehmen Sie also, verehrungswürdige Freundin, die Sie heute den Vorsiz in unserer Gesellschaft führen, Ihr aufgegebenes Thema mit meinem vollen Beifall, und, wenn ich mir

*) Wenn Doolin von Mainz den braven Roboaster dafür, daß er ihn nach Sachsen begleitet hatte, um Flandrinen zu befreien, von dem Kaiser mit seinem Mainz belehnen läßt, so heißt es dort (Doolin von Mainz VII. Ges. St. 48.) sehr wahr und fein:

— — — Ihr seid ein edler Mann,
Fällt Roboaster ein, ich dank' und — nehm' es an,
Der deutlichste Beweis, wie hoch ich euch verehre!

mir anders nicht zu viel schmeichle, mit dem Beifall unsrer ganzen Gesellschaft zurück. Sie haben richtig und tief gesehen, als Sie sagten: ich finde etwas wahres darin, und gewiß — ich schmeichle nicht, indem ich dieses sage, — gehören Sie mit unter die kleine Anzahl jener schönen Seelen, die keine Wohlthat, wenn sie aus reinem Herzen floß, mit Verachtung zurückweisen, und selbst die dürftige Gabe, die aus der niedern Hütte ihnen zufließt, als ein Heiligthum bewahren.

Ja, Freunde und Freundinnen, gesegnet sei uns der Mann, der keinen Trostlosen ungetröstet, keinen Rathsbedürftigen unberathen, keinen Schmachtenden unerquickt, keinen Elenden ungerettet von sich läßt; dreimal gesegnet der Edle, der dem Wohlthäter auf halbem Wege entgegenkommt, und ohne Stolz und Ziererei ihm die Ergüsse seiner Wohlthätigkeit erleichtert! Er macht es dem Wohlthäter erst möglich, seinen schönen Beruf zu erfüllen, ihm hat es die Welt zu danken, daß es noch Wohlthäter giebt, indeß jene stolzen Seelen, die in hochmüthiger Selbstgenügsamkeit jede Gabe verschmähen, die Welt zu einer Menschenleeren Wüste machen würden, wenn sie allein darauf wären. Er besizt die Denkart, die allein Freundschaft begründet, denn wahre Freundschaft kann nur da bestehen, wo man gerne giebt, und gerne nimmt. — Heilig sei uns aufs neue das Gesez unsers

Bundes; nie an der Freundschaft zu zweifeln, offen sei stets einem jeden das Herz und die Börse des andern, fertig die Hand eines jeden für alle, und aller Hände für Einen, und keiner weigere sich zu geben, und keiner schäme sich zu nehmen, denn Freunden ist alles gemein.

3.

Verbrechen aus Gewissenhaftigkeit.

(Aus Kleins Annalen ꝛc. II. B. S. 65. ff.)

Der Eigenthümer Michael Fischer zu Braunsberg in Westpreussen, welcher der catholischen Religion zugethan ist, und zur Zeit der gegen ihn verhängten Criminalunterſuchung 63 Jahre alt war, hatte es in der Schule bis zum Lesen gebracht, und mußte von seinem 12ten Jahre an als Knecht bei verschiedenen Bauern dienen. In seinem 17ten Jahre trieb er einigemal Sodomie mit verschiedenen Thieren. Er versuchte auch, mit einem sechsjährigen Mädchen sich fleischlich zu vermischen, wurde aber an der Ausführung verhindert. Ausserdem stahl er seiner Mutter etwas Geld und Victualien, womit er seine Kameraden bewirthete; und den Bauern entwendete er allerlei Kleinigkeiten, als Messer, Halstücher u. dgl. m.; für die erstere Diebstähle strafte ihn seine Mutter mit tüchtigen Schlägen

ab,

ab, und die übrige Sachen mußte er auf ihre Anweisung, weil er vorgab, sie gefunden zu haben, wieder dahin legen, wo er sie genommen hatte, wobei ihm jedesmal eine Strafpredigt gehalten, und er mit dem Galgen bedroht wurde.

Anfänglich achtete er seine sodomitischen Verbrechen nicht, so daß er sie auch nicht beichtete; nach 9 Jahren aber fieng er an, sich deswegen zu beunruhigen. Um dieserhalb Vergebung zu erlangen, beichtete er diese Vergehungen bei einem großen Jubeljahre, welches eben von der catholischen Kirche gefeiert wurde, und erhielt völlige Absolution. Doch wurde sein Gewissen dadurch nicht beruhigt. Besonders quälte es ihn, als zwei sodomitische Verbrecher in der Nachbarschaft hingerichtet wurden, weil er glaubte, dieselbe Strafe verwirkt zu haben. In seinem 32ten Jahre verheirathete er sich und arbeitete 18 Jahre hindurch als Taglöhner recht fleißig, wobei er noch einen Holzhandel trieb. So lange er Beschäftigung hatte, die seine Seelenkräfte anstrengte, und solange die Geistlichen ihm Muth zusprachen, war er ruhig, sonst aber war er wegen seiner sodomitischen Verbrechen äusserst unruhig, ob er gleich übrigens keine Nahrungssorgen hatte. Besonders wurde seine Gewissensangst vermehrt, als er einst in einem Buche las, daß die viehischen und sodomitischen Sünden schwerlich so wenig in dieser als in jener Welt würden ver-

ziehen werden. Diese Schreckbilder suchte er durch gesellschaftlichen Umgang aus seinem Gemüthe zu verbannen, besuchte die Bierhäuser, und gewöhnte sich den Trunk an; seine Ruhe hörte aber mit der Betrunkenheit und mit der Entfernung aus der Gesellschaft auf. Seine Ehegattin und die Zurückerinnerung an seinen vorherigen guten Ruf veranlaßten ihn dann und wann, vom Trunke abzulassen, aber dann quälten ihn Gewissensbisse unaufhörlich. In dieser Gemüthsunruhe entfernte er sich verschiedenemal von seiner Wohnung, und brachte manche Nächte auf dem Felde, in fremden Scheunen, auf Misthaufen u. s. w. zu. Er hielt es für unmöglich, sich beruhigen zu können, weil er keine körperliche Strafe seiner Vergehungen wegen erlitten hatte, dagegen andere wegen ähnlicher Verbrechen waren hingerichtet worden. Er wollte seine Verbrechen dem Richter bekennen, allein die Besorgniß, daß dieser ihn für einen närrischen Menschen halten und ihm nicht glauben möchte, hielt ihn davon ab. Er beschloß also, entweder sich selbst zu ermorden, um der Qual zu entgehen, oder an einem andern einen Mord zu verüben, um sein Recht zu bekommen, welches er längst verdient habe. Mit dergleichen Mordgedanken trug er sich 8 Jahre herum. Anfänglich beschloß er, sein eigenes Kind in den Windeln umzubringen, und gieng verschiedenemal in dieser Absicht

nach

nach der Wiege desselben hin, wurde aber durch ein inneres Gefühl zurückgehalten, und auf die rührenden Vorstellungen seines Beichtvaters, dem er sein Vorhaben eröffnete, stand er endlich gänzlich davon ab. Das Kind starb. Er quälte sich nun noch verschiedene Jahre mit Entwürfen, aus der Welt zu kommen, und weinte manchmal im Bette ganz laut über dergleichen Gedanken. Er faßte vielmal den Entschluß, sich im Passargeflusse zu ersäufen, wenn er aber am Ufer war, hatte er nicht Herz genug dazu. In dieser Lage blieb er bis Ostern 1786, zu welcher Zeit er nach den Gesetzen seiner Kirche zur Beichte gehen sollte. Seit zwei Jahren war er nicht zum Abendmale gegangen, weil er, nach seinem eigenen Ausdrucke, nicht fähig gewesen war, sein Gemüthe zu Gott zu erheben. Um seiner Ehegattin auszuweichen, welche ihm dieserhalb keine Ruhe würde gelassen haben, entfernte er sich 16 Wochen von seiner Wohnung unter dem Vorwande einer Reise, und trieb sich während dieser Zeit von einem Orte zum andern herum. Indessen vermehrten sich seine Gewissensbisse vielmehr, statt nachzulassen. Als er wieder zurückgekommen war, faßte er daher den Entschluß, den sechsjährigen Knaben seiner Stieftochter zu ermorden. Er gieng mit diesem Vorsatze vielmals zu seiner Stieftochter hin, allein auf die Betrachtung, daß der Schrecken darüber der Leibesfrucht seiner damals

mals eben schwangern Stieftochter schaden möchte, gab er sein Vorhaben auf. Seine Gemüthsunruhe ward noch beträchtlich dadurch vergrößert, daß ein Gärtnersohn K..., welchen er aus der Taufe gehoben hatte, sich der Sodomiterei ergab, und er sich einbildete, den Hang dazu auf ihn vererbt zu haben.

Der Entschluß eines Mordes war schon längst gefaßt, und da selbiger an dem Kinde seiner Stieftochter nicht verübt werden sollte, so ersah Michael Fischer sich dazu das beinahe vierjährige Kind seines Nachbars, des Taglöhners Krause aus. Er eilte nunmehr, die That auszuführen, weil der Krause bald wegziehen wollte, und ihm alsdann die Gelegenheit zum Morde fehlen könnte.

Am 26ten Sept. 1786. gieng er des Morgens um 6 Uhr in die Kirche, und von da zu seiner Stieftochter, wo er ein gewöhnliches Tischmesser, welches er längst zum Werkzeuge seiner Mordthat ausersehen hatte, zu sich steckte. Er schärfte es auf einem Schleifsteine, und legte es in seiner Holzkammer auf den Riegel. Den übrigen Tag brachte er beim Spinnrad zu. In der Nacht konnte er wenig schlafen, dachte seinem Vorhaben nach, und weinte darüber, war aber sonst seit dem Vorsatze des Mordes zuweilen weniger unruhig gewesen, weil er nun auf das Ende seiner Qual hoffte. Am 27ten Sept. stand er

um

um 5 Uhr auf, und gieng um 6 Uhr in die Kirche. Nach geendigtem Gottesdienste gieng er wieder nach Hause, kleidete sich um, und trug sodann eine Rolle Garn zum Verkauf aus. Von dem gelösten Gelde kaufte er Salzplatzen ein, und trank noch bei seiner Stieftochter für 2 Groschen Braudtwein wider seine Gewohnheit. Als er wieder nach Hause kam, spaltete er noch seiner Ehefrau Holz zum Mittagessen. Hierauf gieng er zu den Krausenschen Eheleuten in ihre Stube, gab dem ältesten Kinde ein Stück Salzplaz, und sprach mit einem dritten daselbst anwesenden von dem damaligen hohen Preise der Kartoffeln. Er gab sodann dem Kinde noch ein Stück, nahm es bei der Hand und beredete es liebkosend, mit ihm in die andere Stube zu gehen, woselbst noch ein Kind seie, mit dem es spielen könne, und wo es noch mehr Salzplatzen haben solle. Er führte hiernächst das Kind nicht in die zweite Stube, sondern in die Holzkammer, die er von inwendig mit einer Krampe zumachte. Er gab dem Kinde noch mehr zu essen, damit es nur nicht schreien sollte, kleidete es aus, und das Kind war still. Hierauf bettete er einen Wisch Stroh, den er Tages zuvor in die Kammer gebracht hatte, an den Holzkloz, und legte das Kind darauf. Selbiges sagte einigemal: o nein! worauf er ihm mit der linken Hand den Mund zuhielt, und das in Bereitschaft liegende

gende Messer mit der rechten Hand ergriff, und mit starkem Drucke dreimal in die Brust stach, um das Herz recht zu treffen, damit es ja gleich todt bliebe. Das Messer wollte, ungeachtet es spitzig war, doch nicht recht durchgehen, weshalb er dem Kinde in den Unterleib noch einen Stich gab, den er nach dem Herzen zu richtete.

Er hielt dem Kinde zwar den Mund zu, es gab aber dennoch ein Quarren von sich, während dessen seine Ehefrau hinzukam. Er half dem Kinde von seinem Lager auf, und that ihm nichts mehr, hatte auch das Messer bereits weggeworfen, machte die Thüre auf, und sagte sogleich: er habe das Kind erstochen, wünschte, daß es sterben möchte, und verlangte in Verhaft genommen zu werden.

Bei der Untersuchung erzählte Inquisit freiwillig die That, und die vorstehende Veranlassung dazu, und schloß seine Erzählung damit: daß es alles wahr sei, so wie er es niederschreiben lassen. Ganz frei und wohlbedächtig habe er den Mord begangen, und dieses allein aus dem Grunde, damit er sowohl für diese Bosheit, als auch für die in seiner Jugend begangene Sodomiterei ebenfalls sterben möchte. Der Inquisit wollte auch nicht vertheidigt seyn, sondern äusserte vielmehr, man solle nur fort mit ihm auf den Marterplaz; Besserung des Lebens verspreche

spreche er nicht; seine lezten Dinge möchten ärger seyn als die ersten. Er bitte ihm sein Recht wiederfahren zu lassen, und die übrige kurze Zeit bis dahin wolle er mit Beten und Reue zubringen.

Durch die Obduction ergab es sich, daß die Wunde im Unterleibe des Kindes schlechterdings tödtlich war.

Das Geständniß des Inquisiten, wenn man es mit den in den Acten ausgemittelten Umständen verglich, war vollkommen qualificirt, es kam also nur darauf an,

in wie weit beim Inquisiten die Zurechnung Statt finde.

Daß das Publicum gegen diesen Menschen gesichert werden mußte, war keinem Zweifel unterworfen; aber ungewiß war es: ob eine Strafe, im eigentlichen Verstande genommen, Statt finden könne?

Der Inquisit war melancholisch, denn dieses ergiebt sich aus der eben erzählten Geschichte seines Lebens. Die Aerzte pflegen drei Grade der Melancholie anzunehmen; und der Inquisit scheint den höchsten Grad derselben erreicht zu haben.

Auch sagte das Ostpreußische Collegium Medicum:

Es erhelle aus Gründen der Medicin und Psychologie, daß Inquisit den rechten Gebrauch seines Verstandes nicht habe, und die Mordthat aus einem melancholischen delirio, und aus

Lebensüberdrusse verübt, daß er daher als unfähig, die Moralität seiner Handlung zu beurtheilen, betrachtet werden müße.

Obgleich dieses Gutachten ohne vorgängige Untersuchung seines körperlichen Zustandes ertheilt worden, so war es doch als das Urtheil verständiger Aerzte über die actenmäßigen Umstände von einigem Gewichte. Hiezu kam noch die Aussage der Zeugen, wovon der eine erzählte, daß der Inquisit einmal Pferde und Wagen auf dem Felde stehen lassen, und erst nach einigen Tagen sich wieder eingefunden habe; der andere aber wollte bemerkt haben, daß der Inquisit (wie sich der Zeuge ausdrückt) zuweilen ganz däßlich geworden sey.

Allein so mitleidenswürdig auch der Zustand des Inquisiten war, und obgleich nach der Meinung einiger Rechtslehrer der höchste Grad der Melancholie, der hier vorhanden zu seyn scheint, alle Zurechnung der That ausschließt; so ist doch auch nicht zu läugnen, daß der Inquisit die strafbare That selbst nach langer Ueberlegung, mit Vorsicht und Gegenwart des Geistes verübt, und sich also bei dem Verbrechen selbst in einem Gemüthszustande befunden habe, in welchem es ihm nicht unmöglich war, die Strafwürdigkeit seiner Handlung zu erwägen.

Die Criminaldeputation des Kammergerichts glaubte daher, daß man das gemeine Wesen einer

ner großen Gefahr aussetzen würde, wenn man dergleichen schändliche Unternehmungen nicht durch exemplarische Strafen zu hindern suchte. Man war aber auch der Meinung, daß diese Strafe zweckmäßig eingerichtet, und wegen der im gegenwärtigen Falle eintretenden Umstände gemildert werden müße. Denn da der Ueberdruß des Lebens nicht blos von dem Inquisiten vorgegeben, sondern aus den Umständen der That und dem vorher geführten Lebenswandel ersichtlich war, eben daraus aber auch sich ein hoher Grad der Melancholie ergab; so wäre die Todesstrafe zweckwidrig, die Verschärfung der Zuchthausstrafe aber grausam gewesen.

Das Gutachten fiel also dahin aus:

Daß der Inquisit theils zur Strafe, theils zur Sicherheit des Publici zu lebenswieriger mäßiger Zuchthausarbeit zu verurtheilen sei.

Dieses Gutachten wurde vom Staatsrathe unter dem 27ten Julius 1787. lediglich bestätiget.

Einige Bemerkungen über die voranstehende Geschichte.

Gewissenhaftigkeit im eigentlichen Sinne des Worts war es nun zwar freilich nicht, was den Mord in der voranstehenden Geschichte hervorbrachte. — Gewissenhaftigkeit ist eine her-

vorstehende, aber nicht pathologisch, sondern vernünftig und practisch gewirkte, Neigung, seine subjective Handlungsmaximen mit den objectiven und allgemein giltigen Principien der practischen Vernunft in Uebereinstimmung zu bringen, und jede einzelne Handlung, ehe man sie vollbringt, dem Urtheile der practischen Vernunft zu unterwerfen. — Aus einer solchen Handlungsweise können unmöglich unvernünftige, und — formal oder material — unsittliche Handlungen entspringen, und eine Handlung der leztern Art kann also nicht wirkliche und ächte Gewissenhaftigkeit zum Grunde haben, mithin kann auch der Mord eines unschuldigen Kindes, wie ihn die voranstehende Geschichte erzählt, nicht aus der reinen Quelle einer solchen Handlungsweise geflossen seyn.

Indessen wie die speculative Vernunft ein vernunftähnliches Vermögen neben sich hat, das sie zu Trugschlüssen verleitet, und seine Producte öfters für Erzeugnisse der Vernunft selbst zu Markte zu bringen weiß *), eben so hat auch die practische ein ähnliches neben sich, das durch eine gleiche Maske zu täuschen pflegt, und Handlungen gebiert, welche, indem sie Resultate des Gehorsams gegen die Forderungen der Vernunft

zu

*) Vergl. Maaß Versuch über die Einbildungskraft. 8. Halle 1792. S. 37.

zu seyn scheinen, am Ende aus einer ganz andern Quelle geflossen sind, unerachtet vielleicht der Handelnde sich dieser unächten Quelle selbst nicht deutlich bewußt ist, und unerachtet die Stimme der Vernunft dabei auch nicht ganz unwirksam war. Eben dieses war es denn auch, was in dem vorliegenden Criminalfalle den erzählten Mord hervorbrachte.

Es war die Stimme des Gewissens, welche dem Inquisiten sagte, daß seine Jugendsünden Strafe verdient hätten, und die ihm selbst die Absolution seiner Kirche und die Tröstungen der Geistlichen als unzulänglich angab, um nun der Strafe mit getrostem Muthe los zu werden, hingegen die Unverzeihlichkeit der Sodomie, die ihn jenes Buch lehrte, desto glaublicher machte. — Aber es waren unrichtige Prämissen, aus welchen er nun eben diese absolute Unverzeihlichkeit und die Nothwendigkeit folgerte, daß er noch mit dem Tode gestraft werden müßte, und es war nicht die Stimme des Gewissens, sondern die Stimme der Sinnlichkeit, hinter jener versteckt, welche ihn antrieb, ein unschuldiges Kind zu ermorden, um desto gewißer das Leben auf obrigkeitlichen Befehl zu verlieren, und dadurch die Strafe, die er schon wegen seiner Jugendsünden verdient zu haben glaubte, zu empfangen, es war endlich ein gefährlicher Trugschluß, indem er sich einbildete, durch die Strafe, die er schon allein durch den be-

gangenen Mord verdient hatte, zugleich auch seine älteren Jugendsünden abbüßen zu können.

Es war eigentlich Gewissensängstlichkeit, was in ihm das so heftige Verlangen, die Todesstrafe für seine Vergehungen zu leiden, erweckte. Nicht zwar jene bessere, wenn anders ein solcher Zustand je diesen Namen verdient, die man oft auch bei den besten Menschen findet, und die aus der eifrigen, wiewohl in solchen Fällen übertriebenen, Vorsicht, nichts unsittliches zu thun oder auch nur zu begehren, entspringt, sondern eine aus Furcht vor den göttlichen Strafen, und dem peinigenden Bewußtseyn, sie verdient zu haben, herfliessende Aengstlichkeit. Allein diß ist gleichgiltig, um daraus den Seelenzustand des Verbrechers und die Quelle seiner Verstimmung zu erklären. Denn beide Arten einer solchen Gewissensängstlichkeit haben zur Folge, daß sie, weil sie immer einen in hohem Grade leidenschaftlichen Zustand voraussetzen, die Urtheile des Verstandes verkehren, und Ursache und Wirkung, Zweck und Mittel, Schuld und Strafe, und die sittliche Größe der erstern in einem unrichtigen Verhältnisse ansehen und beurtheilen lehren. Unrichtige Urtheile des Verstandes liefern die Prämissen zu den Schlüssen, nach welchen alsdann diese Aengstlichen, übrigens ganz folgerecht, zu handeln pflegen. Im vorliegenden Falle waren es die Vorstellungen von der absoluten Unverzeihlich-

lich-

lichkeit der Sodomie auf der einen, und die Meinung, durch seinen Tod diese Sünden abbüßen zu können, auf der andern Seite, was den Stoff zu solchen Prämissen gab. Jene Vorstellungen waren in dem Unglücklichen theils durch das Buch, das eine solche Unverzeihlichkeit der Sodomie lehrte, theils durch die diesem Buche gerade entgegengesezten Beruhigungsgründe der Geistlichen erzeugt worden, denn eben dieses absichtliche Bestreben der leztern, ihn zu beruhigen, konnte und mußte ihm sogar, wie denn diß gewöhnlich bei jedem ängstlichen Bestreben eines andern, auf uns zu wirken, der Fall ist, verdächtig werden, und ihn desto mehr auf die Seite des in Rücksicht auf ihn unpartheiischer urtheilenden Buches hinneigen: die leztere Meinung aber konnte bei ihm leicht durch die Lehre seiner Kirche von Büßungen hervorgebracht werden.

Indessen unterscheidet sich die Gewissensängstlichkeit dieses Mannes von dergleichen peinigenden Vorstellungen und Empfindungen anderer ängstlich Gewissenhafter noch dadurch, daß sie nicht ganz, wie öfters diese, auf einer bloßen leeren Einbildung beruhte. Wenn Menschen der leztern Art in ihrem Irrwahne auch die unschuldigsten Gefühle, sobald sie nur der Sinnlichkeit nicht wehe thun, selbst diejenigen, die die schönsten Vorbereitungen zur Pflichtbeflissenheit sind, für sündlich erklären, wenn sie z. B. Vater- Mut-

ter = Kindes = Freundes = Liebe, nur darum, weil sie dem Herzen wohl thun, als gottlos verwerfen *), so ist diß leere Einbildung, welcher keine Wahrheit zum Grunde liegt, aber bei dem Inquisiten war es untrügliche Wahrheit, und kein täuschendes Gefühl, was ihm seine Jugendsünden als solche vorstellte, und nicht diese Vorstellung, sondern die von der absoluten Nothwendigkeit der Todesstrafe für jene Vergehungen war übertrieben.

Und es war wohl nichts anders als Melancholie, erzeugt, wie es denn zu gehen pflegt, durch das unordentliche und ausschweifende Leben seiner Jugend, was diese späte Gewissensängstlichkeit hervorbrachte. Daß aber Melancholie vorhanden war, behaupteten nicht nur die Aerzte, welche über den Seelenzustand des Inquisiten ein medicinisches Gutachten ausstellten, sondern es erhellt auch aus allen Umständen der Geschichte. — Die immerwährende Unruhe, in welcher er sich über dreißig Jahre herum trieb, der acht Jahre lang gehegte Mordgedanke, die Einbildung, seinen Hang zur Sodomiterei auf seinen Pathen vererbt zu haben, und der Umstand,

*) Vergl. hierüber: Abel Erläuterungen wichtiger Gegenstände aus der philos. und christl. Moral, besonders der Ascetik, durch Beobachtungen aus der Seelenlehre. II. Abhandl. S. 88. ff.

stand, daß er einmal Pferde und Wagen auf dem Felde stehen ließ, davon lief, und erst nach einigen Tagen sich wieder einfand, überhaupt sein öfteres Weglaufen von Hause, sein Uebernachten auf freiem Felde, auf Misthaufen ꝛc. sind hinlängliche Beweise dafür. — Diese Melancholie erzeugte alsdann einen feigen Lebensüberdruß, der ihm zwar den Wunsch abdrang, des Lebens los zu werden, aber ihm nicht so viel Muth übrig ließ, sich entweder das Leben selbst zu nehmen, oder sich der Obrigkeit geradezu als einen Verbrecher anzugeben, sondern ihn lieber eine Gelegenheit suchen ließ, um ohne sein Zuthun in Verhaft genommen und des Lebens beraubt zu werden. Es gieng ihm hiebei, wie es den schwachköpfigen Unentschlossenen zu gehen pflegt: zu schwach, einen festen Entschluß zu fassen, wählen und verwerfen sie wechselsweise immer, und am Ende ist ihnen nichts lieber, als wenn irgend eine äussere Zufälligkeit oder Nothwendigkeit sie bestimmt, so und nicht anders zu handeln, und dadurch sie der Mühe überhebt, Gründe und Gegengründe zu prüfen, und selbst einen vernünftigen Entschluß zu fassen.

Indessen war doch diese Melancholie nicht von dem Grade, daß sie alle Moralität ausschlösse, alle Imputation aufhöbe, und jede Strafe unter dieser Voraussetzung unvernünftig, hart, und zwecklos machte. Vielmehr beweisen die umständlichen

und bedächtlichen Vorbereitungen, welche Fischer zu dem Morde machte, daß er ihn vorher überlegt hatte, und sein Weinen in der vorhergehenden Nacht, daß seine Vernunft ihm Abhaltungsgründe vorgestellt haben muß. Es wäre also wenigstens immer noch möglich gewesen, daß seine Vernunft über den Mordentschluß gesiegt hätte. Ist aber auch nur diese Möglichkeit vorhanden, so findet Imputation Statt, und Strafe ist nothwendig. Denn es wäre, für das gemeine Beste und für die Sittlichkeit gleich gefährlich, wenn man darum die Strafe aufheben wollte, weil man in der individuellen Lage des Verbrechers gewiße Entschuldigungsgründe, und gewiße psychologisch zwingende Veranlassungen findet, aus welchen sich das Verbrechen natürlich erklären läßt, und am Ende würde der Vorwurf, den man schon der empirischen Psychologie aus Mißverstand gemacht hat, daß sie durch die psychologische Zergliederung des Lasters, und durch die Zurückführung desselben auf seine erste Quelle, der wahren Sirtlichkeit schade, ein sehr gegründeter Vorwurf werden. Denn bei welchem Verbrechen liesse sich wohl nicht ein solcher natürlicher psychologischer Grund herausfinden?

Noch bietet diese Geschichte Stoff zu einigen andern nicht unerheblichen Betrachtungen dar.

1. Der Unglückliche wurde ruhiger, nachdem der Vorsaz des Mordes fest in seiner Seele geworden war. Diß läßt sich, wie auch in der Erzählung selbst richtig bemerkt wird, nur daraus erklären, weil er nun auf das Ende seiner Qual, der immerwährenden Unruhe seiner Seele, und der peinigenden Vorwürfe seines Gewissens, hoffte. Es ist diß eine nicht ungewöhnliche Erscheinung. Ein Mensch von noch nicht ganz verdorbener Seele faßt einen Lastervorsaz nicht ohne eine peinigende Unruhe, die aus der lebhaften Vorstellung des Unsittlichen in seinem Vorsatze entspringt, Pflicht und Leidenschaft kämpfen miteinander, und dieser Kampf verursacht eine sehr unbehagliche Stimmung, um so unbehaglicher, wenn die Kräfte der beiden streitenden Partheien im Gleichgewichte miteinander stehen, und sich auf keine Seite hin der Ausschlag neigen will. Diese Unruhe und Unentschlossenheit ist so quälend, daß man ihrer zulezt um jeden Preis los zu werden sucht. Siegt die Pflicht über die Leidenschaft, so entsteht daraus eine edle Ruhe, die mit einer belohnenden Achtung vor sich selbst verbunden ist, siegt aber die Leidenschaft über die Pflicht, so entspringt hieraus zwar auch eine Art von Ruhe, weil die Seele nun des unsteten Umherschweifens los worden ist, und ihre Kräfte nun auf Einen Punct hinrichten kann, aber es ist eine betäubende Ruhe, der Ruhe eines Ohn-

mächtigen ähnlich, welchen endlich der Schmerz ganz übermannt hat. Aber eben aus diesem lezteren Grunde ist es auch eine für die Sittlichkeit höchst gefährliche Ruhe. Denn es ist ein beträchtlicher Fortschritt im Laster, wenn man es einmal so weit gebracht hat, daß man es mit einer gewißen Ruhe vollbringen kann, und eine Ruhe, die aus Ermattung entspringt, und darum dem Laster günstig ist, ist um so gefährlicher, weil der Seele die Kräfte genommen sind, sich dem Lasterreitze zu entreissen.

2. Der Unglückliche trank vor der wirklichen Ausführung seines Mordentschlusses wider seine Gewohnheit Brandtwein. — Der Umstand, daß diß wider seine Gewohnheit geschah, beweist, daß es eine Beziehung auf seinen Mordvorsaz hatte. Wahrscheinlich wollte er sich dadurch betäuben, die lezten Reste seiner innern Stimme, die sich gegen das Verbrechen erhob, vollends ersticken, und sich zu einer Art von Wuth entflammen, die ihn stark genug machte, den schon so lange gehegten Vorsaz, den er schon einmal auszuführen vergeblich versucht hatte, endlich einmal zu Stande zu bringen. Ein gewöhnliches Mittel gemeiner Leute, um sich Muth zu machen, das sie häufig besonders auch dann anzuwenden pflegen, wenn sie vor Gericht gefordert werden, oder ein Bubenstück vorhaben. — Ein Beweis, daß der Mensch noch bes-

ser

ser ist, als er oft selbst will, und daß gewaltsame Mittel nöthig sind, um seine bessern Gefühle zum Schweigen zu bringen, eine Erfahrung, die von Gesezgebern und Richtern sowohl, als von Erziehern nie genug beherzigt werden kann.

3. Endlich enthält die voranstehende Geschichte auch noch ein sehr auffallendes Beleg zu dem in mannigfaltiger, besonders auch sittlicher Hinsicht merkwürdigen Sprichworte: jung eine Hure, alt eine Betschwester. Der Inquisit hatte die Zeit seiner Jugend in nichts besorgendem, wiewohl nicht bösartigem, Leichtsinne, und mit Ausschweifungen verschiedener Art zugebracht. Die Folge dieser Ausschweifungen war im Alter eine auf einen sehr hohen Grad gestiegene Melancholie, Trübsinn und Gewissensängstlichkeit. Dieses Beispiel lehrt augenscheinlich, daß es gar nicht so etwas ausserordentliches seie, wenn die ausschweifendsten Lüstlinge am Ende grämliche, trübsinnige und streng eifernde Frömmler werden, sondern daß ein solcher Uebergang ganz in der Regel ist. — Die Ausschweifungen der Jugend verzehrten frühe die Kräfte des Leibes und der Seele, und belasteten zugleich das Gewissen, das leztere verursacht, daß man nun Ruhe sucht, wo sie nur immer zu finden seyn mag, und sich selbstgeschaffene Qualen als Büßungen auflegt; das erstere, daß man in nichts mehr Maß zu halten weiß, und nun,

anstatt

anstatt zu wahrer Tugend zurückzukehren, die immer auf der Mittelstraße bleibt, sich auf ein Uebermaß derselben wirft, das eben, weil es Uebermaß ist, nicht mehr Tugend genannt zu werden verdient, — oder daß man, weil zu wirklicher Tugend die Kräfte fehlen, zu einem erborgten Schimmer derselben seine Zuflucht nimmt, wodurch man nicht etwa nur andere, sondern sich selbst gerne täuschen möchte. — Beides zusammen aber erweckt einen Trübsinn, der zwar nicht zu einem wahrhaft frommen, aber zu einem frömmelnden Leben in hohem Grade aufgelegt macht *).

*) Hr. Hofr. Spazier hat in seinem „neuen Origenes" eben diese Sache sehr schön weiter ausgeführt.

III.

Pädagogik.

I.

Ueber das kluge Verhalten eines Lehrers (Erziehers, Hofmeisters) in denjenigen Fällen, wo seine Schüler (Zöglinge) etwas fragen, was er entweder selbst nicht weiß; oder was er ihnen nicht erklären kann und mag.

(Ein Beitrag zur pädagogischen Klugheitslehre.)

Junge noch unerfahrene Schulmänner, so wie auch überhaupt angehende Erzieher (Hauslehrer, Hofmeister) kommen oft in den Fall: daß ihre Schüler (Zöglinge) etwas fragen, was sie nicht wissen; worauf sie im Augenblick keine Antwort zu geben im Stande sind; oder was sie, aus andern Gründen, jezt nicht beantworten mögen. Die Verlegenheit, welche aus dergleichen unerwarteten Fragen bei einem Anfänger in der Erziehungskunst zu entstehen pflegt, hat ihren Grund in der Besorgniß: durch ein simples Stillschweigen die Achtung seiner Schüler und sein Ansehen (Autorität) über dieselben zu verlieren. Diese Verlegenheit ist in der Regel um so größer, je gewissenhafter und feiner fühlend ein solcher jun-

ger

ger Mann ist; je mehr er folglich alle Mittel, sich aus dieser Verlegenheit zu reissen, verachtet, welche mit der Erhaltung seiner Würde nicht vereinbar sind. Er kann übrigens in andern Dingen und Wissenschaften nicht ungeschickt, sogar gelehrt seyn; aber jene Fragen geschehen gerade in einem Augenblick, wo er nicht darauf vorbereitet war; vielleicht auch sind sie aus einer Wissenschaft oder aus einem Theil einer grössern Wissenschaft, den er kürzlich nicht überdacht hat und der folglich seinem Geiste nicht in seinem ganzen Umfange, in seiner ganzen Klarheit und Deutlichkeit gegenwärtig ist. Und wer — wenn er anders billig seyn will — wird diß einem jungen Gelehrten verübeln, da ja zur gründlichen Erlernung mancher Wissenschaft ein ganzes Menschenalter kaum hinreicht, und dennoch von den meisten Gelehrten, vorzüglich aber von Hofmeistern eine Art von Encyclopädie gefordert zu werden pflegt. —

Doch ist es diß nicht eigentlich, was uns hier beschäftigen soll. —

Die Veranlassung, über den vorliegenden Gegenstand meine Gedanken, hauptsächlich aber meine selbstgemachten Erfahrungen niederzuschreiben und dadurch vielleicht irgend einem angehenden Erzieher und Lehrer, der in den nemlichen Fall kommen könnte, einen Dienst zu erweisen, gab mir eine Stelle in des Hrn. D. Niemeyers

vortreff-

vortrefflichem Werke, „Grundsätze der Erziehung und des Unterrichts ꝛc. Halle 1796." *); womit ich aber auch die hieher gehörigen Stellen aus dem Rousseauschen Emil verglich.

Da nicht alle meine Leser die genannten Werke bei der Hand haben dürften; so sei es mir erlaubt, die beiden hieher gehörigen Stellen auszuheben.

„In Absicht der Vollkommenheiten des Verstandes," — sagt Hr. D. Niemeyer, 5ter Absch. §. 30. des angeführten Werks — „bringt „einen Erzieher und Lehrer nichts schneller um die „Achtung seiner Zöglinge, als: 1) die Wahrnehmung der Unwissenheit in solchen Dingen, welche von ihm erwartet werden können, „und worin er sich zum Lehrer aufwirft. Je mehr „er diese Unwissenheit hinter einem großsprecherischen und anmaßenden Wesen verstecken will, „desto schlimmer fällt sie auf und desto weniger „wird sie verziehen. 2) Die Prahlerey mit „einer gewißen Allgelehrsamkeit oder Polyhistorie, und die falsche Schaam, daß man „nicht allwissend sey." — Und in den erläuternden Anmerkungen zu diesem §. heißt es, in

Rück-

*) Die zweite, verbesserte und vermehrte Auflage ist mir noch nicht zu Gesicht gekommen.

Rücksicht auf Nro. 1. „das einzige Mittel," die „Mängel seiner Kenntnisse in manchen Fächern „weniger auffallend zu machen, ist die größte „Bescheidenheit und das sichtbare Be„streben, selbst noch immer weiter zu „kommen. Es giebt aber Lehrer, die so schwa„chen Verstandes sind, daß sie nicht ein„mal wollen merken lassen, daß sie sich auf ihre „Lehrstunden sorgfältig vorbereiten." — In Rücksicht auf Nro. 2. aber drückt sich der Hr. D. folgendermaßen aus: „möchten diese Allwisser „zuweilen die Urtheile hören, die man über sie „fällt. Zwar darf man es gerade nicht immer „ankündigen, worin man unwissend ist. Aber „wo nur die Alternative übrig bleibt, entwe„der offen zu sagen, daß man etwas nicht wisse, „sich nicht erinnere; oder mit Kenntnissen zu „prahlen, die man nicht hat, und in den Tag „hinein zu deraisonniren, da ist für den vernünf„tigen Mann keine Frage, daß das Erste vorzüg„licher sey."

Die Stelle aus Rousseaus Emil, z. B. lautet also: „— — — aber wo ist der Lehrer, „welcher gerne stecken bleibt und seinem Schü„ler sein Unrecht eingesteht? Alle scheinen sichs „zum Gesez gemacht zu haben, ihr Unrecht selbst „da nicht einzugestehen, wo sie wirklich welches „haben; ich hingegen würde es mir zum Gesez

„machen,

„machen, es sogar darin einzugestehen, wann „ich mich auch keines schuldig wüßte, im Fall „ich nemlich meinem Zögling meine Gründe „nicht faßlich machen könnte. So würde ihm „mein Betragen, das in seinen Augen immer „in seiner wahren unverhüllten Gestalt erschiene, „niemals verdächtig werden, und ich würde „bei ihm ein größeres Zutrauen behalten, indem „ich mir selbst Fehler beilegte, als sie, indem sie „die ihrigen zu verbergen suchen." — Und weiter unten: „noch mehr: es liegt wenig daran, „daß mein Emil diß oder jenes lerne, wofern er „nur das, was er lernt, auch recht begreift und „den Nutzen davon weiß. Sobald ihr aber euerm „Zögling über das, was ihr ihm sagt, keine be„friedigende Erklärung zu geben vermögt; so gebt „ihm lieber gar keine. Sagt ihm ohne Bedenken: hierauf hab' ich dir keine gute Antwort zu „geben; ich habe mich geirrt; wir wollen es für „dißmal seyn lassen." —

Endlich gehört hieher auch noch Villaume's Anmerkung zu einer andern Stelle aus Rousseaus Emil; sie steht im 12ten Theil des Campeschen Revisionswerks. „Die Kinder, sagt „er nemlich, thun oftmals Fragen, die sie recht „gut begreifen, deren Beantwortung aber über „ihren Horizont erhaben ist. Ihnen solche, auch „mit der größten Deutlichkeit und mit der unge-

„zweifeltsten Wahrheit, beantworten, hiesse, sie „in die Gefahr setzen, entweder mit leeren Wor„ten vorlieb zu nehmen, oder in Irrthum zu ge„rathen, weil sie die Wahrheit nicht einsehen kön„nen." — „Wenn ich also Gründe hatte, mei„nen Kindern keine Antwort zu geben, so sagte „ich ihnen, sie möchten selbst zusehen; nemlich „wann es ihnen möglich war. War diß der Fall „nicht, so hieß es, entweder: ich kann dir das nicht „sagen; oder auch: du könntest meine Antwort „noch nicht verstehen." — „Das viele Lernen, „und das viele Wissen macht also nothwendig „leichtsinnige Köpfe und seichte Denker. Deswe„gen ist es Schade, daß man zu unsern Zeiten „fast nothwendig ein Vielwisser seyn, und daß „man mit einer nothwendig oberflächlichen Uni„versalwissenschaft prangen muß. Wie viel „Muth gehört aber nicht dazu, zu sprechen: das „weiß ich nicht!" —

In den angeführten Stellen sind zwei Fälle wohl aber auch leicht zu unterscheiden. 1) Man schämt sich zu gestehen, daß man etwas nicht weiß. 2) Man kann etwas den Kindern noch nicht erklären, weil sie die erforderlichen Vorkenntnisse noch nicht haben. Ich setze noch 3) hinzu: man will es ihnen im jetzigen Moment noch nicht erklären; theils, um eine schicklichere Gelegenheit abzuwarten; theils, um nicht unterbrochen zu werden.

Die

Die Schaam kann, im ersten Fall, wieder verschiedenerlei Ursachen haben. Man schämt sich entweder a) weil man wirklich nichts weiß und doch für gelehrt gehalten seyn möchte. In diesem Fall macht man gemeiniglich dadurch Uebel ärger, daß man sich — — es sei vor, gleich darauf, oder nachher — für einen Polyhistor ausgiebt, den gelehrten Charlatan macht u. s. w. Oder b) weil man gerade diese Kenntnisse nicht hat; sich aber wohl bewußt ist, daß man seinem Fache gewachsen ist. In diesem leztern Fall, der wohl in unsern Tagen, wo man auf Universitäten mehr, als vordem geschah, darauf bedacht ist, jungen Männern, die sich einst dem Erziehungsfach zu widmen gedenken, die nöthige Anleitung zu geben, häufiger seyn dürfte, als der erste, ist die Folge dieser Schaam ein Verstummen und Erröthen u. s. w., das den Erzieher immer in Verlegenheit sezt, und, wenn er sich nicht auf eine geschickte Art daraus zu ziehen weiß, seinem Ansehen, bei allen übrigen guten Eigenschaften, dennoch nachtheilig werden kann.

Wer nun aus andern, als moralisch erlaubten Beweggründen (die hier anzuführen nicht der Ort ist) eine Lehrerstelle übernimmt, der er nicht gewachsen ist; wer mit Kenntnissen prahlt, die er nicht besizt; sich eine Wissenschaft zu dociren unterfängt, von welcher er entweder gar nichts

versteht, oder wovon er nur seichte oberflächliche Kenntnisse hat und doch zu bequem und pflichtvergessen ist, durch künftiges eigenes Studium diesen Mangel so gut als möglich zu ersetzen: der leidet die Verachtung, die ihn, über kurz oder lang aber unausbleiblich gewiß trifft, mit Recht. Da ihm nicht zu rathen ist, so ist ihm auch nicht zu helfen; ihm gebe ich keinen Rath; und er begehrt keinen.

Aber dir, junger unerfahrner Mann, möcht' ich gerne rathen, — dir, dem es bei der gewissenhaftesten Vorbereitung auf dein künftiges wichtiges Amt, dennoch unmöglich war, dir alle Kenntnisse zu erwerben, welche unumgänglich dazu erfordert werden; dir, der noch nicht Zeit fand, die flüchtig gesammelten Kenntnisse gehörig zu ordnen, jede durch eine richtige Verbindung und Zusammenstellung mit den übrigen in ihr hellstes Licht zu stellen und die vorhandenen Lücken auszufüllen; dir, der aus dieser Ursache noch nicht im Stande ist, auf jede unerwartete und eben deswegen überraschende und in Verlegenheit setzende Frage seiner Schüler eine bestimmte wahre Antwort zu geben; dir, der aus einem zwar falschen aber dem Kenner immerhin ehrwürdigen Schaamgefühl zurückgehalten wird, zu gestehen, daß du nicht allwissend seist: dir möcht' ich gerne rathen, wie du dich hiebei zu benehmen habest, ohne daß es weder dir noch deinen

Zöglin-

Zöglingen nachtheilig sei; denn ich kenne aus eigener Erfahrung das peinigende Gefühl dieser Lage; weiß, wie verlegen und heißhungrig nach gutem Rath ich selbst war, wie trostlos ich mich in manchem seynsollenden Tröster danach umgesehen habe und leer zurückkam, bis ich endlich durch Nachdenken auf Mittel gerieth, die, mir wenigstens, aus der Verlegenheit halfen und — wenn sie auch bei dir, in deiner individuellen Lage, diese heilsame Wirkung nicht hervorzubringen im Stande seyn sollten — dich doch auf den Weg leiten können, auf welchem du die für deine Lage, Umstände und Verhältnisse passendere aufzufinden vermagst.

Was du, im Allgemeinen nemlich, zu thun habest, das sagen dir die oben angeführten Schriftsteller; das sagt dir wahrscheinlich noch viel besser dein eigenes Gefühl des Schicklichen und Anständigen; nemlich: du mußt aufrichtig, offenherzig und freimüthig gestehen, „diß weiß ich nicht!"

„Ein saures Geständniß!" rufst du aus. Freilich! und zwar um so viel saurer, weil damit deiner Verlegenheit nur halb, nur zum Theil abgeholfen ist! Diß Geständniß, so aufrichtig und offenherzig es deiner Brust auch entflossen seyn mag; so unbefangen es auch deine Schüler aufnehmen (was jedoch nicht immer der Fall seyn dürfte) und, aus andern Ursachen, dir die

gehörige Achtung deswegen nicht versagen: ist dennoch, man sage was man wolle, für ein ehrliebendes Gemüth unangenehm und, wenn sich der Fall öfters ereignet, endlich gewiß von schädlichen Folgen, wenn es immer nur so ganz nackend dahingestellt wird. Es gehört noch etwas mehr dazu, um ihm diß Schimpfliche und Schädliche ganz zu benehmen; es müßen bei den Schülern noch gewiße Zweifel an deiner Geschicklichkeit überhaupt gehoben, gewiße Ueberzeugungen, daß kein Mensch, folglich auch du nicht, Alles wissen könne, in ihnen hervorgebracht und begründet werden.

Es sei mir erlaubt, dir Zier mein Verfahren zu erzählen; nicht als Vorschrift und Regel, von welcher du, ohne Gefahr zu irren, nicht abweichen dürftest; sondern als Norm, die dich auf ein ähnliches, für deine Lage, Umstände und Verhältnisse passenderes Verfahren leiten kann; wobei du folglich deine eigene Vernunft zu Rathe ziehen, selbst nachdenken, urtheilen, vergleichen und wählen mußt. Hier ist es:

„Was ist denn," fragte mich einst mein Zögling R..., „was ist denn Asphalt?" Diß Wort hatte er, ich weiß nicht mehr in welchem Buche, gelesen, ohne eine Beschreibung dabei zu finden, die er also von mir zu erhalten hoffte. Nun erinnerte ich mich zwar wohl, daß es eine Art harzigter Erde sei; aber wodurch sich dieselbe

von

von andern Erdharzen unterscheide, welches ihre vornehmsten Bestandtheile seien, wo sie gefunden werde, wozu man sie hauptsächlich benutze? u. s. w. das wußte ich nicht, hatte auch im Augenblick (es war gleich Anfangs, als ich meine Hauslehrerstelle in M... angetreten hatte) noch keine Hülfsmittel zum nachschlagen, was ich nachher in ähnlichen Fällen sogleich zu thun pflegte, wenn ich es räthlich fand, dergleichen Fragen auf der Stelle zu beantworten. Ich hatte überdiß meinen Zöglingen gleich beim Antritt meines Amts gesagt und sie gewißermaßen darum, als um eine Gefälligkeit, ersucht: mich über Alles *) zu fragen, was sie nicht wüßten

*) Jezt weiß ich wohl, daß Rousseau, bei der oben angeführten Stelle räth, die Kinder nicht zu sehr ans fragen zu gewöhnen. Aber, so wie jedes Ding mehr als eine Seite hat, so muß gewiß auch diese Regel aus mehr als einer Rücksicht nicht selten modificirt und ihre Allgemeinheit eingeschränkt werden. Freilich wer — wie Rousseau seinen imaginairen Emil — seine Zöglinge von der Geburt an unter seiner Leitung und Aufsicht hat und zwar so, daß kein Dritter in diese übernommene Erziehung pfuschen darf, mag allerdings wohl thun, der Fragseligkeit seiner Zöglinge Gränzen zu setzen. Wer aber, wie diß mein Fall war, seine Zöglinge nicht in diesem Alter bekommt, sie vielleicht dann erst bekommt, wann sie

und worüber sie gerne belehrt seyn möchten. Obige Frage geschah aber, wie gesagt, in den ersten vier Wochen unserer Bekanntschaft, wo ihnen die gegebene Erlaubniß noch ganz frisch im Gedächtniß war; wo sie mich noch nicht genug kannten, also auch ihr Vertrauen in meine Kenntnisse durch einen solchen Vorfall leicht einen Stoß erhalten konnte, dessen schädliche Wirkungen vielleicht nie oder doch erst spät wieder vertilgt werden konnten. Was war zu thun? Ein Anfänger, im strengsten Sinne des Worts, war ich; über Pädagogik hatte ich zwar schon Manches Gute und Brauchbare gelesen und, in Schnepfenthal auch gehöret, mit angesehen und beobachtet; aber die oben angeführten Stellen waren mir noch nicht zu Gesicht gekommen; und sonst fand ich nirgend einen Trost. Glücklicherweise verließ mich mein natürliches Gefühl des Schicklichen nicht ganz und flüsterte mir, wie dem Socrates sein Genius, zu, meine Unwissenheit gerade und offenherzig zu gestehen und dann (ruhig kann ich eben nicht

schon gegen Fremde, vorzüglich gegen Lehrer, schüchtern gemacht und nie ans fragen gewöhnt worden sind, der thut, glaube ich, auch wohl, sie daran zu gewöhnen. Ich wenigstens kann mich nicht beschweren, von meinen Zöglingen, der gegebenen Erlaubniß unerachtet, je mit Fragen zu sehr belästigt worden zu seyn.

nicht sagen, aber doch mit einem Bewußtseyn von Unschuld, wenn die Sache zu meinem Nachtheil ausschlagen sollte) den Erfolg abzuwarten. Ich antwortete also: „diß, lieber R.., weiß ich nicht!"

R.. und auch meine beiden andern Zöglinge stuzten und sahen mich bedenklich an, ohne es jedoch zu wagen, ihr Erstaunen durch Worte an den Tag zu legen. Mein freimüthiges Geständniß befremdete sie zwar; schien ihnen aber doch mehr eine Art von Mitleiden (sie bemerkten meine Verlegenheit, die ich nicht ganz verbergen konnte) als von Verachtung einzuflößen. Ich suchte nun die Stunde sobald als möglich zu endigen, entließ meine Zöglinge und dachte der Sache weiter nach.

Daß ich, was das offenherzige Geständniß meiner Unwissenheit betraf, recht gehandelt hatte, davon war ich so ziemlich überzeugt; aber ein gewißes Ehrgefühl, das ich nicht ganz mißbilligen konnte, flüsterte mir aus dem Hinterhalt Bedenklichkeiten wegen meines, durch diesen Vorfall gesunkenen Ansehens zu; ich fühlte, daß ich meine Sache nur halb gut gemacht hatte; daß dieser Erklärung, um für meine Zöglinge beruhigend und mir selbst nicht nachtheilig zu seyn, noch etwas fehle. Was es aber sei, worin ich es noch versehen, das wußte ich nicht gleich. Ich sann aufs Neue nach, beschäftigte mich einige

nige Tage lang mit der Auflösung dieses pädagogischen Problems und glaubte endlich in meinem Benehmen darin noch einen Fehler zu entdecken, daß ich meinen Zöglingen nicht auch erklärt hatte, warum ich es nicht wußte, und warum ich überhaupt nicht Alles wissen könne. Diß zu thun, beschloß ich die nächste schickliche Gelegenheit zu benutzen, die sich mir anbieten würde und die, zu meinem Glück, nicht lange ausblieb.

„Man zählt bereits," — hatte bald nachher mein anderer Zögling Ch . . irgendwo gelesen, — „über . . . zigerlei *) Arten von Fiebern." Begierig kam sie nun zu mir, um zu erfahren, was denn diß für allerhand Fieber seien? Diese Frage hätte ich nun schon befriedigender beantworten können, als die erste; aber dennoch auch nicht ganz. Ueberdiß wollte ich ja die erste Gelegenheit benutzen, um meinen Zöglingen begreiflich zu machen, daß ich nicht Alles wissen könne; und daß dieser Mangel an Allwissenheit für sich allein kein hinreichender Grund sei, mir ihre Achtung zu entziehen. Ohne mich daher lange zu bedenken, antwortete ich: liebe Ch . ., ich weiß es nicht. Hiebei ließ ich es jedoch dißmal nicht bewenden, sondern fuhr fort, mich mit ihr und auch den beiden

*) Wie vielerlei, weiß ich selbst nicht mehr genau.

beiden übrigen Zöglingen in folgendes Gespräch einzulassen:

Ich. Kennst du den Hrn D. J..?

Ch. Ja.

Ich. Weißt du mir wohl zu sagen, was der Hr. D. J.. gelernt hat, was er kann und versteht?

Ch. Nein, das weiß ich nicht.

Ich. Versteht er vielleicht die Fabrick *)?

Ch. Ich glaube nicht.

Ich. Wer versteht denn die Fabrick?

Ch. Der Hr. D..; — R. der Hr. B. Sch.., und der Hr. W. Sch..; — Ch. L. der Hr. G. und der Hr. D.. u. s. w. jedes wußte Jemand zu nennen, der die Fabrick verstehe.

Ich. Und der Hr. S.., versteht er auch die Fabrick?

Alle. Nein; er ist ja ein Apothecker.

Ich. Aber der Hr. Pastor Sch.. wird doch die Fabrick verstehen?

Alle (lachen.) Nein; er ist ja ein Pastor und kein Fabricant.

Ich. Was versteht er denn? Was thut er?

Ch. L. Er predigt. — R. und hält Kinderlehre. — Ch. und tauft die kleinen Kinder.

Ich.

*) M... ist ein Fabrickort, wo sehr viele Tücher fabricirt werden.

Ich. Können denn die Tuchfabricanten nicht auch predigen?

Alle. Nein.

Ich. Oder kann der Hr. S. (der Apothecker) predigen?

Alle. Auch nicht.

Ich. Warum können aber die Tuchfabricanten und der Hr. S. nicht auch predigen?

R. Weil sie's nicht gelernt haben.

Ich. Und warum kann der Hr. Pastor kein Tuch fabriciren?

Ch. Weil er es nicht gelernt hat. — R. und Ch. L. weil er die Fabrick nicht gelernt hat. *)

Ich. Richtig. Also, weil der Hr. Pastor die Tuchfabrick nicht gelernt hat, kann er auch kein Tuch machen; und Hr. S. und die Hrn. Tuchfabricanten können nicht predigen, weil sie's nicht gelernt haben. Aber, warum haben sie's denn nicht gelernt?

R. Weil sie Tuchfabricanten werden wollten. — Ch. L. Nein, weil sie keine Pastors werden wollten.

Ich. Ihr habt beide Recht. Haben sie denn gar nichts gelernt, weil sie nicht predigen gelernt haben?

Beide. O ja, sie haben ja die Fabrick gelernt.

Ich.

*) Lauter im Ort übliche Kunstausdrücke.

Ich. Aber der Hr. Pastor sollte doch Tuch fabriciren können, er hat ja studiert und studiert noch immer?

Ch. L. Ja, er studiert andere Sachen, (nemlich als Tuch fabriciren).

Ich. Was studiert er denn?

Ch. Predigten.

Ich. Richtig. Er studiert, d. h. er denkt nach, wie er am Sonntag seine Zuhörer durch seine Predigten und Kinderlehren belehren, weiser und besser machen wolle. Der Tuchfabricant hingegen denkt darauf: wo und wie er am wohlfeilsten Wolle einkaufen könne; wie diese Wolle sortirt, gereinigt, gewaschen, gekämmt, gefärbt, gesponnen und zu Tuch verarbeitet werden müße; er sinnt ferner nach, was mit dem Tuch noch weiter vorzunehmen sei, daß es genoppt, gewalkt, gerauht, geschoren, und auf die Rahmen gespannt werden müße, u. s. w. *) Endlich, wie und wo er seine Tücher am besten und vortheilhaftesten verkaufen könne. Dazu gehören nun ebenfalls vielerlei Kenntnisse: Kenntniß der Wolle, des Wassers, der Farbstoffe, der Instrumente und Maschinen; er muß rechnen, schreiben und die Geographie verstehen. Kann er nun, wenn er alles diß gründlich lernen will, auch noch studieren, wie man predigen müße?

Ch.

*) Lauter im Ort übliche Kunstausdrücke.

Ch. Nein, dazu hat er keine Zeit.

Ich. Oder ist es nothwendig, daß er auch predigen könne, um ein guter Fabricant zu seyn?

Ch. Nein, diß ist nicht nöthig.

Ich. Eben so ist's mit dem Hrn. Pastor. Dieser muß auch vielerlei Sachen lernen: Lateinisch, Griechisch, Hebräisch, und noch viele andere Sachen; deswegen hat auch er nicht Zeit, die Fabrick zu lernen; auch hat er nicht nöthig, diß zu können. — Wir haben vorhin vom Hrn. D. F. gesprochen, was hat denn er gelernt?

(Keine Antwort.)

Ich. Fabricirt er etwa auch Tücher?

Alle. Nein.

Ich. Oder predigt er?

Ch. Auch nicht.

Ich. Was thut er denn?

Ch. Ich weiß es nur nicht recht zu sagen.

Ich. Ich will dir helfen. Erinnerst du dich noch, wie oft er neulich zu deinem Bruder B. kam?

Ch. O ja; alle Tage wohl zwei bis dreimal.

Ich. Und warum?

Ch. Weil mein Bruder krank war.

Ich. Was hat ihm denn gefehlt?

Ch. Er hatte das hitzige Fieber.

Ich. Diß ist eine böse Krankheit! — Was that denn aber der Hr. D. bei ihm?

Ch. Jezt weiß ich's: er verschrieb' ihm Arzneien.

Ich.

Ich. Richtig; die nachher in der Apothecke vom Hrn. S. nach der Vorschrift des Hrn. D. gemacht wurden. — Kann wohl der Hr. Pastor auch Arzneien verschreiben?

Ch. Ich glaube nicht.

Ich. Ich auch nicht. Warum mag er es nicht können?

Ch. Weil er es nicht gelernt hat. — Ch. L. Weil er es nicht können darf.

Ich. Also kann der Hr. Pastor nicht, was der Hr. D. kann?

Ch. Nein.

Ich. Oder kann der Hr. D., was der Hr. Pastor gelernt hat?

Ch. Nein; er kann ja nicht predigen.

Ich. Was kann er denn?

Ch. Arzneien verschreiben.

Ich. Warum hat er denn deinem Bruder Arzneien verschrieben?

Ch. Damit er sie einnehmen sollte.

Ich. Freilich. Aber warum hat er nur deinem Bruder B. und nicht auch deiner Schwester M. Ch. Arzneien verschrieben?

Ch. Weil nur mein Bruder B. krank war; meine Schwester aber nicht.

Ich. Welchen Personen verschreibt also der Hr. D. Arzneien?

Ch. Den Kranken.

Ich. Was für eine Krankheit hatte dein Bruder?

Ch. Das hitzige Fieber.

Ich. Hat er es noch?

Ch. Nein, der Hr. D. hat ihn curirt.

Ich. Ja, der Hr. D. hat ihn, durch die Arzneien, die er ihm gab, und mit der Hülfe des guten Gottes wieder gesund gemacht. — Was kann also der Hr. D?

Ch. Er kann kranke Personen wieder gesund machen.

Ich. Ja; wenn es Gottes Wille ist, daß sie wieder gesund werden sollen; und wenn sich die Kranken genau nach seinen Vorschriften richten und thun, was er ihnen sagt. Könnte er aber die Kranken auch heilen, wenn er nicht wüßte, was ihnen fehlt?

Ch. Nein.

Ich. Was muß er also wissen?

Ch. Was den Kranken fehlt.

Ich. Ja; d. h. was sie für eine Krankheit haben; er muß also die verschiedenen Krankheiten kennen und wissen, welches die besten Mittel dagegen sind; er muß den Körper des Menschen und die Einrichtung desselben, so wie auch die Pflanzen kennen, woraus man Arzneien bereitet, u. s. w. Wenn er also die verschiedenen Krankheiten kennt, welche den Menschen befallen, so wird er wohl auch die verschiedenen Fieber kennen; er wird

wissen,

wissen, wie vielerlei es giebt, wie sie heissen, u. s. w.?

Ch. Ich glaube es.

Ich. Weißt denn der Hr. Pastor diß nicht auch?

Ch. Nein.

Ich. Du hast recht. — Ist es aber keine Schande, daß er es nicht weiß?

Ch. Nein; er hat es ja nicht gelernt.

Ich. Und, kannst du noch hinzusetzen, er braucht es auch nicht zu wissen; es ist seine Sache nicht; es gehört nicht zu seinem Amt. Ueberhaupt kann kein Mensch Alles wissen; theils weil er nicht Alles zu wissen braucht; theils weil er doch nicht Alles lernen könnte, wenn er auch noch so alt würde. Es ist daher genug, wenn Jeder das lernt, was er zu wissen braucht; was, wie man sagt, zu seinem Fache gehört. — Aus dieser Ursache, liebe Ch. weiß auch ich nicht Alles. Ich lerne aber, wie du wohl weißt, gern immer noch mehr aus guten Büchern, um auch euch immer noch besser unterrichten zu können. Auch der Hr. Pastor und der Hr. D. lernen täglich noch mehr; d. h. sie studieren. Und warum studieren sie?

Ch. Weil sie noch nicht Alles wissen.

Ich. Richtig; sie lernen also aus der nemlichen Ursache noch immer mehr, aus der auch ich

mehr lerne. Und warum lernet ihr täglich bei mir?

R. Weil wir noch nicht Alles wissen.

Ich. Wenn ihr aber schon alles wüßtet, was ich weiß und kann; könntet ihr noch etwas bei mir lernen? Brauchtet ihr noch zu mir auf die Schule *) zu kommen?

Alle. Nein.

Ich. Gewiß nicht. Könnet ihr denn etwas bei mir lernen, was ihr noch nicht wißt?

Alle. Ja.

Ich. Ich habe euch aber vorhin gestanden, daß ich selbst noch nicht Alles weiß, daß ich noch aus Büchern lernen muß. Könnet ihr deswegen bei mir dennoch etwas lernen, ob ich gleich nicht alles weiß?

Alle. Ja; wir können noch etwas bei Ihnen lernen. Ch. L. (sezte hinzu): Sie wissen doch Vieles, was wir noch nicht wissen.

Ich. Ich hoffe es, lieben Kinder! Denn wenn diß nicht wäre, wenn ihr bei mir nichts mehr lernen könntet; so gienge ich wieder fort; u. s. w. — Hier erfolgte eine sehr rührende Scene, deren Beschreibung aber nicht hieher gehört. Genug, der Ausgang dieses Gesprächs verschaffte mir das beinah verlorne Zutrauen meiner Zöglinge

*) So wird in M . . . gewöhnlich das Zimmer des Hauslehrers genannt.

linge völlig wieder, und es fiel ihnen nachher nie mehr auf, über diese oder jene Frage von mir das Geständniß zu hören: diß weiß ich nicht! —

An Ueberzeugungsgründen, daß kein Mensch Alles wissen kann, und daß vernünftige Leute sich nicht zu schämen brauchen, täglich noch etwas Neues zu lernen, sie mögen seyn, wer und so alt als sie wollen, kann es einem geschickten und auf das, was um ihn her vorgeht, aufmerksamen Lehrer nie fehlen. Er merke sich daher solche Fälle und suche auch seine Kinder aufmerksam darauf zu machen; sie sind nicht selten. Wie oft hört man z. B. nicht diese und ähnliche Ausdrücke: „diß hab ich noch nicht gewußt" (folglich es erst gelernt). „Heute hab' ich wieder etwas Neues gelernt" u. s. w. Eben so leicht wird es ihm seyn, die Kinder zur Ueberzeugung zu bringen, daß Niemand von den ihnen bekannten Personen Alles, sondern daß der Eine diß, der Andere etwas anderes wisse und verstehe; daß Jeder genug zu lernen habe, wenn er nur dasjenige recht lernen will, was zu seinem Handwerk, Amt, Beruf u. s. w. gehört.

Es ist jedoch gut, wenn man der, in gewißen Fällen zwar überläftig werdenden, obgleich an sich guten nnd untadelhaften Wißbegierde der Kinder auch noch auf eine andere Art zu begegnen und sich hauptsächlich dann aus der Verlegenheit mit Manier herauszuziehen weiß, wo

man Fragen beantworten soll, die man zwar leicht und befriedigend zu beantworten im Stande wäre; aber gerade jezt nicht beantworten mag; entweder, weil es eine Sache betrifft, die nicht hieher zu dem gerade jezt abzuhandelnden Gegenstande gehört, deren ausführliche Erklärung zu weit von diesem abführen dürfte; oder, weil es einen solchen betrifft, worüber man die Kinder noch nicht belehren kann, weil auch die populairste Erklärung für ihre Fassungskraft noch zu hoch seyn würde; oder endlich, weil die Sache von der Art ist, daß eine befriedigende und zugleich auch Nutzen bringende Erklärung von Seiten der Schüler sowohl, als auch des Lehrers eine andere ernstere Stimmung, eine gewiße Vorbereitung und Feierlichkeit erheischt, die im Augenblick nicht erzwungen werden kann, und ohne welche die ganze Erklärung ihres Zwecks verfehlen würde. Hieher gehört hauptsächlich die so wichtige, so kizliche und schwere Belehrung über den Ursprung und die Erzeugung des Menschen; über den Zweck, die Gefahr des Mißbrauchs und der Verletzung der Geschlechtstheile, u. s. w. Denn, ob ich gleich der Meinung bin, daß diese Erklärung nicht, unnöthiger Weise zu früh gegeben werde, sondern so lange zu verschieben sei, als es 1) ohne wahrscheinliche Gefahr, die Kinder möchten auf einem andern, für ihre Einbildungskraft und Moralität schädlichern Wege,

ohne

ohne unser Zuthun, dazu gelangen, geschehen kann; oder doch so lang zu warten, bis 2) die den Kindern nöthigen physiologischen und moralischen Vorkenntnisse beigebracht werden konnten: so können dennoch Fälle eintreten, in denen der Aufschub der nöthigen Erklärung bedenklich werden könnte, „und wo es dennoch" wo es nüzlich ist, wenn sich der Lehrer auf eine schikliche Art für den Augenblick von der Verbindlichkeit, diese Erklärung sogleich zu geben, loszumachen versteht. In dergleichen Fällen reicht nemlich die obige Erklärung „diß weiß ich nicht" nicht überall aus. Es giebt Dinge, von welchen auch Kinder wohl wissen, daß sie den Erwachsenen nicht unbekannt sind; wer dann ihre, oft zwar voreiligen und ungelegenen, aber gewöhnlich noch unschuldigen *);

*) Kinder, welche dergleichen Fragen noch mit der, ihrem Alter natürlichen Naivität und Offenherzigkeit thun dürfen, sind, in der Regel, noch unschuldig; ihre Einbildungskraft ist noch rein, ihre Keuschheit noch unverlezt. Lehrer, Erzieher, hüte dich, sie durch Unvorsichtigkeit, durch pedantischen Ernst, durch Vorschüzung von Unwissenheit oder als seien es Dinge, die sie noch nichts angiengen, die sie noch nicht zu wissen brauchten, zurück und von dir wegzuscheuchen! Ein einziges unvorsichtiges Wort bei einer solchen Gelegenheit gesprochen, entfernt die Kinder auf immer von dir; und alle deine Sorgen und Mühwaltungen sind von nun an verloren! —

Fragen mit „ich weiß es nicht!" abweisen wollte, der würde entweder sich dem Verdacht des bösen Willens, oder seine Schüler der Gefahr aussetzen, in dergleichen Fällen künftighin nicht mehr so aufrichtig und zutrauensvoll gegen ihn zu seyn, sondern die gewünschte Belehrung anderswo zu suchen *).

Wie hilft sich nun der Lehrer in dergleichen Fällen? —

Er sage entweder den Kindern: hievon haben wir jezt nicht Zeit zu reden; ich habe mir vorgenommen, es ein andermal zu thun; erinnert mich wieder daran. Diese Methode ist vorzüglich dann zu empfehlen, wenn es Sachen von Wichtigkeit betrifft, dergleichen z. B. die obenerwähnten Gegenstände sind. Der Zusatz „erinnert mich wieder daran" ist eine kleine Kriegslist, wenn ich so sagen darf; die Schüler sehen, daß es nicht böser Wille ist, wenn der Lehrer ihre Neugierde nicht sogleich befriedigt; es hängt ja von ihnen ab, ihre Frage zu wiederholen, sobald sie

*) Rousseau, dieser große Kenner des Menschen und vorzüglich des Kindes, will eine aufrichtige, wahre Antwort auf dergleichen Fragen. Mit Beifall führt er eine sehr naive Antwort dieser Art im 3ten B. seines Emils an. Doch verdient die Campesche Anmerkung dazu, Revis. Werk. 13ter Th. auch nachgelesen zu werden.

sie wollen, was sie auch nicht verabsäumen werden, zu thun. Der Lehrer lasse es aber zu dieser Erinnerung nicht kommen, sondern erfülle sein Versprechen unaufgefordert. Diß gewährt ihm den doppelten Vortheil: einmal kann er dazu den schicklichsten Zeitpunct wählen, wo er gehörig vorbereitet ist und auch die Kinder gehörig vorbereiten kann; und dann verstärkt dieses Zuvorkommen das Zutrauen der Zöglinge, daß ihnen der Erzieher nichts verhehlen werde, woran es ihnen hauptsächlich gelegen ist. Denn, argumentiren sie ganz richtig, meinte es unser Lehrer nicht aufrichtig mit uns, so würde er schwerlich selbst und von freien Stücken wieder davon anfangen;" der Lehrer kann daher so ziemlich versichert seyn, daß seine Schüler mit seiner Erklärung zufrieden seien, und, dieser Zufriedenheit wegen, auch nicht suchen werden, auf einem andern gefährlichern Wege die volle Erklärung zu suchen, auch wenn er es für gut fand, über gewißen Dingen den Vorhang noch unaufgezogen zu lassen.

Oder er sage: diß versteht ihr noch nicht! Damit ist aber die Sache nicht immer abgethan. Kinder glauben dieser Versicherung selten ganz, wenn sie ihnen nicht schon einmal bewiesen und sie von der Wahrheit derselben überzeugt worden sind. Diese Ueberzeugung in meinen Zöglingen hervorzubringen, bediente ich mich eines Verfahrens, das in jedem andern Falle höchst ver-

kehrt und schädlich gewesen wäre, hier aber, und weil es nur ein, zwei, höchstens dreimal geschickt angebracht zu werden braucht, um für alle künftige Zeiten und Fälle durch sich selbst entbehrlich gemacht zu werden, zweckmäßig war. Ich that nemlich, was unerfahrne Lehrer gewöhnlich, aber am unrechten Ort zu thun pflegen: ich demonstrirte, was das Zeug halten mochte, so gelehrt als möglich. Wenn ich euch, sagte ich zu meinen Zöglingen, diß erklären wollte, so würdet ihr es eben so wenig fassen und verstehen, als wenn ich euch aus der Mechanik die Lehre vom Hypomochlium *) erklärte. Oder glaubt ihr etwa, ihr würdet es dennoch verstehen? Gut; wir wollen sehen. „Unter Hypomochlium also versteht man in der Mechanik, u. s. w." — und so fuhr ich eine Zeitlang so gelehrt als möglich fort; noch mehr, ich bemühete mich, durch gewiße Kunstgriffe, dergleichen Ermahnungen, Fragen ꝛc. sind, ihre

*) Absichtlich wählte ich einen Gegenstand, wovon sie nicht nur noch nichts verstunden, sondern dessen Benennung in ihren Ohren recht fremd und gefährlich klingen mußte. Uebrigens wird man ohne mein Erinnern einsehen, daß zu diesem Zweck jeder Saz der reinen und angewandten Mathematik, so wie auch der Moral, Politik u. s. w. gebraucht werden kann; vorausgesezt, die Kinder verstehen wirklich noch nichts davon.

ihre Aufmerksamkeit wider ihren Willen zu fesseln, bis sie endlich anfiengen, ungeduldig zu werden. Jezt hielt ich ein und fragte: habt ihr mich verstanden? wißt ihr nun, was Hypomochlium ist? — Die Antwort läßt sich errathen. Die Kinder waren nun überzeugt, daß es noch Vieles gebe, was sie noch nicht verstehen, und was ihnen auch noch nicht begreiflich gemacht werden könne. Bei vorkommenden ähnlichen Fällen dürfte ich zu der Antwort „diß versteht ihr nicht" nur noch hinzusetzen: so wenig als die Lehre vom Hypomochlium.

Es kann jedoch geschehen, daß Kinder durch diese Methode, (welche im Grunde nichts als ein geschickt untergeschobenes quid pro quo ist und daher bei scharfsinnigen Kindern nicht immer oder doch mit großer Behutsamkeit, ich möchte sagen, mit Taschenspieler-Geschicklichkeit, angewandt werden muß) zwar davon überzeugt werden, daß sie das, was der Lehrer dem Gegenstand ihrer Neugierde (wornach sie eigentlich gefragt hatten) unterschob, nicht im Stande seien, zu verstehen; aber es bleibt ein geheimer Zweifel bei ihnen: ob denn das, was sie wissen wollten, ihnen zu erklären eben so unmöglich sei? In diesem Falle weiß ich keinen bessern Rath, als: ist der Lehrer im Stande, über die vorgelegte Frage (und zwar über die nemliche) ex tempore, und ohne daß es das Ansehen hat, es mache ihm

Mühe,

Mühe, eben so gelehrt zu peroriren, so werden seine Schüler um so leichter überzeugt, daß sie nicht Alles begreifen können; — getraut sich aber der Lehrer nicht, diß Wagestück mit wahrscheinlich glücklichem Erfolg zu versuchen, (denn, mißlingt es, so fällt künftig aller Glaube an die Versicherung „diß versteht ihr nicht!" weg) so verspreche er geradezu, ihnen die Sache ein andermal zu erklären.

Daß übrigens die Antwort „diß versteht ihr nicht" nebst dem obigen Beweis nur dann mit Erfolg und Nutzen zu gebrauchen sei, wenn die Frage der Kinder einen mehr wissenschaftlichen, nicht aber auch dann, wenn sie einen solchen Gegenstand betrifft, der für die Zöglinge ein gewißes moralisches Interesse hat, versteht sich von selbst.

Im Sept. 1800. L.

Schlußanmerkung des Herausgebers.

Unter den Fragen, welche der Gegenstand der voransteheuden Abhandlung sind, verdienen allerdings diejenigen eine besondere Aufmerksamkeit, welche der Erzieher zwar beantworten *kann*, aber nicht *will*, weil er von ihrer Beantwortung Schaden für den *Verstand* oder die *Sittlichkeit* seiner Zöglinge befürchtet. Unter die der lezten Art gehören vornemlich die den Geschlechtstrieb und die Erzeugung des Menschen betreffenden

fenden Fragen der Kinder, welche durch halbe oder wie häufig genug geschieht, ungereimte Beantwortungen, deren Unstatthaftes das Kind selbst einsehen kann, öfters mehr schaden als keine oder eine ganz richtige Antwort. Ein vortreffliches Beispiel, wie sich Erzieher hierin zu verhalten haben, findet man in „Heusingers Familie Wertheim, Gotha 1799. III. B. S. 118. ff." auf welches ich hier der Kürze halber verweise.

M.

2.

Zwo merkwürdige pädagogische Erfahrungen.

1.

Ein Knabe von etwas stumpfem Verstande und einer ziemlich rohen Gemüthsart zeichnete sich eine Zeitlang in der Schule, und zwar je länger, je mehr durch eine hartnäckige und gefühllose Widerspenstigkeit gegen alle Vorstellungen und Ermahnungen seines Lehrers, durch unempfindlichen Troz gegen alle Züchtigungen, durch gänzlichen Mangel an Fortschritten im Lernen, und durch Bosheit gegen seine Gespielen, denen er während des Unterrichts allerlei hämische Strei-

che

che spielte, aus. — Mit Wehmuth klagte mir der Lehrer, so oft ich die Schule besuchte, seine fruchtlosen Bemühungen, den Knaben zu bessern, und auch meine eigenen Ermahnungen und Vorstellungen, wodurch ich die des Lehrers unterstüzte, schienen anfänglich eben so wenig Eingang zu finden; der Knabe sah mir bei allem, was ich ihm sagte, mit einer gefühllosen trotzigen Rohheit ins Gesicht, die mich empörte, und alle meine Worte schienen über seine Seele, wie Wasser über Schmeer hinwegzugleiten, ohne einen Eindruck zu hinterlassen. Nach und nach gelang es mir jedoch, seine Unempfindlichkeit zu überwinden, er brach zulezt in Thränen aus; aber im Ganzen blieb er doch wie zuvor, und sein Lehrer hatte immerfort die nemlichen Klagen über ihn.

Ich sprach hierauf mit dem Vater des Knaben, welcher dieselben Klagen führte, wie der Lehrer, und mir sagte, daß sein Sohn auch zu Hause eben den gefühllosen Troz gegen alle Ermahnungen, Drohungen und Züchtigungen bewiese, wie in der Schule. Ich wußte schon zuvor, daß die Erziehung in diesem Hause nicht die beste wäre, und fragte deswegen den Vater: wie er denn seine Kinder, und namentlich diesen Knaben zu behandeln gewohnt wäre? Er antworte mir: „er predige immer an ihn hin, prügle ihn alle Tage und pflege ihn öfters halb todt

zu

zu schlagen, aber es wolle alles nichts fruchten und helfen." — Nun war mir das verstockte Wesen des Knaben schon etwas erklärbarer, durch das unaufhörliche Predigen, wie der Vater sich ausdrückte, war er taub und durch Gewohnheit unempfindlich dagegen geworden, und die bestialische Behandlung hatte ihn zugleich tückisch gemacht. Ich rieth daher dem Vater, daß er ihn künftig gelinder behandeln, und durch Liebe zu gewinnen suchen sollte, aber mein Rath wurde nicht befolgt, denn der Mann gehörte unter die zahlreiche Classe von Vätern, welche das ganze Geschäfte der Erziehung abgethan zu haben glauben, wenn sie zuweilen recht exemplarisch, wie sies nennen, mit dem Prügel drein fahren, und alsdann nachher die Sache wieder gehen lassen, wie sie geht.

Endlich erhielt ich nach einiger Zeit einen neuen, aber freilich sehr unerwarteten Aufschluß über das Betragen des Knaben. Eine nahe Anverwandte seines Hauses kam zufälligerweise in das meinige, und ich nahm hiebei der Gelegenheit wahr, um auch mit ihr über den Knaben, sein bisheriges Betragen, und die Mittel, ihn wieder zurecht zu bringen, zu sprechen. Diese sagte mir nun, auch sie hätte ihm schon oft einen Vorhalt über die Unzufriedenheit mit ihm gemacht, welche sie bei jedermann wahrnähme, wäre aber ganz erstaunt, als sie bei dieser Gelegen-

legenheit die Entdeckung gemacht hätte, auf was für eine sonderbare Idee der Knabe gekommen wäre, denn er hielte sich für ein leibliches Kind des Teufels, glaubte gar nicht, daß sein Vater wirklich sein Vater, sondern daß es der Teufel im eigentlichsten Verstande wäre, und als ein Kind des Teufels, hätte er ihr geantwortet, könne er ja gar nicht anders seyn, man sollte daher nicht so viel Worte an ihn verschwenden. Sie wisse gar nicht, schloß sie endlich, wie der Knabe auf den abscheulichen Einfall gerathen wäre.

Mir war es sehr begreiflich. Es war eine Art von Wahnsinn, worein der arme Junge durch die bestialische Behandlung seines Vaters versezt worden war. Das unaufhörliche Tadeln aller seiner Handlungen und die täglichen, öfters so grausam zugemessenen, Schläge, brachten ihn endlich zur Verzweiflung an sich selbst, er fieng wirklich an zu glauben, daß an ihm gar nichts gutes und er ein unverbesserlicher Mensch wäre, und da er diese Eigenschaften an keinem seiner Geschwister oder Gespielen bemerkte, so leitete ihn diß auf die Vermuthung, er möchte wohl ein Wesen anderer Art, ein wirkliches Kind des Teufels seyn, worin er durch die, wie ich nachher erfuhr, von seinem Vater häufig ausgestoßenen Worte: du bist ein rechtes Teufelskind, leicht bestärkt werden konnte.

Ich

Ich bat nun die Verwandte, dafür zu sorgen, daß der Knabe künftig gütiger behandelt, und dadurch wieder zurecht würde, und es gelang. Sie selbst ist eine sehr gutmüthige Person, die den Knaben durch Güte zu gewinnen und zu der Ueberzeugung zu bringen wußte, daß er wohl noch besser werden könnte; — und als hierauf auch der Vater, durch die Verwandte und mich veranlaßt, eine Zeitlang mehr Liebe gegen das Kind blicken ließ, das Schelten und Schlagen eine Zeitlang einstellte, und dem Knaben über Fortschritte in der Besserung seine Zufriedenheit bezeugte, so verlor sich endlich die unglückliche Idee wieder bei ihm, und mit ihr auch der gefühllose Starrsinn.

Uebrigens ist diese Geschichte ein neuer Beweis für die Wichtigkeit der pädagogischen Regel: zu verhüten, daß ein Kind das Zutrauen zu sich selbst nicht verliere.

M.

2.

Aus einem Briefe.

— — Folgende Beobachtung scheint mir der Beherzigung und Mittheilung auch nicht unwerth zu seyn.

Sie kennen mein ältestes Kind; ein reizbares, fein gebautes und fein fühlendes Mädchen zwischen acht und neun Jahren, von vielen Anlagen und, was insbesondere hieher gehört, einer sehr lebhaften und thätigen Phantasie. — Schon vor mehreren Jahren bemerkte ich an diesem Mädchen auf einmal einen Hang zu Verheimlichungen und am Ende gar auch zum Lügen. Wie und wodurch er entstanden ist, weiß ich Ihnen nicht zu sagen; aber daß ich ihn mit Betrübniß bemerkte, weil ein solcher Hang schon eine gewiße Schiefheit des Characters voraussezt, werden Sie mir leicht glauben. Ich glaubte ihm daher nicht frühe genug entgegenarbeiten zu können, und diß that ich dadurch, daß ich ihr jedesmal, so oft ich sie auf einer vorsezlichen Verheimlichung oder Unwahrheit ertappte, meinen äussersten Unwillen und Abscheu zu erkennen gab, das Vergehen, das sie geläugnet hatte, nun doppelt strafte, und hingegen leicht verzieh, oder sie damit sehr gelinde durchkommen ließ, wenn sie es offenherzig gestand. Ich bemerkte auch bald, daß diß Verfahren ihr selbst einen Abscheu vor der Lüge und ein sehr eifriges Bestreben, die Wahrheit zu reden, beibrachte, und ich habe sie wirklich dadurch von jenem Hange geheilt. — Aber ein paarmal kam ich dabei doch in sonderbare Verlegenheiten.

Oft, wenn ich sie wegen eines begangenen

Fehlers

Fehlers zur Rede stellte, fieng sie, ehe sie antwortete, an zu stottern, wurde mit einem brennenden Roth übergossen, und am Ende kam eine Unwahrheit heraus. Nun folgte wieder die Aeusserung meines Unwillens und Abscheues, welche sie aber mit so bitterem Schluchzen, und nachdem dieses vorbei war, mit einer so lebhaften Bezeugung ihrer Unschuld aufnahm, daß ich stuzte und ihr Unrecht gethan zu haben befürchtete; und doch war es eine ganz offenbare Unwahrheit, was sie gesagt hatte.

Nachdem dieser Fall ein paarmal vorgekommen war, dachte ich weiter darüber nach, und fand endlich, daß das Mädchen zwar eine Unwahrheit gesagt hatte, aber eine Wahrheit gesagt zu haben glaubte, und also doch unschuldig war. — Aber was war die Ursache dieses Irrthums? Genauere Beobachtungen lehrten mich, daß es keine andere war, als die: mein oben angegebenes Verfahren hatte dem Mädchen eine solche Furcht vor dem Lügen beigebracht, daß es, wenn ich es ernsthaft fragte, selbst unwillkührlich eine Unwahrheit zu sagen befürchtete. Diese Furcht und das damit verbundene ängstliche Bestreben, die Wahrheit zu reden, und dann ihre lebhafte Phantasie, die ihr wohl auch sonst zuweilen ihre Producte als Wirklichkeit vorspiegelt, verwirrten sie, und sie glaubte nun wirklich, die

Wahrheit zu reden, indem sie eine Unwahrheit sprach. Diese Erfahrung habe ich öfters an ihr gemacht, und sie besonders dann bestätigt gefunden, wenn ich in einem solchen Falle nur ruhig zu ihr sagte: besinne dich, was du sagen willst. — Dann verlor sich die Verwirrung und sie erkannte ihren Irrthum.

Ich überlasse Ihnen die Folgerungen, die sich daraus herleiten lassen u. s. w.

IV.

Aeſthetik.

I.

Etwas über das Wunderbare und den Hang zu demselben.

Das Wunderbare beweist seine Macht über alle Gemüther. In allen Zeiten, in allen, durch Cultur auch noch so verschiedenen Ständen und in allen Lebensaltern offenbaret es seine Herrschaft. Wenn schon die Grade verschieden sind, in welchen seine Gewalt über die Menschen und die frohe Unterwürfigkeit der Menschen unter diese Gewalt sich hervorthun, so ist sie doch selbst in keinen Fällen abzuläugnen.

Man kann deswegen mit Recht behaupten, daß der Hang zum Wunderbaren eine der menschlichen Natur eigenthümliche Stimmung ist, der auch allerdings eine genauere Untersuchung verdient.

So befremdend es scheint, daß bei der Vernunftmäßigkeit unsrer Natur und der in dieser begründeten Liebe zur Wahrheit, so wie bei dem uns allen anwohnenden Triebe, bei einer in der Erfahrung gegebenen Thatsache eine vernünftige Causalität, überhaupt einen vernünftigen Zusammenhang der Dinge zu entdecken, dieser entge-

gengesezte Trieb der Liebe zum Entgegengesezten vorhanden seyn soll, so wahr ist die Erscheinung doch, und die allgemeine Erfahrung bestätiget sie.

Wie oft zieht man nicht, durch einen eigenen Reiz getrieben, bei der Erklärung einer Wirkung die übernatürliche der natürlichen, die ungewöhnliche der gewöhnlichen vor! Man findet diß zwar hauptsächlich beim ungebildeten Menschen: aber auch der durch wissenschaftliche Uebung oder Erfahrung und Umgang verfeinerte Mensch, der das wahre vom falschen mehr absondern gelernt hat, legt das Wohlgefallen am Wunderbaren — einer Ereigniß oder eine Reihe von Ereignissen, die eine gegen den bekannten Gang der Dinge streitende ursachliche Verknüpfung haben — nie oder nur selten ab, und es wird für ihn eine Quelle wahren Vergnügens, wo er das Wunderbare in einem Kunstwerke zweckmäßig genüzt sieht: er kehrt mit Wollust zu den romantischen Dichtungen eines Ariosts oder Wielands zurück, er überläßt sich der süßen Illusion, die diese vortrefflichen Meister so sehr in ihrer Gewalt haben, er tritt mit ihnen in den gefälligen Bund,

„sich willig täuschen zu lassen" *)

tritt mit ihnen in den magischen Kreis ihrer Schöpfungen ein, wohin sie den Leser beschwören.

Man

*) Wielands Oberon. I. Ges.

Man sagt nicht genug, wenn man die Ursachen dieses Geschmacks und des Hanges zum Wunderbaren überhaupt blos im Vergnügen sucht, welche die dadurch erhöhte thätige Kraft unsrer Phantasie uns gewähren müße. Beim Naturmenschen kann ohnehin dieser Hang darin nicht allein gegründet seyn. Die Unbekanntheit mit den wahren Ursachen auf der einen, auf der andern Seite das Verlangen auf die Fragen wie? und woher? eine Antwort, was immer für eine, so abentheuerlich diese auch seyn möge, bei der Faulheit in der Thätigkeit, nicht langenachsinnen zu dürfen, zu erhalten, bestimmt ihn und drängt ihn mit den seltsamsten und widersinnigsten Erklärungen, die er sich selber schafft, oder die ihm von andern aufgeheftet werden, zufrieden zu seyn. Wir müßen also bei der Erklärung für Wohl unsre zusammengesezte Natur zu Hülfe nehmen. Aus dieser, aus der Vernunft und der Sinnlichkeit zugleich geht die Grundursache des Hanges zum Wunderbaren, der bei gebildeten und ungebildeten angetroffen wird, hervor; aus Vernunft und Sinnlichkeit, in ihrer Verbindung, scheint auch der oben berührte Widerstreit am besten erklärt und zugleich gehoben werden zu können. Ja in den Gesetzen der Vernunft selber entdeckt man Quellen, aus denen diese Liebe zu dem Wunderbaren, die zunächst von der Phantasie und der Einbildungskraft bestimmt wird,

entsprin-

entspringen dürfte. Ich sage: diese Liebe wird von der Phantasie und der Einbildungskraft bestimmt, indem mit Recht zwischen diesen beiden Vermögen unterschieden werden muß, und zwar (dem erstern) als einem Vermögen, unwillkührlich, mehr leidend (Phantasie) und 2) willkührlich, freithätig Bilder von abwesenden Gegenständen vor das Gemüth zu rufen, die höher hinauf in dem Vermögen der Vorstellung und (als Hang) in dem Triebe nach Vorstellungen aufzusuchen sind.

Hier schliessen sich schon ihre Quellen an die gemeinschaftlichen Quellen der Vernunft an. (Der theoretischen und practischen, deren erstere die Gesetze des Denkens, die andere den Willen bestimmt.)

Daß der uncultivirte Mensch, bei dem Sinnlichkeit und Phantasie vorm Verstande und der Vernunft noch vorausherrschen, der Mensch, bei dem die Natur noch das Uebergewicht über die Freiheit hat, sich den Reizen des Wunderbaren so gerne und so unbedingt hingiebt, wird in der That, bei diesen Bedingungen unsres Wesens keinem leicht wunderbar scheinen: eben so wenig als man sich sonach über die Neigung des Kindes selbst, die es dafür allgemein zeigt, verwundern wird; des Kindes, das mit dem Naturmenschen ungefähr auf eben derselben Stufe

steht,

steht, und in dessen Spielen, in dessen Hange, fremde Zustände sich anzueignen, aus sich selber, aus seinen ihm bekannten Verhältnissen herauszutreten, sich dem Beobachter bereits ein allgemeiner Hang des Menschen zu demselben ankündigen dürfte.

Der Trieb der Thätigkeit, die Liebe zu abwechselnden und neuen ungewohnten Vorstellungen, wenn schon diese auch nicht immer einen Zustand rein angenehmer Empfindungen gewähren, wie diß beim Wunderbaren der Fall ist, das oft mit Schreck, mit Furcht und Grausen verbunden seyn kann, (wenn die Seele jezt das sucht, wofür sie sich entsezt) drängen junge und erwachsene Kinder zum Wunderbaren hin. Das magische Dunkelhell solcher Vorstellungen, das süße Staunen, das solche fremde, wenn auch nicht selten schreckhafte Gestalten verschaffen, zaubert den Menschen mit unbeschreiblicher Gewalt an sie hin und erfüllt sein Gemüth mit schauerlicher Wollust. Zurückgestoßen wird er angezogen, und niedergedrückt fühlt er sich gehoben, aus dem Kreise der Gegenwart herausgerissen, eingeschlossen in einen höheren neuen, empfindet er sich über sich selber gerückt; und, wo die Natur für ihn aufhört, waltet die Freiheit der Einbildungskraft, gränzenlos, könnte man ohne Widerspruch sagen, in der Gränze, unendlich in der Endlichkeit.

Aber

Aber daß auch der Mensch von gebildeter Vernunft, der dieselbe an der Hand der Erfahrung groß gezogen hat, noch ein so lebhaftes Wohlgefallen an dem Wunderbaren hat — diese Erscheinung dürfte befremdender seyn: und doch läßt sie sich aus derselben Ursache ableiten. Nur ist das Wohlgefallen dann bei solchen Menschen dem Grade nach vorzüglich verschieden, und auch die Beschaffenheit des Wunderbaren muß anders seyn, wenn es das Wohlgefallen des gebildeten wecken und festhalten soll.

Auch der unterrichtetste und aufgeklärteste weiß, daß er nicht Vernunftwesen allein ist, und daß er das Ideal reiner Vernunft nie erreichen kann. Je mehr er seine Bestimmung, die ihm seine zusammengesezte Natur vorlegt, im Augenmerke hat, desto eher wird er darauf bedacht seyn, nie einseitig die Kräfte seines Geistes und Gemüthes anzubauen. Er wird sich deswegen oft auch gerne den Spielen der Einbildungskraft, in deren Feld das Wunderbare gehört, hingeben, aber so hingeben, daß er seine Vernunftsfreiheit immer dabei behauptet. Der Unterschied ist:

Das Kind und der Ungebildete werden bethört, ohne es zu wissen: der Gebildete Vernunftmündige läßt sich bethören; er will jezt bethört seyn. Er tritt auf einige Zeit der Einbildungskraft die Herr-

schaft

schaft ab vor der Vernunft, ohne diese aufzugeben. Nur die Plätze beider werden verrückt. Diese tritt, so zu reden, in den Hintergrund, und eben daß sie dem Spiel der Phantasie selber mit zusieht, es wohl auch leitet, daß er sich bewußt ist, er lasse sich jezt täuschen, erhöht sein Vergnügen.

Darum ist seine Wahl auch eckeler und strenger: diese hält ihm der Geschmack vor: und der, abhängig von der Urtheilskraft wie von der Phantasie, mit der Vernunft weit enger zusammenhängt, als die Phantasie.

Nicht alles und jedes Wunderbare, dem der Pöbel — im weitesten Sinne des Wortes — mit pöbelhaftem Staunen huldigt, nicht jedes Ammenmährchen, nicht jede Abentheuerlichkeit der bildenden, zeichnenden oder redenden Künste lockt ihn an sich; (es geschähe denn, was Mährchen, diese bisarresten, buntesten Kinder der Einbildungskraft, beträfe, aus einem besondern Interesse nach den Gesetzen der Ideenvergesellschaftung, um seine Jugendgefühle wieder daran zu wecken, seine glückliche Kindheit wieder darin zu finden, wovon hier nicht die Rede seyn kann.)

Nur diejenigen Spiele der Phantasie, was allerdings auch von den besseren Mährchen, den thöricht-verständigen eines Hamiltons z. B., gelten kann, werden ihn unterhalten, in denen

auch

auch bei der freiesten Willkühr und dem launenhaftesten Muthwillen, den der Künstler mit seinem Stoffe so ausübt, daß er nicht selten sein eigenes Werk wieder zu zerstören scheint, immerdar noch Gesezmäßigkeit herrsche. Das Spiel muß seines Ernstes, wenn er sich schon dessen jezt hier begiebt, würdig seyn. Auch seine noch so leichte Erholungen sollen geistreich, seines Geschmackes und seines Verstandes werth seyn. Er will auch in den regellosesten Schöpfungen der ausschweifendsten Phantasie die vollendende Hand der Grazie nicht vermissen, und irgend eine weise Bedeutung, wenn nicht sehen, doch ahnden. Eine patagonische Balüstrade voll Ungeheuer kann seine Aufmerksamkeit niemals an sich ziehen, eben so wenig als die verworrene und verwirrende Teufelsgruppen eines Breugels, die ihn einengen und ihm Sinn, Herz und Geist gleich peinlich zusammenschnüren. So wird er auch vor den monströsen Schauerstücken unsrer romantischen Hexen = Geister = Sagen = und Rittergeschichtsschreiber, an deren Unzahl und meist ungeheurer Form in dem lezten Jahrzehende, besonders dieses nun geendigten, merkwürdigen Jahrhunderts nur der schlaffe, kleinlichte und nichtige, durch üppige Sinnlichkeit verwahrloste und verbildete Geist einer beträchtlichen Classe von sogenannten aufgeklärten Menschen, unsrer mehr mit der Aufklärung ringenden als aufgeklärten

klärten Zeit, ein so dumpfsinniges Wohlbehagen finden konnte — in allem Ernste zurückschauen.

Es wäre hier noch manches von dem weisen und nüchternen, durch ächten Geschmack zu bestimmenden Gebrauche, den unsre Künstler vom Wunderbaren mit Wahl und Mäßigung zu machen haben, anzuführen. Den Künstlern des Alterthums war der Boden eines gefälligen, heiteren Wunderbaren, das sich an einem freien und besonnenen Geschmack immer rechtfertigte, schon von ihrer Religion, von ihrer Staatsverfassung und einer Menge glücklich zusammentreffender Umstände wunderbar bereitet. Ein reicher Teppich der mannichfaltigsten, frohesten Gestalten lag, so zu sagen, im üppigen Leben der Wirklichkeit vor ihnen ausgewickelt. Ihr jugendlichkräftiger Genius durfte diese Bilder nur aufnehmen, wie sie vom Zeitalter zurück in ihn einfielen, und in schöner Zusammensetzung zu seinen eigenen schaffen. Mit kindlichem Glauben trauten sie, trauten ihre Zeitgenossen dem übersinnlichen Sinnlichen, in welchem das Geistige sinnlich und das Sinnliche geistig war, und sie waren, wenn sie der Phantasie ihrer Mitwelt das erhöhete Leben, von dem sie umgeben waren, wieder in treuer Auffassung darstellten, ihres Eindruckes auf dieselbe gewiß.

Wir — doch was mehr hier zu sagen wäre, und welchen Gebrauch unsre Künstler noch jezt,

bei

bei so veränderten Umständen, vom Wunderbaren und dem allgemeinen Hange der Menschen zum Wunderbaren machen könnten und sollten, das sei einigen andern Blättern entweder hier oder an einem anderen Orte aufgespart!

Conz.

2.

Dramaturgische Miscellen.

2.

Ueber den Philoktet des Sophokles.

Ich habe den Philoktet des Sophokles, des weisesten, nüchternsten Tragikers, wieder gelesen. Das Publicum weißt, was Lessing (im Laokoon), Herder (in den kritischen Wäldern), und andere Kunstrichter über dieses treffliche Stück geschrieben haben. Ich gebe hier, unabhängig von diesen schäzbaren Bemerkungen, die Resultate des Eindrucks, den es neuerdings auf mich gemacht hat. Ein vorzügliches Interesse scheint mir dieses Drama von der moralischen Seite her zu gewinnen: nicht, daß ich der Meinung wäre, der Künstler müße diese besonders herausheben, oder gar seinem höheren Zwecke — Anregung der Leidenschaften, Erweckung

ckung der Theilnahme — vorordnen: auch sind die Situationen in diesem Stücke nicht angelegt um der moralischen Seite willen: es ist nicht gemacht, um einen oder mehrere sittliche Grundsätze oder Maximen darin durchzusetzen und in Anschauung zu bringen, wie diß bei verschiednen neueren Producten der dramatischen Muse, z. B. den Iffländischen, auf eine verkehrte Weise und immer mit Aufopferung höherer Anforderungen der Kunst öfters der Fall ist: sein moralischer Werth geht aus dem hohen, einfachen aber ächttragischen Plane, geht aus den Situationen, die dieser Plan herbeiführt, ungezwungen hervor: und eben diß ists, wodurch dieses Stück in meinen Augen gehoben wird: auch erscheint die Würde der Pflicht nicht im Hauptcharacter, dem Philoktetes selbst, sondern im Neoptolemus: und sie verfehlt ihrer Wirkung auf unsre Herzen um so weniger darum, weil dieser Neoptolemus nicht gerade als idealischer Tugendheld aufgestellt ist, sondern als Mensch von wohlbeschaffener Seele, die aber doch gegen die Versuchungen des Lasters noch nicht ganz abgehärtet ist, als ein junger Mensch von feurigem, hohen Geiste, der anfänglich den niedrigen Antrag des Ulysses, durch Verstellung und List seinen Absichten zu dienen, abweist, mit Entsetzen abweist (I. Act, I. Sc.), aber doch als ein ehr-

geitziger Jüngling allgemach durch die Vorstellungen des Ruhms die der Pflicht überwältigen läßt, so daß die schlimmere Seele über seine bessere zu siegen scheint.

Ein minder feiner Kenner des menschlichen Herzens würde vielleicht diesen Kampf anhaltender geschildert und viele Tiraden daran verschwendet haben: Sophokles thut dieses nicht. Es gilt rascher Entschluß: sein wahrheitliebender Neoptolemus ist eben so rasch entschlossen und liebt Ehre und Ruhm gleich heiß, als die Gerechtigkeit. So wie die Vorstellung des Ruhms der Tapferkeit, daß er dem Ausspruche des Orakels zufolge nicht anders als durch die Pfeile des Philoktetes der Eroberer von Troja werden könnte, und des Ruhms der Klugheit, durch Ueberlistung des Schwächeren, die ihm Ulyß in diesem Falle nothwendig zu machen weißt, sich seines Herzens bemächtigt, so weicht er: „es sei! hinunter mein Gewissen!" *) ist die einzige

*) In der Anführung der Stellen bediene ich mich der neuesten deutschen Uebersetzung von Herrn Schmalz (1795.), die, nach meinem Urtheile, ganz mit Unrecht von einem kritischen Jemand in dem Hinterstübchen der L. Z. (der kl. Anzeiger) wie

inzige Rede, die er jezt ausruft: er übertäubt nun alle weiteren Einreden seines vorher so gegenwärtigen, lebendigen Pflichtgefühls, und nachdem er sein Wort gegeben, hält er sich allein, nach einer dem Menschen gewöhnlichen Unredlichkeit der Selbsttäuschung, einzig an die nun eingegangene Pflicht, und glaubt sich der höheren so entledigt. — „Ich habe es versprochen," sagt er, das ist genug: und so bleibt er dem gegebenen Worte getreu, und spielt seine übernommene Rolle lange, ohne eine Spur von rückkehrender Bedenklichkeit. Gewiß nicht ohne Widerspruch seines Herzens: aber diesen Widerspruch durfte der Dichter um so weniger sichtbar werden lassen, da ihn der Held selber vor sich zu verbergen sucht. Einmal, denkt er, will ich mir eine Ausnahme von der Regel der Wahrhaftigkeit erlauben, weil diese Ausnahme zu nüzlichem Zwecke für das Vaterland und mich führt, und dann ewig um so getreuer an ihr hangen *). Weder

wie ein gemeines Schülerexercitium behandelt wurde, da sie, wenn ihr auch einige philologische Sünden dürften zugerechnet werden können, doch in den Geist des Originals tiefer als alle, die wir sonst haben, eindringt.

*) Nach dem Rathe des Ulysses: nur heut' einen Betrug, und dann ewige Ehrlichkeit! Leihe dich nur

der erbärmliche Aufenthalt des Einsiedlers, noch sein mitleiderweckender Anblick selbst, nicht die Erinnerung des Undanks der Griechen gegen den armen Mann, nicht sein menschliches Zutrauen zu ihm, dem Fremdlinge, mögen ihn erschüttern. Er schlingt seine Empfindung ganz in sich zurück. Wir werden lange keinen Kampf streitender Neigungen mehr gewahr: hartnäckig verfolgt er seinen Verspruch an Ulyß.

Es ist wahr: wir kommen in Versuchung, uns über die schnelle Veränderung des jungen Mannes, der sich so edel angekündigt hatte, zu ärgern: wir hoffen zwar noch von den ersten schönen Ausbrüchen der feurigen, gerechtigkeitliebenden Seele, als Neoptolemus so entschlossen den Antrag des Ulysses als niedrig verwarf, aber wir fürchten auch wieder von dieser Festigkeit seines Characters, die er jezt, da er einmal anders gewählt hat, bewährt, von seinem Stolze, seiner Ehrliebe, seinem Pflichtgefühle selber, die ihm ein gegebenes Wort zu brechen verbieten, und so weißt der Verfasser wieder die Verwicklung des Stücks ganz an unsre Empfindungen zu knüpfen. Das Interesse, das

aus

nur auf einen Augenblick zu einer kleinen Lüge, und sei dann dein ganzes Leben hindurch der frömmste und aufrichtigste Mann. I. Act, I. Sc.

aus dieser gespannten Erwartung entspringt, ist als ästhetisches und moralisches Interesse, doppelt anziehend. Erst, da Neoptolem bereits das ganze Zutrauen des Philoktetes gewonnen hatte, da wir uns nachgerade mehr mit Unwillen über den Ulyß, daß durch ihn eine so reine Seele verfälscht werden mußte, als über den Sohn Achills erfüllt sehen, als Philoktet, von seinen körperlichen Schmerzen überwältigt, in Schlummer sinkt, beginnt die Katastrophe. Wir fürchteten schon für Philoktet, den ehrwürdigen kranken Einsiedler: sein menschenleerer wilder Aufenthalt, sein trauriges Schicksal, sein wunderbarer Bogen, an den das Schicksal Trojas geknüpft ist, diese Weisheit und männliche Stärke, die in seinem Charactere verschmolzen liegen, alles dieses zusammen macht unsre Phantasie mit wehmüthiger Lust an seinem Bilde verweilen. Wie, theilen wir nicht seine schöne Freude über den „bekannten süßen Ton der Griechen," als er Neoptolemus reden hört, seinen Antheil am Schicksale der Griechen vor Troja, seine auflebende Hoffnung, als er hört, Neoptolemus reise in seine väterliche Insel zurück, als er ihm endlich ihn mitzunehmen und in seine eigene Insel bringen zu lassen verspricht — und die schönen Hoffnungen sollten getäuscht werden? Statt nach Hause zu schiffen, sollte

Philoktet mit Gewalt vor das ihm verhaßte Troja geschleppt werden. Neoptolem kann es von sich erhalten, einen solchen Unglücklichen so schrecklich zu hintergehen, seiner Leiden so grausam zu spotten? Jezt, als der wüthende Schmerz den unglücklichen Dulder überfällt, scheint ein besserer Geist in der Seele des Neoptolems wieder zu erwachen. Der leidende Held hat ihn angegriffen, die Wirkung dieses Leidens auf den Sohn des Achills wird uns nicht sowohl in vielen Worten, als in leisen Zügen, die den anbrechenden innern Kampf zwischen Pflicht und Wunsch andeuten, kund gethan. Der Schlummer des armen Mannes, der jenen Ausspruchen des Schmerzes folgt, ließ dem Neoptolem noch gerade so viele Zeit, über das, was er bereits gethan, und was er weiter zu thun im Begriffe war, nachzudenken. Einer aus dem Chor ermuntert ihn, den Augenblick zu benutzen; und, indeß Philoktet schläft, mit dem Bogen davon zu gehen, und den Schlafenden allein auf Lemnos zu lassen.

Dir winkt die Gelegenheit;
„sie ist mehr als Weisheit werth" (II. Act. I.)

Diesen Antrag stößt er zurück:

„Er schläft noch, hört von allem noch kein Wort"

Doch

Doch sagt er vernünftelnd, indem er sich die Idee des Nutzens und eines göttlichen Gebots vorhält:

„Doch fürcht' ich, ohne ihn ist uns der Bogen,
Ist unsre Reise ohne Nutzen.
Ihm nur gebührt der Ruhm; nur ihn zu holen
Befahl ein Gott —

und, wie unwillkührlich gesteht er es sich jezt, daß er verrätherisch gehandelt:

„Den Bogen hier
Durch niedrigen Verrath geraubt zu haben —
Und den umsonst geraubt zu haben,
Das wäre zwiefach bittre Schande.

Indeß hebt Philoktes sein Auge empor und sein erstes Wort ist ein Wort des innigsten Dankes gegen seinen jungen Freund. „Der ihn — wie „unähnlich den Atriden — mitten in seiner Noth „nicht verließ, der treu bei ihm ausgehalten, der „seines Klagsgeschreies nicht überdrüßig worden, „vom Eckel, den seine Krankheit verbreitete, sich „nicht aber verscheuchen lassen." Es ist die Rede davon, ihn an Bord zu bringen: aber immer höher steigt nun der Kampf in der Seele des jungen Mannes: er kann seine Verlegenheit nicht zurückhalten. Ihr Götter, ruft er aus, enträthselt mir, was ich jezt thun soll. — Es

ist zu viel! wie reiß' ich mich aus dieser ängstlichen Verlegenheit! Philoktetes wird irre an ihm; der arglose, keinen Verrath noch ahndende, wähnt nur, es möcht ihn wieder eine Reue wegen seines Verspruches, ihn nach Scyros mitzunehmen, aus Furcht vor seiner Krankheit, von deren furchtbaren Symptomen er so eben Zeuge gewesen war, angewandelt haben. O es sind, bricht der edle junge Mann aus, allenthalben Schwierigkeiten und Gefahren, wenn man ausser seinem Character handeln, wenn man etwas thun soll, das wider unser Herz ist: und endlich, als jener auf eine bestimmtere Erklärung dringt, giebt sie Neoptolemus: es muß heraus: hin nach Troja sollst du, hin zu den Griechen, hin zu den Atriden: der edle Sieg der Pflicht über die List hat nun seinen glorreichen Anfang genommen. Welch ein schreckliches Licht geht jezt dem unglücklichen Philoktetes auf! Noch kommt Ulysses hinzu und vollendet die Verzweiflung des Verrathenen, Verlassenen, der seinen Bogen, den einzigen Genossen seines Elends, und seinen treuen Freund in der Noth, in fremden Händen sieht, und ihn vergebens zurückfleht. Ulysses läßt ihn binden und will ihn mit Gewalt wegführen. Von seinen Verwünschungen und Klagen gerührt, läßt er ihn los: „mag

„er

„er hier bleiben; wir bedürfen seiner „nicht, wir haben ja seinen Bogen. „Teucer weißt auch Bogen zu spannen, „auch ich weiß es, und glaube ihn nicht „schlechter zu führen, als du. Hause „du hier auf Lemnos." Er verläßt ihn, auch Neoptolem folgt zaudernd mit dem Bogen des Unglücklichen: doch gebietet er seinen Leuten, bei Philoktet zu bleiben, und ihm beizustehen, auch noch einmal das Lezte zu versuchen, ob sie ihn nicht zur Mitfahrt bereden könnten, bis er sie rufen würde. Noch hat die Pflicht in ihm nicht ganz ihren Sieg vollendet: schon beim Weggehen arbeitet in ihm ein andrer Gedanke. In einer der lezten Scenen des Stücks kommt er zurück, entschlossen, es gelte, was es wolle, den gestohlenen Bogen wieder dem Eigenthümer zurückzugeben: umsonst holt ihn Ulysses, der sein Vorhaben ahndet, ein, umsonst hält er ihn zurück. Keine Vorstellungen, keine Drohungen, keine Bitten wirken mehr vor der neukräftigen heiligen Stimme in ihm: sein Geist hat seine vorige schöne Freiheit wieder gewonnen. „Wenn ich „als ein rechtschaffener Mann handle," ruft er dem dräuenden entgegen, „so fürchte ich niemand, am wenigsten dich und deine Drohungen." Kühn bietet er dem trotzigen Heerführer den Zweikampf an, den der

kluge vermeidet, mit den Drohworten sich wegwendend: „das Heer mag dich strafen"; worauf er bitter erwiedert: „da bist du wieder ganz der kluge Ulysses. Wenn du immer so vorsichtig bist, so wirst du unversehrt durch das Leben kommen." Nur langsam wagt sich Philoktet aus seiner Höhle heraus, aus der ihn Neoptolemus ruft; nur als er seinen Bogen sieht, streckt er schüchtern, halb glaubig, halb unglaubig, seine Hand hervor, und als er ihn, troz des abermaligen Dazwischendrängens des ihm verhaßten Ulysses, in der Hand hält, ist sein erstes Gefühl, seine Rache an ihm zu befriedigen: Neoptolem hält ihn zurück; Ulyß entfernt sich aufs neue: Eure Heerführer sind leere Prahler, ruft Philoktet, feig, wo es gilt, tapfer und trotzig im Schwatzen. — Aber nun überläßt er sich auch ganz seiner Freude und dem Danke gegen den edlen Sohn Achills: „du bist wahrlich deines edlen Vaters Sohn: ach er war der edelste aller Menschen in seinem Leben, ist der edelste aller Todten nach seinem Tode." Noch versucht es jezt Neoptolemus aufs neue, da er seine Pflicht in ihrem ganzen Umfange erfüllt, den Rücksichten auf sich, auf die Griechen und auf Philoktet selbsten zu lieb, ihn mit den dringendsten Bitten zu bewegen, zum Heere der Griechen mit ihm zu gehen:

aber

aber der hartnäckige, durch Elend gegen die Atriden und gegen Ulyß unversöhnlich gemachte Mann will nicht da seyn, wo diese sind. „Erfülle mir dein Wort, bittet er ihn: bringe mich in mein Vaterland, bleibe du in deinem Scyros. Laß die Verräther dem schmählichsten Tode zum Raube. Ich, die Welt, die Manen deines Vaters werden dir es danken. Setzest du, wenn du ihme hilfst, dich nicht zu ihnen herab?" Auch diese Bitte sagt er ihm zu. Im edelsten Verzicht, auf eigene Vortheile, Ruhm und Siegsehre, ja mit Gefahr zu befürchtenden schlimmer Folgen, opfert er sich selbst seinem ihm nun so werth gewordenen neuen Freunde auf. Wahrlich das schönste Söhnopfer, das er hier auf dem Altar beleidigter Menschenrechte niederlegt; diese lezte Handlung ist der Triumph seiner schönen Rückkehr zur Pflicht, die er, verblendet von Ehre und vom Ansehen eines schlauen, geschwätzigen Volksführers, einige Zeit vergessen konnte, und wirklich bereits verlezt hatte.

Aber der Wille des Schicksals sollte dennoch vollführt, und auch dem jungen zweifachen Helden, dem Helden der Tugend und der Kriegstapferkeit, seine Ehre werden. Was dem Menschen nicht gelang, konnte einem Gotte nicht feh-

len. Herkules, von dem Philoktet den Wunderbogen auf Oeta erhalten hatte, Herkules, der Gott, erscheint auf einer glänzenden Wolke, und ermahnt den eigensinnigen Mann, seinen Vorsaz zu ändern, und dem Rufe des Schicksals zu folgen, das ihn nach Troja fordre, wo er allein könne und werde geheilt werden, und wo das Palladium seines Bogens endlich die lang belagerte Troja in Staub stürzen würde. Dem Gotte folgt Philoktet, und beide ziehen mit frohlichen Hoffnungen von der Insel hinweg, die der Mann der Leiden noch in einer rührenden Apostrophe seegnet.

Ich frage jeden Leser, dem die Würde sittlichen Gefühls heilig ist, ob der in diesem schönen menschlichen Drama vortreflich, auch von Seiten der Anforderungen dramatischer Kunst dargestellte Kampf der Pflicht, mit der Neigung und der vollendete Sieg jener über diese, nicht die schönste Seite des Stückes ist. Immer mag der Hauptzweck des Dichters Erweckung der Theilnahme an seinem leidenden Helden, Philoktet, gewesen seyn: diese scheint er mir aber doch nicht sowohl durch die Darstellung der körperlichen Schmerzen, denen er ihn unterwirft, und durch die Vorhaltung der ganzen ihn umgebenden Elendsscene, deren Schilderung manche, wie bekannt ist, zu weit getrieben fanden, haben motiviren

viren zu wollen, als dadurch, daß zu dem übrigen physischen Unglücke, mit dem der Held des Stücks bereits zu kämpfen hat, jezt noch ein anderes hinzukommen soll, das gerade auf sein Herz zielt. Oder, man könnte sagen: unser Mitleiden sollte auf eine doppelte Art, physisch und moralisch angeregt werden. Das Werkzeug für die zweite Rücksicht ist Neoptolemus, und hier schließt sich der untergeordnete sittliche Zweck des Dichters auf eine natürliche Art dem vorgeordneten der Rührung, durch Mitleiden und Besorgniß für Philoktet, an. Aber schön ists, daß gerade das, was die Theilnahme an dem Unglücklichen zuerst einleitet, sein äusserliches Ungemach und namentlich seine körperlichen Schmerzen, die ich jedoch nicht mit Lessing als Hauptidee des Stückes ansehen kann, vom Dichter zur weiteren Entwicklung des Dramas und auch zur Leitung seines moralischen Zweckes weislich genüzt sind. Denn sind es nicht diese, als Neoptolemus den von ihm Hintergangenen in seinem Paroxismus zu betrachten Gelegenheit hat, und durch den hierauf folgenden Schlummer weiter Zeit über sich selbst nachzudenken findet, die die erste gelegenheitliche äussere Anregung zur Reue für ihn werden und seinen Willen zum Bessern bestimmen, bis allgemach der schöne Sieg vollendet hervorgeht.

Der

Der Character des Neoptolemus dient zu Erweckung größerer Theilnahme an Philoktet: aber er ist auch als ein selbstständiger Character ungemein anziehend, und es scheint beinahe, einige Kunstrichter haben ihn ob dem Helden des Stückes zu sehr vernachläßiget; und Dank dem schönen Geiste der jungfräulichen Sophokleischen Muse, der in ihm ein so schönes Bild der Schwäche und der Stärke menschlicher Natur den Menschen wollte offenbaren.

Conz.

Bei Verlegern diß sind folgende Bücher zu haben:

Abel, (Jac. Fr.) Erläuterungen wichtiger Gegenstände aus der philosophischen und christlichen Moral, besonders der Ascetik, durch Beobachtungen aus der Seelenlehre, gr. 8. 790 18 gr.

d'Alemberts Lobreden in den Sitzungen der franzöſ. Academie gehalten, 8. 782 12 gr.

Andrä, (J. V.) Fragment aus dem dreißigjährigen Krieg, betreffend das Schicksal und die Einäscherung der Stadt Calw, geschehen den 10 Sept. 634. 8. 773 8 gr.

—— vollständ. Verzeichniß aller seiner in Druck gekommenen latein. und deutschen Schriften, 8. 793 3 gr.

Anekdoten grosser und berühmter Frauenzimmer, die ihrem Geschlechte Ehre machten, in den ältern und neuern Zeiten, 8. 793 1 Rthlr. 12 gr.

Annalen der Geschichte Frankreichs, 2 Theile, 8. 795 1 Rthlr. 8 gr.

Aphorismen über das Erinnerungsvermögen in Beziehung auf den Zustand nach dem Tode, 8. 792 8 gr.

Auswanderungen, über die, der Wirtemberger, 8. 796 9 gr.

Bacos, (Fr.) Unterhaltungen über verschiedene Gegenstände aus der Moral, Politik und Oeconomie, 8. 797 14 gr.

Bardili, (C. G.) über die Gesetze der Ideenassociation und insbesondere, ein bisher unbemerktes Grundgesez derselben, 8. 796 4 gr.

Elvert, (Eman. Gottl.) einige Fälle aus der gerichtlichen Arzneikunde, 8. 792 8 gr.

Elvert,

Elvert, Eman. Gottl. über den Selbstmord in Bezug auf gerichtliche Arzneikunde, ein Versuch, 8. 794 8 gr.

Gmelin, (C.) über thierischen Magnetismus in einem Brief an Herrn geheimen Rath Hofmann in Mainz. 1stes und 2s Stück, 8. 787 1 Rthlr.

Höslins, (J.) Beschreibung der Wirtembergischen Alp, mit landwirthschaftlichen Bemerkungen, herausgegeben von M. J. Höslin, 8. 1 Rthlr 4 ggr. oder 1 fl. 45 kr.

Lebensbeschreibung Johann Osiander, 8. 795 8 gr.

Lebensbeschreibung Heinrichs des Großen, Königs in Frankreich, von Harduin von Perefixe, a. d. französ. 8. 793 1 Rthlr. 4 gr.

Mauchard, (J. D.) für Jünglinge und Mädchen beim Eintritt in das Jugendalter, ein Confirmationsgeschenk, 8. 794. 12 gr.

Proselytenmacherey durch Aberglauben, eine aus Criminalacten vom Jahr 788. gezogene Geschichte. Nebst philosophischen und historischen Untersuchungen über diesen Gegenstand, gr. 8. 791 8 gr.

Schellings, (F. W. J.) über die Möglichkeit einer Form der Philosophie überhaupt, 8. 795 4 gr.

Schmidts, (J.) Tellus und Urania; oder Poesien über Humanität, Natur und Gott, 8. 795 20 gr.

Seneka an Helvia und Marzia, übers. und mit Anmerk. und einer eigenen Abhandlung über Senekes Leben und sittl. Karakter, begleitet von C. P. Conz, 8. 792 14 gr.

Steeb, (Joh. Gottl.) über den Menschen nach den hauptsächlichsten Anlagen in seiner Natur, 3 Bände, gr. 8. 796 3 Rthlr.

Weiß, (J. F.) Katechismus über die Glükseligkeitslehre Jesu Christi, in der heutigen Volkssprache, 8. 791 6 gr.

Druckfehler.

Seite	9	Linie 5	von unten nach: explicata sint setze: heraus.
—	23	— 11	v. u. nach: Geist, setze: nicht.
—	63	— 10	v. u. statt müßten, lies: mußten.
—	68	— 6	statt leztere l. erstere.
—	71	— 9	statt lästig l. läßig.
—	—	— 3	v. u. statt empfindenden l. erfindenden.
—	73	— 8	statt führt l. stört.
—	77	— 5	statt Geschichte l. Geschäfte.
—	81	— 1	statt leicht l. leiht.
—	—	— 9	v. u. statt der l. den.
—	89	— 11	statt Wandrer l. Wandern.
—	97	— 6	v. u. statt Schaum l. Schauer.
—	128	— 4 5	st. Harnhöhlen l. Hirnhöhlen.
—	149	— 9	statt andere l. andern.
—	164	— 7	statt welcher l. welchen.
—	167	— 3	v. u. statt weißt l. weiß.
—	185	— ult.	statt unsere l. unsern.
—	199	— 1	statt zweifelt l. verzweifelt.
—	205	— 8	st. Ὁ φοβεῖται l. Οὐ φοβεῖται.

S. 205 L. 10 statt gebührt l. gebiert.
— 207 — 20 statt freien l. ganzen.
— — — 23 nach: noch setze: voll.
— 220 — 19 statt dankbar l. denkbar.
— 224 — 7 v. u. st. nemliche l. männliche.
— 231 — 4 v. u. statt anflieht l. anfliegt.
— 238 — 14 statt traulich l. minder traulich.
— 280 — 14 statt Zier l. hier.
— 295 — 7 del. „ " und die Worte: wo es vor: nüzlich.
— 305 — 3 nach: zurecht setze: gebracht.
— 313 — 17 18 statt für Wohl l. hier wohl.
— 319 — 2 statt zurückschauen l. zurückschauern.
— 322 — ult. in der Anmerk. statt der kl. Anzeiger l. den kl. Anzeigen.
— 327 — 6 v. u. statt aber l. habe.

Digitized by Google

COLUMBIA UNIVERSITY

This book is due on the date indicated below, or at the expiration of a definite period after the date of borrowing, as provided by the rules of the Library or by special arrangement with the Librarian in charge.

DATE BORROWED	DATE DUE	DATE BORROWED	DATE DUE
EMST	FEB 15 1986		
	SEP 13 1985		
	OFFIC. DEC 13 1986		
	OFFIC. OCT 13 1987		
	OFFIC. SEP 7 1988		
	FEB 15 1994		
GLX	SEP. 30 1996		
	OCT 21 1996		
GLX	FEB 17 1997		
	JUL 17 [redacted] 30 1997		
	MAY 04 1998		

Digitized by Google

12382841
COLUMBIA UNIVERSITY LIBRARIES
0112382841

150

M44
5-6

Digitized by Google